

**DIE  
RICHTERIN;  
EIN  
MODERNER  
ROMAN**

---

Hans Land



University of  
California:

Es lebe  
der  
Geist!

no 872  
L253  
2

Ernst A.  
Denicke  
Fund







HANS LAND

---

# Die Richterin

Ein moderner Roman

=====  
Vierte Auflage.  
=====

Berlin  
S. Fischers Verlag  
1894.

Alle Rechte vorbehalten.

TO THE  
AMERICAN

Frau Elise Tucznnski

in herzlicher freundschaft.

214541

### Werke von Hans Land:

Stieffinder der Gesellschaft. Zweite Auflage.	Preis 2,— Mf.
Die am Wege sterben.	" 1,50 "
Amor tyrannus.	" 1,— "
Der neue Gott. Zweite Auflage.	" 3,— "
Sünden.	" 2,— "
Die heilige Ehe. Schauspiel. (mit felix Hollaender.)	" 2,— "
Mutterrecht.	" 1,— "

---

Druck von Leistner & Dremsß, Magdeburg.



## I.

„Mutter, rief Herr Taubert, sieh mal, dadrüben wirds lebendig!“

Frau Taubert ließ die Zeitung sinken, über die sie sich gebeugt hatte, und blickte durch das Fenster.

„Wahrhaftig,“ sagte sie.

Drüben lag eine kleine, in heiterem Renaissance-styl erbaute Villa, die ihre rechte Seite der Rauchstraße, die Front jedoch der Rückseite des Ecke Drake- und Rauchstraße belegenden Taubertschen Besitztums zulehrte.

Zwei Monate hatte dieses Häuschen inmitten seines schweigenden Gartens mit geschlossenen Jalousieen gelegen. Es war das Eigentum eines Junggefellens gewesen, der in ihm zehn Jahre gehaust und getollt hatte, bis, eines schönen Tages, aus dem ersten Stock ein dumpfer Pistolenknall ertönte, der jähe Abschluß eines üppigen, leichtsinnig hingebachten Spielerlebens. In Subhastation ward das Besitztum, laut amtlichem Bericht, von einem gewissen

Rönninger erstanden, der einen alten Portier mit Gehülfe im Keller einquartierte, die Fensterjalousieen herabließ und seitdem verreist sein sollte, wie der Portier den wenigen Anfragenden mittheilte.

Nun, an diesem milden Septembervorgen, gleichsam aus dem Schlaf erwachend, schlug die Villa die Augen auf. Die Jalousieen wurden sämtlich emporgezogen, die blanken Fenster weit geöffnet und von flinken Tapeziererhänden mit gestickten Stores geschmückt. Unten in der Portierwohnung lag seit gestern Mittag ein Telegramm auf der Komode, das die Worte enthielt: „Komme morgen Abend. Wohnung in Stand setzen, Rönninger.“ Und nun ward an ein hastiges Reinigen gegangen. Die Staubtücher der beiden Alten flatterten bald aus diesem bald aus jenem Fenster wie wehmütige Abschiedsgrüße, diesem zweimonatlichen, herrenlosen, beschaulichen Dasein nachgesandt, das nun ein Ende nahm.

Das ganze Haus strahlte in festlicher Beleuchtung, sogar die zwei Portallaternen brannten, als abends nach sieben Uhr eine kofferbeladene Droschke vor dem Gartenthore hielt. „Der Herr ist da,“ sagte der weißhaarige Portier.

Ein hochgewachsener Mann im langen Reiseumantel und Schlapphut entstieg dem Wagen, begrüßte den Alten mit Handschlag und trat in das Haus. Wenige Minuten später ließ er sich in bequemer grauer Jagdjoppe auf einen Sessel des im ersten Stock belegenen Arbeitszimmers nieder. Die Thür



ging, Frau Heim brachte die blizende Kaffeemaschine und setzte sie auf den Tisch. Nun züngelte die bläuliche Spiritusflamme auf.

„Sind Briefe gekommen?“ fragte Rönninger.

„Gleich,“ sagte die Alte, eilte hinaus und brachte auf silbernem Brett einen Haufen Briefe. Rönninger sah die Couverts flüchtig an. Ein Cirkular — noch eins, eine Einladung . . .

„Essen Herr Rönninger heut Abend zuhause?“

Er blickte auf, die Alte stand wartend an der Thür.

„Heut Abend? Heute . . .“ Er befann sich, zog die Uhr und schüttelte den Kopf.

„Nein. Es ist schon spät. Ich trinke Kaffee sonst nichts. Ist das Schlafzimmer ordentlich gelüftet?“

„Zawohl.“

„Ausgepakt kann morgen werden. Es ist gut.“

Die Alte ging. Rönninger sah mit starren Augen in diese spielende, züngelnde, bläuliche Flamme.

Das Zischen des überkochenden Kaffees zog ihn ab. Er betrachtete nun dieses Ueberkochen durch die blanke Glasglocke der Maschine, während der feine Duft des fertigen Getränkes das Zimmer durchzog. Rönninger warf ein Stück Zucker in die Tasse, löschte die Spiritusflamme und goß ein. Da fiel sein Blick wieder auf die Briefe. Ein feines, längliches Couvert in mattem Grün fiel ihm auf. Er griff danach. Auf dem Verschuß des Umschlages

blitzte in Gold ein kleines, fein verschlungenes Monogramm. Ein dumpfer, etwas matter Parfümduft ging von dem Briefe aus, dessen Adresse mit veilchenblauer Tinte, in zierlichen Buchstaben geschrieben war. Rönninger öffnete den Brief. Er überflog ihn. Ein Schatten ging über das Gesicht des Lesenden, wie im Ekel hob sich seine Oberlippe über den blinkenden Zähnen, und der Brief flog auf den Tisch zurück. Sinnend sah Rönninger in dem vornehm ausgestatteten Gemach umher. Wie alte Bekannte grüßten ihn diese Möbel, die er aus seiner alten Wohnung in der Stadt mit herüber genommen hatte, die niedrigen breiten Sessel in tiefblauem Plüsch, das Kanapee, der große, weiche Teppich in derselben fatten Grundfarbe, der Spiegel dort in der Ecke, mit dem gleichen blauen Plüsch drapiert, der von zwei schwebenden goldnen Amoretten gehalten wurde, dort der mächtige Bücherschrank in blankem Ebenholz, hinter dessen kolossalen Spiegelscheiben das Gold auf den Bücherrücken verheißungsvoll blitzte, die niedrigen Tische, die hie und da zwischen den Sesseln stehend, mit schweren Prachtwerken belegt waren, die zwei echten Hildebrand-Aquarellen mit ihren tönenden Farben, dort neben dem Globus, und drüben über dem Kanapee die beiden Defregger mit ihren bildsauberen Burschen und Dirndl. Beim Fenster stand die alte Lampe mit dem traulich grünen Schirm auf dem riesigen Diplomatentische, den eine Ueberfülle von Photographieen und Nippes fast erdrückte.

An der Wand darüber, auf schwarzer Console unter Glas der silberne Ehrenbecher, das Geschenk des Personals zur Feier des zehnjährigen Bestehens der Rönningerschen Druckerei. Dort auf der Säule vor dem Fenster sein Liebling, der Krusesche Siegesbote von Marathon, diese nackte, bronzene Jünglingsgestalt, die in atemlosem Laufe, mit erstarrenden Augen daherstürzt, in verbundener Stirnwunde den Tod tragend, aus verbrannten Lungen mit jubelndem Siegesruf zugleich das Leben ausathmend, in hoch geschwungener Rechten das grüne Siegeszeichen, die Linke auf das vom wilden Laufe fast zersprengte, schmerzende Herz gedrückt. Im nächsten Momente, das kündigt jeder Muskel dieses Körpers, jeder Zug dieses Gesichts, muß dieser daherrasende Leib tot zusammenbrechen. Und über diesen schmerzdurchwühlten Zügen welsch' eine himmlische Siegesverklärung. — Wohlgefällig ruhte das Auge des Heimgekehrten jetzt auf diesem von dem grünlichen Lichte der Lampe wunderbar belebten Bildwerke. Ein bitteres Lächeln huschte dann aber plötzlich über die Züge des Einsamen. Um die von rötlichem Spitzbarte umrahmten Lippen spielte es und blitzte hinter den blanken Brillengläsern leuchtend auf.

War es nicht gerade, wie er dort hinüberstarrte zu dem Marathoner, war es nicht gerade, als stürze dieser in seinem rasenden Laufe auf ihn, den Betrachter zu? War es nicht, als richte er seine brechenden Augen auf ihn, als sei er es, dem diese

sterbenden Lippen ihr Triumphgeschrei: „Wir haben gesiegt!“ zujubelten? Als sei er es, dem diese krampfhaft geschlossene, fanatisch geschwungene Rechte den Siegeszweig in stürmendem Todeslauf zutragen wollte?

Nicht übel. Wirklich. Ihm — ihm einen Siegeszweig. Wahrhaftig. Ein Wit und ein schlechter dazu. Ein rechter Sieger war er. Du lieber Gott! Da war er nun zurückgekehrt. Diese zwei Monate Freiheit und Leben waren dahin, und nun konnte er sich wieder in den Frohn begeben und arbeiten. Arbeiten, das Wort erbitterte ihn. Arbeiten, wie hart das klang, wie erbarmungslos, wie herrisch. Arbeiten, war es wirklich dasselbe Wort, das ihm ehemals das einzige, schlichtende Heilmittel benannte, das ihm die Grillen vertreiben und das Leben erträglich machen konnte? Was war ihm denn? Er sprang auf. Mit großen Schritten ging er auf dem weichen Teppich hin und her. Was war ihm denn? Diese Zufälle von Gedankenqual, die hatte er doch seit Jahren nun fast gänzlich vermieden. Was sollte ihm denn das? Wie kam denn das nun — nun mit einem Male wieder über ihn, diese seine — seine Jugendkrankheit, die ihm die Jahre der Blüte verbittert hatte, diese Fähigkeit, aus drei, vier einzelnen Faktoren sich einen Schwarm bohrender, stechender Gedanken zu erzeugen, bis der große Ekel, das nackte Entsetzen vor dem Leben ihn überkam? Und woher war das heute gekommen? Jetzt? — Als er vorm

Jahr von seiner Sommerreise heimkehrte, da war er frisch, vollgesogen gleichsam von Sonne und Licht, mit frohem Mute, mit neuer Lust an die Arbeit gegangen. Damals, er erinnerte sich genau, war Arendt am Bahnhofe und holte ihn ab mit Nelson. Und der Hund, der große Bernhardiner, — der Zug stand noch nicht — riß sich von Arendt, der ihn am Halsbände zurückzerrte, gewaltsam los und sprang, ein Freudengeheul ausstoßend, an der Coupeethür empor, aus deren Fenster der Heimkehrende den Geschäftsführer begrüßte. Ja, das Tier . . . nicht zu bändigen in seiner Freude war es. Es ließ ihn kaum aussteigen. Winselnd und heulend sprang es wieder und wieder gegen die Thür des Coupées, und als er es endlich zurückgeheuchelt hatte und auf den Perron gelangt war, da richtete es sich kernengerade auf zwei Beinen auf, setzte ihm die mächtigen Vorderbeine auf die Brust und, immer freudig heulend, zwängte es unter dem Ledermaulkorb seine heiße, rote Zunge hindurch, das Gesicht seines abwehrenden Herrn zu liebkosen. Ein Vierteljahr später wurde der Hund überfahren und mußte vergiftet werden. Rönninger blieb im Zimmer stehen.

Er wollte sich doch wieder solch ein Tier kaufen. Es war doch schön, etwas Lebendiges um sich zu haben. Nicht von der Reise heimkehrend, bloß diese schweigenden glänzenden Möbel anzutreffen. Etwas Lebendiges, und wärs auch nur ein Hund, der sich freute. —

War es das, was ihm heute fehlte? Und dann — damals war er bei Tage heimgekehrt und sofort ins Geschäft gefahren. Er hatte garnicht Zeit gehabt, zu bedenken, wie einsam er war. Ja, so war es um ihn bestellt. Er durfte garnicht zur Besinnung kommen. Nur immer in Atem bleiben, nur immer gehezt und getrieben, von seinen Geschäftssorgen bis über die Ohren in Anspruch genommen, und dann ab und zu eine Nacht durchwüsstet, so daß er den Tag darauf halb verschief und dann, von Ekel erfüllt, kopfüber sich von neuem in die Arbeit stürzte. So lebte er. Es war eine ewige Flucht vor — ja wovor eigentlich? Vor sich selbst? Nein. Er war mit sich im Reinen. Er floh vor etwas Anderem. Vor dem Bewußtsein der Zwecklosigkeit seines Lebens floh er. Das war es. Er arbeitete; — ja. Er hatte aus kleinsten Anfängen seine Druckerei zu einer der bedeutendsten der Stadt gemacht. Hunderte von Existenzen hatte er gesichert. Die gesamte bessere Geschäftswelt versah er mit den nöthigen Druckerzeugnissen. Ein großes Annoncenunternehmen, die Modestblätter, gab er im eigenen Verlage heraus. Nebenher druckte er eine unendliche Menge von Schulbüchern, von denen er die besten, gleichfalls im eigenen Verlage, fort und fort neu auflegen mußte; außerdem zwei große Fachblätter, welche die Interessen der Schlächter und Lohgerber auf das Idealsite wahrnahmen.

War dies alles wirklich so zwecklos? Füllte er

seinen Platz etwa nicht aus? Hatte er neben dem großen eigenen materiellen Verdiensten nicht auch ein solches um die Gesellschaft? In diesem Sinne war sein Leben durchaus kein zweckloses. Im Gegenteil. Er selbst war nichts weniger als eine problematische Natur. Er genügte seiner sozialen Lage und sie genügte ihm. Ihm als Berufsmenschen genügte sie. Sie genügte ihm, aber sie füllte ihn nicht aus. Er war nicht Gesellschaftstier genug, um sich davon allein befriedigt zu fühlen. Nicht der Gesellschaft, — nein, sich selbst — auch nicht sich selbst, — nützen wollte er einem dritten Faktor. Einem, der fehlte. Das war es, was er als die Zwecklosigkeit seines Schaffens schmerzlich empfand, daß dieses fehlte, dieses Dritte.

Er hielt ein in seinem erregten Gange durch das Zimmer. Er sah düster zu Boden, strich über die Stirn und stampfte mit dem Fuße. Da war er ja wieder so weit. Da war er ja wieder bei dieser verdammten Ehefrage. Nein, nein und nein! Hieran durfte er nicht denken. Das blieb ihm versagt — unabänderlich. Davon wollte er sich nun endlich überzeugt halten. Und doch — und doch immer wieder kam er mit seiner Sehnsucht darauf zurück. So richtet man unablässig seine Wünsche auf das, was verwehrt bleibt, man schmückt es mit allen Reizen der Ferne und des Traumes und je weiter sie ihr entrückt wird, um so brennender wird die Sehnsucht.

Aber er durfte nicht daran denken zu heiraten.

Nicht einmal daran denken. Hierauf mußte er verzichten. Nur dieses festhalten. Nur hieran nicht rühren. Ledig bleiben, damit war zu rechnen, und alles, was hiergegen sich in ihm auflehnte, zum Teufel damit!

Er raffte sich mit einem Ruck empor, seine Glieder dehnten sich, er hob den Kopf. Seine ganze Gestalt reckte sich, wie von neuer Willenskraft durchströmt. Mit festen Schritten ging er zum Fenster und riß es auf.

Die linde Luft des Herbstabends strömte herein, und mit Behagen atmete er sie. Er bohrte seine Augen in das Dunkel. Wie lauernde Riesen tauchten die Bäume des Gartens mit ihrem schwarzen Laubwerk aus dem Dunkel auf. Von dichten Stores verhüllt schimmerten drüben zwei erleuchtete Fenster durch die Finsternis. Sonst war ein tiefes Schweigen rings, nur das leise Flüstern und Rauſchen des Laubes, in dem der Wind sich regte, drang zu ihm.

Er wandte sich ab, trat an den Schreibtisch, nahm einen Bogen aus dem Papierständer und, nachdem er einen Moment mit bitteren, zusammengekniffenen Lippen vor sich hingestarrt, nahm er die Feder und schrieb:

Berlin, 29. Sept. 92.

Lieber Fredo!

Du wirst Dich nicht schlecht wundern, von mir etwas Geschriebenes zu empfangen.

Haben wir doch seit diesen fünfzehn Jahren, da Du in Paris lebst, nie anders miteinander correspondiert als einmal jährlich telegraphisch, wenn ich Dir meldete: Komme dann und dann. Der fin de siècle-Mensch hat wirklich weder Lust noch Zeit zum Briefeschreiben. Ich versichere Dich dessen gleich von vornherein, damit Dich nicht etwa der fürchterliche Gedanke überfällt, ich wolle nun mit Dir einen regelrechten, empfindsamen Briefwechsel anfangen, wie er etwa vor hundert Jahren zwischen zwei schönen Seelen so gern geübt wurde. Daß ich Dir aber schreibe, ich will's nur gestehen, ist wirklich der Ausfluß einer eigentümlichen Stimmung, die mich jetzt, da ich eben heimkomme, befallen hat. Ich habe eine ganz ungläubliche, jugenhafte, dumme Sehnsucht mitgebracht. Wonach? ist eigentlich schwer zu sagen. Nach Dir vielleicht. Vielleicht nach dem Meere. Nach diesem buntbelebten Strande von Dieppe, an dem wir sechs lange, sonnenbeglänzte Wochen so froh und glücklich gelebt haben. Nach dem silbernen Lachen Deiner jungen Frau. Nach Deinem neuen niedlichen Heim in der Rue Mazarin. — Mensch bist Du glücklich! Wenn Du nichts hättest, als Deine Arbeit, die ja freilich eine Kunst ist, wärest Du schon besser dran, als ich, denn meine Arbeit ist schließlich doch nur ein Frohn. Ich habe gar kein Recht, darüber zu murren. Was soll ein Alltagsmensch wie ich, dem keinerlei Gaben wurden, einem bedeutenden Maler sein Können neiden? Das

ist ja müßig. — Aber Du siehst, es steht dumm um mich. Ich sitze hier und fange Grillen. Es ist aber auch! Kehre heim aus Frohsinn und Lust, aus Glück und Sonnenschein, und was empfängt mich? Vier schweigende Wände. Ist denn das ein Leben? —

Neben mir liegt ein duftendes Briefchen der kleinen Blanche, die nach meinen Hundertmarkscheinen schmachtet und als die Einzige mich anfleht, endlich heimzukehren. Du siehst, welch ein Uebermaß von Liebe mir beschieden ist. —

Ach, — ich ärgere mich wütend, daß mir die Energie fehlt, diese ganze sentimentale Anwandlung zu unterdrücken. Du kennst mich doch und weißt, so etwas paßt gar nicht zu mir. Und doch! Ich werd' es nicht los! Zudem bin ich außer mir über diese neue Wohnung. Das war wieder eine schöne Uebereilung! Das Häuschen, mitten im Tiergarten, ganz dicht am Neuen See belegen, ist ja reizend, und da ich das Geld, mit dem ich es wirklich sehr preiswert bezahlte, übrig hatte, und, bei dem fortwährenden Steigen der Grundstückspreise hier, eine bessere Anlage gar nicht machen konnte, so ist die Sache, als Geschäft betrachtet, nicht so schlimm. Aber welch' eine Idee, sich in diese Wildnis zu verbannen! In diese Totenstille. Das mir sonst so verhaßte Wagengerassel der Stadt fehlt mir jetzt. Diese Lautlosigkeit der Umgebung beengt mich. Ich

bleibe hier nicht. So etwas ist für glückliche Ehepaare gut. Unserer kann so isoliert nicht atmen. Mein würdiger Herr Vorgänger im Reich, der ungefähr auf der Stelle, an der ich diesen Brief schreibe, sich erschoss, war ja auch ein Junggeselle, muß aber leichteres Blut gehabt haben, als ich. Außerdem soll er ja diese Räume nicht allzu selten durch weibliche Schönheit und Jugend geschmückt haben. Das war ein Kerl! Wahrhaftig. Genieß, amüsierte sich, tollte solange es ging und dann — krach! ein Ende. Das nenn' ich Philosophie. So dumm wie ich ist das Herrchen nicht gewesen. Sich quälen, arbeiten, schuften, — wozu? Um leben zu können. Leben, atmen, sein — wozu? Um arbeiten zu können. Blödsinn. Und wenn man noch wenigstens zufrieden wäre. Aber nein. Stecke ich in der Arbeit, so haste ich, mich selber loszuwerden. Genieße ich, so werd' ich mir zum Ekel. Während meines Besuches bei Euch, war das nicht so. Das liegt wohl in dem Alleinsein. Hier bin ich ein Mensch, der für den Genuß der Wissenschaft keine Ruhe mehr hat, für künstlerische Freuden keine Empfänglichkeit. Morgen früh schreibe ich der kleinen Blanche, daß ich da bin, und morgen Abend wird sie sich bereits auf meinem Knie schaukeln und mir versichern, daß sie mich scheußlich liebe. — Ach — pfui — pfui — und diese Leere in mir, diese grenzenlose Hoffnungslosigkeit. Ich bin nun einundvierzig Jahre. Alter

werd' ich nun, immer älter und immer leerer, immer stumpfer, immer freudenärmer. Ich sehe so nichts, ich hoffe nichts, ich erwarte nichts, öde, öde liegt es vor mir, das was kommt; und zu alledem diese ewige, brennende Sehnsucht . . .

Er hielt ein. Seine Augen erhoben sich, mit halbgeöffnetem Munde lauschte er. Gedämpfte Töne von einem Flügel drangen durch das geöffnete Fenster zu ihm herein. Und nun Gesang. Von einer vollen, reinen, weichen Frauenstimme Mendelssohns' liebliches Lied und Heines' unsterbliche Verse:

Auf Flügeln des Gesanges,  
Herzliebchen trag ich Dich fort,  
Fort zu den Fluren des Ganges,  
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rotblühender Garten  
Im stillen Mondenschein;  
Die Lotosblumen erwarten  
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Feder entfiel ihm. Er stützte das Haupt auf. Einen schmerzlichen Druck spürte er an seinem Herzen. Diese Töne der Sehnsucht, die durch die schweigende Nacht in seine Einsamkeit drangen, er-

griffen ihn tief. Alles, was in ihm war an spöttischer Kälte, männlichem Troß, gereifter Ueberlegenheit und starker Kraft, das Gefühl zum Schweigen zu bringen, das wich und schwand nun. Wie Zentnerlast ward es von ihm genommen, und nun, zum ersten Male wieder seit seinen fernem Jugendtagen, gab er sich seinem Schmerze hin.

Drüben hob der Gesang wieder an.

Die Veilchen kichern und kosen,  
Und schau'n nach den Sternen empor;  
Heimlich erzählen die Rosen  
Sich duftende Märchen ins Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen  
Die frommen klugen Gazell'n;  
Und in der Ferne rauschen  
Des heiligen Stromes Well'n.

Er war aufgesprungen, mit bebenden Lippen an das Fenster getreten. Er lehnte sich hinaus. Das Zwischenspiel von reinen glockigen Flügeltönen quoll aus einem der gegenüberliegenden Fenster. Es war alles dunkel dort drüben, das Fenster aber mußte geöffnet sein, so deutlich klang die Musik.

So — aus dem räthelhaften, geheimnisvollen Dunkel wie von einer unsichtbaren Fee, die um seine Schmerzen gewußt, klang es tröstend herüber.

Dort wollen wir niedersinken,  
Unter dem Palmenbaum,  
Und Lieb' und Ruhe trinken  
Und träumen seligen Traum.

Während die letzten Töne verhallten, schlug  
Könninger beide Hände vor's Gesicht.  
Er schluchzte laut.

---



## II.

Am nächsten Morgen betrat Könninger sein Arbeitszimmer, in dem die Morgensonne glänzte. Im Vorbeigehen warf er einen Blick auf den Brief, den er gestern begonnen. Das letzte Wort desselben, „Sehnsucht“ fiel ihm in die Augen. Er nahm den Bogen vom Schreibtisch auf und starrte dieses Wort lange an. „Sehnsucht“ — was für eine Dummheit! Und das war das Leitmotiv der ganzen Epistel von gestern. Das war überhaupt hübsch gewesen gestern abend. Sollte man sowas bei einem so alten Kerl noch für möglich halten? Anwandlungen eines hysterischen Backfisches. Das sollte ihm nicht wieder passieren. Und dieses rührselige Dokument seiner gestrigen Weinerlichkeit, — was sollte er den Unsinn noch einmal lesen. Ihn in die Welt zu schicken als Beleg für seinen gestrigen Zustand, daran dacht' er schon gar nicht mehr.

Ob er den Wisch aufhobe?

Er griff das Papier am oberen Rande und riß

es mit einem Ruck quer durch, zwei — dreimal. Dann knüllte er es zwischen beiden Händen zusammen und warf's in den Papierkorb. Gleichsam als Gegen-dokument und Siegeszeugnis seiner selbst über den gestrigen Schwächling nahm er ein Billet und schrieb Folgendes darauf:

„Ich bin angekommen, Blanche, hast Du heute nichts Besseres vor, dann komm heut abend um sechs“.  
Gruß. Friß.

„Daß ich mich in Dieppe verlobt habe, wirst Du bereits wissen.“

Nun couvertierte er dies.

Er rieb sich die Hände. Da hatte er den alten Adam wieder. Mit dem ließ sich leben, ganz behaglich sogar. Nur immer hübsch an der Oberfläche bleiben und nicht grübeln. Höchst überflüssige, unangenehme Gewohnheit. Heut abend wird es lustiger werden.

Er klingelte und griff zur Zeitung. Er überflog diese endlosen Spalten und zwischen dem Gelesenen hindurch, dessen Sinn ihm dunkler und dunkler ward, rankte sich plötzlich, erst schüchtern, dann lauter und lauter, die Melodie, die ihn gestern so ergriffen. Er riß sich los davon und suchte seine Gedanken auf die Zeitung zu konzentrieren.

Also: Die Mißernte in Rußland, deren ganzen Umfang nunmehr — — wie merkwürdig, so wenige Lieder hatte er im Gedächtnis und gerade dieses

daß schon in seiner Knabenzeit einmal einen so unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte — —

Es war aber auch eine gar zu süße Melodie. Und dieser Text, diese Heineschen Verse — einzig. Und wie das zusammentraf — merkwürdig; gleichsam ein Niederschlag seiner ganzen gestrigen Stimmung ein Resumé seiner ganzen Gemütsverfassung klang ihm das gestern durch das Schweigen der Nacht in sein einsames Zimmer. Dabei verstand er von dem Texte wenig, aber er trug ihn so gegenwärtig in sich, daß er die Worte zu hören meinte, als er die Töne vernahm. Einzelnes vom Texte verstand er auch deutlich — so das „duftende Märchen“ der dritten Strophe. „Duftende Märchen“, er kostete den Zauber, die Musik dieses Wortes. — — Duftende Märchen . . .

Und welch' eine Stimme das war, wie voll und doch zart, wie heiß in der Empfindung und wie fein und tastend im Ausdruck dieser gleichsam hingehauchten Schilderung der mondbeglänzten indischen Zaubernacht. Ob es ein Mädchen war, das da gesungen? Kaum. Eine junge Frau wahrscheinlich. So sang nicht leicht eine Zwanzigjährige, die noch nichts erlebt hat. — Und welch' eine eigentümliche Art, im dunklen Zimmer, so spät abends sich an's Clavier zu setzen und zu singen. Es mußte wohl etwas mehr sein als die gewöhnliche herkömmliche Hausfrau mit dem Schlüsselbund. Das konnte man schon an ihrem Vortrage hören. Ob sie schön war? Ha ha — er lachte auf. Ha ha ha. Daß man doch immer dieselben Dummheiten begeht!

Das war vor etwa zwanzig Jahren, da hatte er als Student in der Marien-Kirche mal ein geistliches Concert gehört. Seine Schwärmerei dazumal. Im Verlauf dieses Concerts gab es einen Hymnus von Orgel, Geige und einer Sopranstimme ausgeführt. O domine deus, speravi in te, o care mi Jesu, nunc libera me, — so etwa ging der Text, und es packte ihn mächtig wie diese drei Stimmen. das dumpfe Grollen der Orgel, das silberne Singen der Geige und das inbrünstige Flehen dieser Frauenstimme sich zu einem seraphischen Gebet vereinigten. Besonders die Frauenstimme war wundervoll. Nie hatte er einen heißeren Erguß einer jungfräulichen Seele vernommen. Die Künstlerin hatte ihren Platz auf dem Chor vor der Orgel und war ihm, der im Schiff der Kirche saß, unsichtbar. Aber er glaubte sie zu sehen „in seines Geistes Aug'“, wie er damals zu sich sagte. Er sah sie zu Seiten der Orgel, ein blühendes Mädchen in weißem, faltigen Kleide, die Hände gefaltet, die himmelblauen Augen zu Gott erhoben, das mächtige, offene, dunkelblonde Haar sich schwer über die Schultern ergießend.

In der nun folgenden Pause konnte er sich nicht bezwingen und stieg zum Chor hinauf. Hier traf er den Küster und fragte diesen nach der Sängerin. Der Küster wies auf eine sehr ins Kraut geschossene, breithüftige Dame von etwa vierzig Jahren, die, mit dem ganzen Unschick der Provinz gekleidet, einen Klemmer auf der Nase trug, in einer Notenmappe

framte und anscheinend einen Bonbon lutschte. Rönninger mußte an sich halten, um nicht laut loszuplazen. Von seraphischen Hymnen hatte er vorläufig genug.

Und so konnt' es ihm diesmal wieder gehen, wenn er etwa sich einfallen lassen sollte, der Sängerin nachzuspüren. Er dachte aber garnicht daran. Nein, nicht in die Hand! Er war nicht hier herausgezogen in diese adlige Wildnis, um irgend welche Beziehungen zu seinen Nachbarn anzuknüpfen. Keine Ahnung. Nur keine Familiensimperei hier draußen. Hier wollte er sich auf eigene Faust amüsieren und absolut keinerlei Rücksichten nehmen. Frau Heim kam mit dem Thee. Er gab ihr den Brief, damit sie ihn zur Kohrpost bringe und ordnete an, wenn die Dame etwa vor ihm heut Abend eintreffen sollte, sie ruhig im Empfangszimmer unten warten zu lassen. Dann trank er seinen Thee, zündete sich eine Cigarre an, griff nach Hut und Stock und ging.

Aus der seitlich gelegenen Hausthür trat er in den Garten. Heute sah es hier ungleich freundlicher aus als gestern. Die Morgensonne vergoldete alles. Die Bäume zeigten nur vereinzelte gelbe Blätter und standen noch in sommerlicher Pracht. Mit einem flüchtigen Blicke streifte Rönninger die sauber gehaltenen Kieswege, die sich zwischen den Beeten hinwanden, dann ging er dem Gitter zu und trat auf die Straße hinaus. Er ertappte sich dabei, wie er die Fenster der Nachbarvilla mit neugierigen

Augen absuchte. Nun wandte er dem Hauje mit einer ungeduldigen Bewegung den Rücken, ging durch die Draefstraße, den Kanal entlang bis zur Herkulesbrücke, passierte den Lützow=Platz und nahm seinen Weg durch die Lützow=Straße. Er reckte sich und sog die frische Morgenluft behaglich ein. Gott sei Dank, nun ging es wieder an die Arbeit. Nun endlich. Er beschleunigte seine Schritte und trat in ein Haus der Lützow=Straße, dicht am Magdeburger Platz. Zuseiten der breiten Einfahrt prangten große Schilder, in mächtigen Goldbuchstaben darauf die Inschrift: „Buch= und Kunstdruckerei Fritz Rönninger. Redaktion und Expedition der Modeblätter.“ Rönninger ging über den asphaltierten Hof und betrat das fabrikartige, vierstöckige, mit mächtigen Fenstern versehene Quergebäude. Er erstieg die breite Steintreppe bis zum zweiten Stock. Hier öffnete er eine Thür und trat in das Bureau. Die Thürlocke schlug an. Es war niemand im Comptoir. Jetzt kam ein Lehrlinge in seinem blauen Arbeitshemde aus dem Sebersaal herein. Der Junge war erst seit einigen Wochen in der Druckerei. Er fragte den Herrn, was er wünsche. Dieser hatte bereits seinen Hut angehängt und den Stock in die Ecke gestellt. Der Chef packte den Kleinen an der Schulter und sagte: „Wo ist Herr Arendt?“

„Im Maschinensaal.“

„Schick' ihn her, mein Junge.“

„Ihren Namen?“

„Den sag' ich nicht.“ Damit setzte er sich an seinen Diplomatentisch und begann in den dort aufgehäuften Papieren zu kramen. Der Junge starrte ihn einen Moment verduzt an, dann stürzte er fort.

Ein paar Augenblicke vergingen, dann kamen hastige kleine Schritte herangetrippelt, ein kurzes Männchen steckte seinen roten kahlen Kopf durch die Thür.

„Was is? — — Herr Jesus — — Sie! —

„Arendt, alter Kerl, kriegen Sie nur nicht den Tod vor Schreck!“

„Nee — aber — sowas!“

„Beruhigen Sie sich nur!“

„Nee — nee — Herr Rönninger, das is keine Sache. Man schreibt doch 'n Ton. Ich hätte Sie doch vom Bahnhof abgeholt!“

„Keine Umstände, Arendt. Kam gestern abend.“

„Sehn großartig aus, nee wahrhaftig. Und verbrannt! Donner-Littchen. Na — — Er schob den halb zerfauten Stummel zwischen die paar gelben Bähne und reichte dem Chef die Hand hin. Na — freu' mich doch mit Ihnen! Ja. Was das Geschäft anlangt . .

„Sachte, sachte, wehrte Rönninger, zuerst, wie geht es Ihnen?“

„Gut, danke. Im Geschäft, Herr Rönninger, ist . .

„Mensch, können Sie Ihre Faktorseele denn gar=

nicht mehr zähmen. Vom Geschäft später. Erst will ich den Leuten guten Tag sagen. Ist da was vorgekommen?" Er wies gegen die Thür, die zum Seherjaale führte.

"N — nein, sagte Arendt zögernd. Das heißt, die Frida, die Bogenfängerin — die kleine Blonde . . .

"Na?"

"Die ist krank."

"Was!"

"Ja."

"Schwindsucht — dacht' ich mir — nicht wahr?"

"Ja."

"Hm. — Rönninger sah bestürzt zu Boden.  
„Liegt — was?"

Arendt nickte.

"Ist doch die einzige Tochter — nicht? — von der alten Wäscherin?"

"Stimmt."

"Sie zahlen ihr doch den vollen Lohn, Alter, hm?"

"Haben wir gemacht."

"Recht, sagte Rönninger. Er wandte sich zu der Thür des Seherjaales, schon drückte er die Klinke derselben nieder, da ließ er die Hand noch einmal sinken. „Alter, sagte er, telephonieren Sie mal an Troplowitz und schicken Sie dem Mädchel zehn Flaschen guten Ungarwein."

Arendt lächelte. Es schimmerte in seinen Augen. Berlegen schob er den qualmenden Stummel zwischen

seinen schmalen Lippen hin und her. Dann sagte er. „Auch das, Herr Rönninger, vorgestern, — — haben wir — vorgestern gemacht. Unterstützungs= konto gebucht.“

„Brav, Alter, brav, denkt doch an alles. Famoses, altes Haus!“ — Rönninger schlug seinem Faktor derb auf die Schulter und rüttelte in überquellender Sympathie an dem kleinen Männchen, das verlegen vor sich hinsachte.

„Wir beide — wir beide — sagte Rönninger, er vollendete den Satz nicht, sondern stieß die Thür des Seherjaales auf. „Guten Morgen!“ rief er. An den hohen Seherpulten reckten sich einige dreißig Köpfe empor. Ein vielstimmiges: Guten Morgen, Herr Rönninger!“ ging durch den weiten Raum. Der Accidenzsetzer, ein prächtiger alter Graukopf, kam heran, wischte sich die Rechte an seinem blauen Arbeitshemde und streckte sie Rönninger entgegen.

„Na, Sterner, auf'm Damme?“

„Feste,“ sagte der Alte.

„Wie sind Sie mit den Lehrjungen zufrieden?“

„Macht sich, Herr Rönninger.“

Dieser ließ seine Augen einen Moment umherwandern, dann ging er dem Fenster zu, wo ein kleiner Flachskopf sich tief auf seinen Winkelhaken herabbeugte. Rönninger zupfte den Zungen am Ohr. Dieser wandte sein hochrot erglühendes Gesicht dem Prinzipal zu.

„Seit wann arbeitest Du hier?“

„Seit vier Wochen.“

„Ist er brav, Sterner?“

„Ist er, Herr Rönninger.“

„So.“ Rönninger faßte den Bengel am Kinn, hob ihm das verschämte Gesicht und sagte: „Na nimm Dir wie ich aussehe, damit Du mich, wenn ich ins Comptoir komme, nicht wieder nach meinem Namen fragst.“

„Ist ja brillant,“ lachte Arendt.

„Sehr jut!“ rief Sterner.

Der ganze Saal lachte laut und der kleine Flachskopf wäre am liebsten in die Erde gesunken.

Nun ging Rönninger durch den Saal, hier und dort einem der Seher die Hand schüttelnd und ein paar freundliche Worte an diesen und jenen richtend. Jetzt hatte er die gegenüberliegende Thür erreicht. Er öffnete sie. Ein Donnern, Stampfen, Rischen und Dröhnen gellte ihm in die Ohren.

Bitternde Treibriemen wanden sich raschelnd blitzschnell hier und dort zu den Transmissionen aufsteigend durch den Raum. Das Klappern der sich drehenden Räder, das Rascheln der auf die Einführtrommeln fortwährend neu aufgelegten großen Doppelbogen, das Klingen der sich bewegenden Eisenteile der Maschinen, dazwischen ein lauter Zuruf eines der Arbeiter, dieser Höllenlärm, dessen sich Rönninger während seiner zweimonatlichen Reise entwöhnt hatte, drang ihm nun betäubend in die Ohren. Einen Moment noch stand er, als müßte er seine sich sträuben-

den Nerven in diesen Lärm gleichsam erst hineinzwingen, dann, als Arendt hinter dem Chef die Thür geschlossen hatte, rief der Letztere erst sein dröhnendes Guten Morgen in den Lärm hinein. Nur die Nächsthstehenden hörten es, hoben einen Moment den Kopf von ihrer Arbeit und nickten dem Heimgekehrten zu. Der Obermaschinenmeister, der eben die Reparatur einiger schadhaft gewordenen Einführbänder an einer der Schnellpressen überwachte, kam heran und begrüßte den Chef. Dieser wechselte ein paar Worte mit der alten Anlegerin Martha, die oben auf dem Trittbrett ihrer Maschine stand, und Bogen auf Bogen in die Klammern der Walze legend, die Konversation mit dem Prinzipal führte, ohne sich umzusehn. Der Lise, der ältesten Bogensängerin, die auf einer Holzbank sitzend, die fertig bedruckten Bogen auffing, welche die Maschine fortwährend wie ein Walfisch das Wasser, herausprudelte, dieser treuen Arbeiterin, die das aufgefangene Papier zu einem sauber geschichteten Stoße zurechtrückte, klopfte Könninger freundlich auf die knochige Schulter. Nun schritt er weiter von Maschine zu Maschine. Ueberall rastlos beschäftigte Menschen, bewegte Körper, geschwärtzte, muskulöse, halb entblößte, knochige Männerarme, dürftige, sich hin und her neigende Mädchenkörper, magere Frauenhände, alles in rastloser, gleichmäßiger Bewegung, als wären diese Menschenglieder nichts anders, als ebenfalls Maschinenteile, von den schlangengleich gleitenden breiten Riemen taktmäßig mitgetrieben. Noch eine

der Schnellpressen stand still, man hatte eben den Satz erneuert und ließ nun zur Probe einen Bogen langsam durch die Maschine gehen. Sachte rollte der kleine Wagen welcher den Satz trug, auf den Schienen vorwärts, sachte glitt die schwarze Walze über die Buchstaben hin, sie mit Druckerjchwärze bestreichend, langsam preßte die große Walze den Druckbogen gegen den von Schwärze feuchten Satz, zögernd glitt der frisch bedruckte Boden über die Fäden heraus auf die Ausleger, blanke Holzklammern, die sich mit ihm steil aufrichteten und umklappend den Bogen der Fängerin auslieferten. Eine Prüfung desselben ließ erkennen, daß einzelne Clichés des Satzes zu matt herauskamen, und so klebte man auf die Stellen der Walze, welche die Bogen gegen die Clichés drückten, Kartonstückchen, um einen klaren Druck zu bewirken.

Rönninger sprach noch ein paar Worte mit einem Mädchen, das unter einem Wasserleitungshahn in einer Art Bottich die nicht mehr gebrauchten Formen mit Lauge und Wasser von der Druckerjchwärze reinigte, dann zupfte ihn Arendt am Arm und zog ihn mit fort. Während sie ihren Weg durch den Maschinenjaal nahmen, dem Ausgange zu, begann der Faktor seinen Bericht, der ihm länger keine Ruhe ließ.

„Ja, wir haben vorige Woche die einundzwanzigste Auflage von Kuckuck's Rechenbuch rausgebracht. Die Auflagen der Schlächterzeitung sowie der Gerberzeitung sind um je circa tausend Exemplare gestiegen.

Mit Aufträgen von Verlegern sind wir überhäuft. Es liegen etwa zwanzig Romane vor, einige mathematische Werke, ein staatswissenschaftliches und eine Arbeit, über die ich mich ganz besonders freue: Ein dreibändiges, naturwissenschaftliches Prachtwerk von Professor Jener, das Springer verlegt, fangen wir nächste Woche an, vorausgesetzt, daß die Holzschnitte dann endlich soweit sind. Die Hauptsache aber, — er hielt ein. Sie hatten inzwischen den Sezerjaal betreten und durchmessen und standen nun vor der Thür des Privatcomptoirs, die Arendt öffnete. Die beiden Männer traten ein und schlossen die Thür hinter sich. „Die Hauptsache, begann Arendt wieder in seiner hastigen Manier während Rönninger an seinem Schreibtisch Platz nahm, die Hauptsache ist, unsere Mode-Blätter gehen enorm. Es sind sieben-tausend neue Abonnenten hinzugekommen und ich überschlage den Nutzen aus diesem Unternehmen, wenn ich bis Jahresende keine weitere Erhöhung der Auflage voraussetze, auf rund zwanzigtausend Mark.“

„Was!“ rief Rönninger.

„Ja, ja, sagte Arendt triumphierend. Da sehen Sie nun, was eine geschickte Jagd auf Annoncen abwirft. — Nebenbei kann man sagen, daß das Blatt wirklich nicht uneben und in seiner Billigkeit und Vielseitigkeit in den Kreisen der Schneiderinnen . . .

. . . es zu hoher Beliebtheit gebracht und einem wirklichen Bedürfnis abgeholfen hat“ fiel Rönninger seinem Faktor ins Wort. Sie lachten beide. „Sie-

sehen, setzte Rönninger hinzu, daß ich Ihre stereotype Lieblingswendung aus dem Cirkular über die Mode-Blätter nicht vergessen habe. Summa Summarum, rief Rönninger und klatschte freudig in die Hände, die Karre geht ja wie geschmiert. — Nun sagen Sie mal, Arendt . . .

Rönninger wurde unterbrochen. Die Thür ging. Ein kurzer, dicker Mann schob seinen Schmeerbauch keuchend herein.

„Der — schon wieder,“ brummte Arendt. Es schien, als ärgere er sich über diese Störung mitten in seinen süßesten Triumpfen.

„Na, da is er ja endlich!“ rief der Dicke und stapfte laut ächzend auf Rönninger los, ihm die fleischige Hand hinreichend.

„Mojen, Löwenstein. Wie geht's, alter Projektensmacher!“

„So — lala“, schnappte der Dicke und reichte auch Arendt die Hand. Dieser schlug sehr zögernd ein. Löwenstein ließ sich, gänzlich erschöpft, in einen Rohrstuhl nieder. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Die Treppen, die Treppen“ — stöhnte er. „Uebrigens, Herr Rönninger, Sie sehen aus — wie's Leben. Haben sich wirklich brillant rausgemacht. Dieser dunkle Bronzeton steht Ihnen . . .“

„Dicker,“ unterbrach ihn Rönninger, „sagen Sie doch gleich, was Sie von mir haben wollen. So liebenswürdig hab' ich Sie ja noch nicht gesehen.“

„Ja,“ sagte Arendt, und es klang etwas wie Ungeduld in seinen Worten, „was bringen Sie denn?“

Er nahm, um sich kampfbereit zu machen, seinen längst erkalteten, zerkauteu Stummel aus dem Munde.

„Fragen Sie doch nicht wie'n Wickelkind,“ sagte Löwenstein und sah Arendt ärgerlich an. „Ich bringe die neue Offerte vom Consortium.“

„Wir wollen keine Offerten!“ schnaubte Arendt und stampfte mit seinen kleinen Füßen auf, erst mit dem Rechten, dann mit dem Linken.

„Wissen Sie, lieber Könninger,“ sagte Löwenstein, „die Herren Faktoren sind meistens in einer Weise nervös“ . . . Dann griff er ruhig in seine Brusttasche, nahm ein großes, grünledernes Portefeuille heraus, das einen feinen Zuchtengeruch ausströmte und zog aus dieser Tasche einen Briefbogen, den er langsam entfaltete.

„Sie werden sich entsinnen,“ begann er zu Könninger gewendet, „daß ich Ihnen vor etwa einem Jahre mitteilte, die Handelsgesellschaft interessiere sich für eine Umwandlung Ihres Druckerei- und Verlagsunternehmens in eine Actiengesellschaft . . .“ Arendt unterbrach ihn. Er legte dem Unterhändler die Hand auf die Schulter und sagte: „Sie werden sich entsinnen, daß wir Ihnen bereits mehrfach mitteilten, wir interessieren uns für diesen Vorschlag garnicht.“

Löwenstein schien das überhört zu haben. Dies erbitterte Arendt noch mehr. „Während Ihrer Abwesenheit war er dreimal hier!“ schrie er zu Könninger hinüber.

„Und ich werde wohl noch öfter kommen müssen,“ sagte Löwenstein, seinen dicken Schnauzbart streichend, „wenn Sie mich nicht ruhig anhören. Das Consortium, lieber Rönninger, hat seine Offerte erheblich verbessert. Wir bieten Ihnen jetzt für Ihr Geschäft die Summe von einer Million Mark, von welcher Sie nur den vierten Teil in Aktien Ihres Unternehmens, den Rest aber in baar erhalten sollen.“

Da Arendt wieder drohend den Stummel aus dem Munde nahm, so beeilte sich Löwenstein hinzuzusetzen: „Ihren altbewährten Faktor Herrn Arendt würde das Consortium gerne als technischen Subdirektor übernehmen, vorausgesetzt, daß er seine wertvolle Grobheit unvermindert in den Dienst der neuen Gesellschaft stellen wird. — St — ruhig, lassen Sie mich ausreden, Arendt.“

„Und ich?“ fragte Rönninger, „was soll aus mir werden?“ „'ne Frage,“ sagte Löwenstein achselzuckend, „Sie haben wohl noch nicht genug gearbeitet? Nehmen Sie Ihr Geld. Nehmen Sie sich 'ne Frau und sehen Sie zu, wie Sie Ihre Zinsen klein kriegen.“

Rönninger sah betroffen zu Boden. Ein Schatten ging über sein Gesicht. Es war, als hätten die letzten Worte Löwensteins etwas in ihm aufgewühlt, etwas Schmerzhaftes. Er biß sich auf die Lippen, ließ seinen spitzgeschnittenen, kurzgeschorenen Notbart durch die Faust gleiten und sagte endlich, sichtlich bemüht, sich zu sammeln: „Lieber Freund, Sie ver-

kennen die Verhältnisse. Es ist gänzlich ausgeschlossen, daß ich mich verheirate.“ „Aber — aber — so ein Unfinn“ pläzte Löwenstein heraus.

„Wir wollen uns hierüber nicht unterhalten,“ sagte Rönninger kurz und rückte an dem Goldgestell seiner Brille, hinter deren Gläsern sich ein fester und entschlossener Blick auf Löwenstein richtete.

Dieser zuckte die Achseln.

„Und — daß ich mich nicht verheiraten werde,“ setzte Rönninger hinzu, „dieser Umstand allein bietet Ihnen eine Art von Aussicht dafür, daß ich doch mal früher oder später auf Ihr Projekt eingehen werde.“

Er hatte es gesagt, langsam und eindringlich, in dem Bewußtsein, nicht verstanden zu werden.

„Verstehen Sie das?“ wandte sich Löwenstein an Arendt, „weil er nicht heiratet, wird er sein Geschäft verkaufen?“

„Das ist sehr einfach,“ sagte Rönninger. „Hätte ich die Absicht einer Heirat, so würde ich dieses blühende Geschäft niemals aus Händen geben. Ich würde es als eine schöne und reizende Aufgabe ansehen, das Unternehmen für meine Erben zu immer größerem Flor zu bringen. Da mir ein solches Glück versagt ist,“ — — er erschrak und hielt ein. Er machte eine Bewegung, als hätte er eben etwas Falsches gesagt, etwas, was er gleichsam wieder ausstreichen und aus der Welt schaffen wollte, — so setzte er, sich hastig verbessernd hinzu: — „da ich

nicht Lust und Neigung habe, eine Frau zu nehmen, so hat meine Arbeit hier eigentlich keinen rechten Sinn — wenn ich mir's überlege. Ich habe Geld genug und arbeite nur noch, — eben — um zu arbeiten. Und wenn — es ist ja möglich, daß das 'mal kommt, — ich meine — wenn mir die Sache 'mal zu langweilig wird, — dann,“ — er warf den Elefantenzahn, der ihm als Falzer diente und mit dem er gespielt hatte, in der Richtung zu Löwenstein weit über den Tisch, gleichsam als werfe er ihm sein Scepter zu — „dann können Sie meinet- halben den ganzen Krempel kriegen.“

Er stützte den Kopf auf den Ellenbogen und sah in tiefen Gedanken düster durch das Fenster über den Hof hin. „Da haben Sie's, sagte Arendt, Sie bringen uns nichts als Verstimmung, nichts als Ver- stimmung mit Ihren verdamnten Offerten!“

„Mir scheint, sagte Löwenstein zu Könninger ge- wendet, es giebt einen dritten Weg. Könnte es Sie nicht reizen, an der Spitze dieses Unternehmens, das Sie geschaffen haben und das die Frucht Ihrer lang- jährigen Arbeit ist, — könnte es Sie nicht reizen, als Direktor für dieses Geschäft weiter zu arbeiten, auch nachdem es die Form einer Aktien-Gesellschaft angenommen hat?“

„Nein, sagte Könninger, das könnte mich nicht reizen. Halb Herr und halb Knecht zu sein, — das ist nichts für mich. Wo ich nicht frei schalten kann, da ist kein Platz für mich. Zudem hätte das

gar keinen Sinn. Entweder ich führe das Geschäft, das mein Eigentum ist, oder ich gebe es ab. Mögen dann andere weitersehen.“

„So. Löwenstein kratzte sich hinter dem Ohr. Also vorläufig wären Sie kaum geneigt.“

„Nein,“ sagte Rönninger.

„Ich wollte nur noch darauf aufmerksam machen, versetzte Löwenstein, daß der Zeitpunkt jetzt überaus günstig ist, und daß wir, — das heißt das Konfortium, zu einem späteren vielleicht nicht mehr in der Lage wären, Ihnen derartig günstige Bedingungen anzubieten.“

„Gut, gut,“ sagte Rönninger.

„Thun Sie doch nicht, sagte Arendt und stellte sich breitbeinig vor Löwenstein hin, thun Sie doch nicht als ob Sie das Interesse für uns keine Nacht mehr schlafen ließe. Was Sie wollen, wissen wir doch. Sie wollen Ihre paar tausend Mark Provision schlucken; alles andere schert Sie den Teufel!“ Löwenstein lächelte gutmütig. „Lieber Subdirektor in spe, sagte er, bei allem Interesse für Sie schlafe ich gottlob noch wie ein Eichenspind. Daß ich die „paar tausend Mark“ Provision, die für einen Subdirektor in spe freilich wenig besagen, gerne verdienen möchte, leugne ich gar nicht. Ich habe Erben, sechs stramme Bengels, von deren Appetit Sie alter Junggeselle sich überhaupt keine Vorstellung machen können. Kommen Sie mit 'ne kleine Weiße trinken auf den Schreck?“

„Danke, brummte Arendt, ich habe zu arbeiten. Mein Geschäft erfordert etwas mehr, als in den Comptoiren rumzulaufen und die Leute zu ärgern.“

„Na — denn nicht. Adieu Sie — Sie Subdirektor!“

„Der Teufel ist Ihr Subdirektor!“

„Dann sollen Sie mit dem zusammen die Kollektivprofura kriegen!“

Rönninger lachte laut.

Arendt war sprachlos vor Wut, während Löwenstein nach Hut und Stock griff und sich mit lautem Guten Morgen verabschiedete.

„Ärgern Sie sich nur nicht, jagte Rönninger, es bleibt hier alles beim Alten.“

Arendt ging ohne Erwiderung hinaus, während Rönninger sich das Kopierbuch vornahm und die während seiner Abwesenheit geschriebenen Briefe zu studieren begann. Er arbeitete bis gegen Mittag im Bureau, ging dann zu Tisch, begab sich darauf in die Redaktion der Modeblätter und arbeitete auch dort ein paar Stunden. Als er nach der Uhr sah, war es bereits sechs. Er ließ sich eine Droschke holen und fuhr nachhause. Er freute sich des prachtvollen Septemberhimmels, der linden Luft und des Sonnenglanzes. Alle Wetter, es war doch eine andere Sache, wenn man arbeitete! Wie wohl das that. Wie man alles — alles darüber vergaß. Ja, daran wollte er sich klammern. Nur arbeiten, da ließ sich alles ertragen.

Ob die Kleine gekommen war? Es wäre nett.

Als Rönninger das Gartenthor geöffnet hatte, klang ihm aus dem offenen Fenster seines Salons ein flotter Walzer entgegen, mit Temperament und reichlich falsch angeschlagenen Bässen gespielt. Da ist sie, dachte er und beschleunigte seine Schritte. Er trat in das Haus, legte seine Sachen im Entree ab und ging durch das Empfangs- und Billardzimmer zum Musiksalon. Er drückte die Klinke der Thür nieder, die Thür war verschlossen. Er paulte mit den Fäusten dagegen. Im Nu änderte sich drin das Thema, der Walzer brach plötzlich ab und die berühmte Kreuzpolka erklang. „Siehste wohl, da kimmt er.“ — Rönninger lachte. Ein zu verdrehtes Heft war sie doch. Immer das Verrückteste suchte sie sich aus. Er klopfte wieder. „Blanche! Blanche!“ rief er. Das Spiel brach ab. Sie kam heran, er hörte ihre Kleider rauschen. „Fritz, mein süßer Kerl!“ rief sie hinaus.

„Ja; mach' auf, Blanche!“

„Wie geht's Dir denn, mein Junge? Sieb mir'n Küßchen! Mach!“

Rönninger lachte. „Du bist wohl ganz verrückt geworden, rief er. Mach auf!“

„Sag' mal, Fritz, hast wohl große Sehnsucht nach mir gehabt, wie? Nicht ein einziges Mal hast Du mir geschrieben. Hier ist übrigens ein Brief an Dich. Komm doch herein und laß den Unsinn! Den Brief mußt Du doch wenigstens lesen. Er ist

Dieppe gestempelt. Von Deiner Braut! So komm doch!"

„Mach auf, dummes Mädel!"

„Dummes Mädel! Sehr schön! Nette Begrüßung. Hör mal, Fritz. Du kommst nicht eher rein, als bis Du mir erklärt hast, daß das ein fauler Witze ist, das mit Deiner Verlobung in Dieppe!"

„Schön. Es ist ein fauler Witze."

Ein Jubelschrei drinnen. Knack — flog der Riegel zurück, der Thürflügel auf, ein in blendendes Weiß gekleidetes kleines Weib Rönningern an den Hals.

„Mein Fritzeken! Mein Fritzeken!" Sie küßte ihn halbtot, indem sie ihn zu sich herunterzerrte. Er war nah am Ersticken. Da ließ sie ihn los. Sie warf ihren schwarzlockigen Tituskopf stolz in den Nacken:

„Nun? Hat Dich in den acht Wochen in ganz Frankreich ein Mädel so geküßt?"

„Na — ähnlich wenigstens."

Sie hob sich auf die Behen und gab ihm eine Backpfeife. „Da, sagte sie, Strolch!"

„Wenn Du an meine Brille kommst, klopf' ich Dir auf die Finger, Balg!"

„Du! Mich schimpfen!" Sie hob ihre kleine weiße Rechte und schüttelte sie drohend im Handgelenk.

„Siehst übrigens nett aus. Schwärzer kann der Athanas auch nicht sein. Und der rote Bart dazu — äck!" —

„Wenn ich Dir nicht gefalle . . .“

„Gefallen — auch noch — wie kann Einem denn sowas gefallen — so'n häßlicher Barbarossa mit Brillengläsern wie'n Schulmeister — garnicht'n bißchen Schick . .

„Wenn ich so scheußlich bin, warum kommst Du denn zu mir?“

„Aus Langerweile. Jeden Abend mit Litten, das hält ja kein Kameel aus!“

„Litten? Wer ist denn das?“

„Bei den II. Dragonern. Hübsch Du — bildhübsch, blond, fechen Schnurrbart — sie schnalzte mit der Zunge, und viel jünger als Du. Bloß'n bißchen langweilig.“

„So. Liebst Du ihn?“

Sie lachte. „Frag doch nicht so dumm. Jetzt liebe ich Dich. Gib mir'n Kuß!“

„Nein, von einem so häßlichen Kerl sollst Du Dich nicht küssen lassen.“

„So'n Esel!“ rief sie, schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn ab wie vorhin. Er machte sich los.

„Komm in'n Garten!“ sagte sie.

„Gleich, erwiderte er, laß mich nur erst rausgehn, ich will mir die Hände waschen. Spiel' indessen. Aber Du — er wies auf den Flügel, es sind so viele Lasten da, warum suchst Du Dir immer die falschen aus?“

„Frecher Kerl! Jetzt spiel ich garnicht. So.“

„Na denn nich! Adieu!“

„Ich geh' mit. Mit rauf.“

„Meinetwegen.“ Sie riß die Thür auf und jagte voran, wie eine Eidechse so behende. Ihr zierliches Figürchen erschien in dem weißwollenen, leichten Kleide noch etwas voller als sonst. Ihre puppenfeine Taille umschloß ein blitzender, vergoldeter Metallgürtel. Sonst keine Brosche, kein Band — nichts. Am Fuße der Treppe erwartete sie ihn. Er sah in ihre blitzenden schwarzen Augen und bewunderte das blendende Weiß ihres Halses, den ein decenter Herzausschnitt freiließ. „Schön bist Du heute,“ sagte er und neigte sich zu ihrem Munde. Da flog sie die Treppe hinauf. Als Rönninger in seinem Arbeitszimmer anlangte, stand sie vor dem Marathoner und bewunderte dessen göttliche Nacktheit mit unbefangenen Augen.

„Weißt Du auch wer das ist?“ fragte Rönninger.

„Ja, sagte sie, der selige Käpernick.“

Er lachte auf.

„Hast Du mir gar nichts mitgebracht, Du Filz?“

„Ja,“ sagte er.

„Was denn?“

„Etwas, was Du brauchen kannst.“

„Geld?“

„Ja.“

„Hurrah! schrie sie, Hurrah! Hurrah!“

„Freu Dich, wenn Du es hast.“

„Oh — deswegen — —“

Mit flinken Fingern, eh er sich's versah, hatte sie aus seiner Westentasche etwas herausgezerrt, etwas Zusammengefaltetes, Blaues. Er erschrak zuerst, lachte aber dann.

„Gleich dreie — weißt Du — —“ schmolte er.

„Pfui — Du — Du — Geizhammel — pfui.“

Das Geld steckte sie aber ein. Dann warf sie sich in den Schaukelstuhl und pfiß die Cavalleria. Das berühmte Intermezzo. Sie pfiß es etwas temperamentvoll, wie einen Galopp.

„Du, sagte er, indem er die Thür seines Schlafzimmers öffnete und den Rock ablegte, sich die Hände zu waschen, Du, Deine musikalischen Bestrebungen sind wirklich entsetzlich.“

„Mach schon! rief sie. Ich gehe voraus!“

Er hörte sie davonstürmen.

Raum hatte er Rock und Weste gewechselt, da vernahm er ihre helle Stimme vom Garten her.

„Fritz! Fritz! Friedrich! Frederic! Fridricus! Fritz!“

In allen Tonarten rief sie.

Was sollen die Leute denken! Könninger stürzte an das Fenster. Sie stand auf einer Gartenbank und schrie hinauf.

St! machte er, ihr heftig zuwinkend. Dabei hob er verlegen die Augen und zuckte plötzlich wie von einem Schreck zusammen. Er trat einen Schritt zurück. Eine dunkle Röte übergoß sein gebräuntes Gesicht. Seine Augen hatten sich starr auf eines der

gegenüberliegenden Fenster des Nachbarhauses gerichtet. Mit offenem Munde, als ob er ein Wunder sähe, stand er da, sein Herz pochte stürmisch, er starrte hinüber zu diesem blühenden Mädchen, das hochauferichtet mit großen Augen die schreiende Blanche beobachtete.

„Das ist sie — das ist sie . . .“ murmelte Rönninger.

Scham, Jubel, Beklemmung, Entzücken, Aerger, in tollem Jubel jagte dieses durch seine Seele, während er nur immer hinüberstarrte und seine bebenden Lippen murmelten: „Das ist sie . . . das ist sie . . .“

Als Blanche nach wenigen Minuten etwas verdrießlich zurückkam, fand sie ihn auf einem Stuhle sitzend, den Kopf in die Hand gestützt, die Augen am Boden. „Warum kommst Du nicht? rief sie Was ist das für ein Benehmen!“

Er schwieg und sah sie groß an.

„Tiens — bist Du krank?“

Er schüttelte den Kopf. „Wie kannst Du da unten so schrein!“ sagte er barsch.

„Dummheiten! versetzte sie. Das ist doch Dein Haus!“

„Aber die Leute nebenan!“

Sie zuckte die Achseln.

„Du, sagte sie, was ist denn das? Was hast Du denn?“

Wieder Deinen Moralischen? Leidest Du immer

noch daran? Du bist wirklich launenhaft. In den fünf Minuten kann Dir doch kein Strang gerissen sein! Was ist denn bloß? Und wie Du mich anblickst!

„Gräßlich! Fürchten kann man sich!“

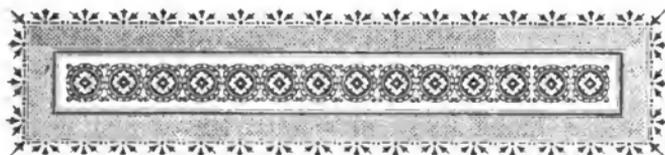
Er hatte einen Ausdruck des Ekels im Gesicht, den sie für Haß nahm. Eben war sie ihm noch so reizend erschienen, und nun mit einem Male sah er um ihre üppigen Lippen etwas Gemeines sich zeigen, in den bläulichen Ringen unter ihren Augen ein Zeugniß ihrer Verworfenheit. Ihm war, als müsse er ihr nun mit gestrecktem Finger die Thür weisen. Hier — hier — durfte sie nicht sein — hier nicht! „Weißt Du was — komm ins Theater!“ sagte Blanche.

Er nickte hastig. Nur fort, nur fort mit ihr aus diesem Hause! Sie gingen. Er war wie im Traum. Sie sprach auf ihn ein, hastig und erregt über seine plötzliche „Eklichkeit“, — er hörte sie kaum und antwortete einsilbig und geistesabwesend. Im Wagen wurde sie wütend und wandte ihm den Rücken. Er suchte und suchte in seinen Gedanken nach einem Verständniß dieses Wirrjals. Wie kam das alles? Wie ward es? Wie konnt' es werden? Er war nicht imstande sich zu sagen, so und so ist mir ums Herz, das und das hab' ich erlebt, dies oder jenes hat mich so gepackt. In aller Verwirrung seines Gemüthes wußte er sich nichts zu deuten, und nur immer diese zwei staunenden, eigen-

tümlichen, tiefen Augen sah er in den Garten herniederblicken. Wie einen Druck empfand er die Nähe des schmollenden Mädchens neben sich. Er dürstete danach, allein zu sein. In der Loge bei Konacher hatte er sich hinter Blanche gesetzt. Von dem glanzvollen Ballet sah und hörte er nichts. Der Gedanke überfiel ihn, daß jetzt, in diesem Moment, während er hier in diesem glänzenden Theateraal in Gesellschaft einer Dirne mit ruhelosen, unstätten, quälenden Gedanken saß, fern im Westen, in der Einsamkeit seines Heims vielleicht wie gestern ein Lied erklang, ihn zu erschüttern und zu trösten. Die gleiche schwarze Sehnsucht überkam ihn, die ihn gestern heimgesucht, das gleiche Gefühl der grenzenlosen Dede und Leerheit. Uruhig rückte er auf seinem Sessel und als er bemerkte, wie Blanche mit einem in der Nähe sitzenden Cavalleristen ein Lächeln tauschte, sprang er auf und verließ ohne ein Wort mitten im Akt das Haus.

Er jagte hinaus nach seiner Wohnung. Er stürmte durch den Garten. Er warf einen Blick auf die Wand dieses Hauses, nach den Fenstern hinauf, da er sie heute gesehen; — alles war dunkel. Kein Lied erklang. Rings herrschte Schweigen und Nacht. . . .

---



### III.

Es vergingen einige Wochen, in denen Rönningers Umgebung sich darüber klar wurde, daß mit ihm etwas vorgehe. Er war einsilbig geworden. Sein sonst so lebhaftes Wesen, das niemals animierter erschien, als wenn er die Geschäftsräume betrat, war einer wunderlichen Nachdenklichkeit gewichen. Er konnte lange Zeit auf seinem Platze sitzen und einen bestimmten Fleck der Decke oder des Fußbodens anstarren, ohne sich zu regen. Wenn ihn jemand ansprach, so schien er weit — weither mit seinen Gedanken in die Umgebung zurückzukehren. Er, dessen glänzendste Fähigkeit dieses blitzschnelle Erfassen und Verstehen aller geschäftlichen Dinge gewesen, die an ihn herantraten, er, der gewohnt war, mit einem raschen Blick die verwickeltesten Situationen zu übersehen, er fragte nun zwei- dreimal, wenn Arendt oder ein anderer seine Entscheidungen einholten, und vermochte nur durch Anwendung äußerster Energie seinen Verstand in den Dienst dieser Geschäftsjorgen

zu zwingen. War es der Unmut über diese seine Erschlaffung, war es die Schmerzhaftigkeit der Dinge, die diese Erschlaffung bewirkten, der Grund seiner Reizbarkeit ließ sich nicht erkennen. Und er war nun in nicht geringem Grade gereizt. Er, der immer das Wohlwollen selbst gewesen, dessen überlegene Ruhe die Untergebenen zu seinen glühendsten Anhängern machte, er konnte nun über die geringsten Dinge außer sich geraten. Auch Arendt gegenüber geschah das, und dieser erprobte Mitarbeiter, der dem Chef vom ersten Tage der Selbständigkeit an, bei dessen kleinsten Anfängen schon zur Seite gestanden, er empfand diese Veränderung in Rönningers Wesen am schmerzlichsten. So etwas war in diesen dreiundzwanzig Jahren ihres Zusammenarbeitens noch nicht vorgekommen.

Geschäftlicher Natur konnten diese Dinge, die Rönninger aus dem Gleichgewicht brachten, nicht sein, denn es gab nichts im Bereiche dieses Unternehmens, was Arendt hätte verborgen bleiben können. Dieser zergrübelte nun umsonst sein Gehirn, um die Ursache dieser Umwandlung Rönningers zu ergründen. Sollte ein Weib dahinterstecken? Daran glaubte Arendt nicht. Er hatte den Chef zu oft über derlei Dinge geringschätzig reden hören. „Ein Mann, der sich von der Liebe zu einem Weibe unterkriegen läßt, erscheint mir noch dümmer als ein Wüstling, den wenigstens doch eine ganze Rotte von Weibern zu Grunde richtet.“ Dies hatte Rönninger selbst gesagt.

Es war vor etwa vier Monaten, als ein Kunde, ein junger Verleger, sich wegen unglücklicher Liebe das Leben nahm. Arendt hatte diese Worte nicht vergessen können, weil er selbst vor etwa vierzig Jahren einmal nahe daran gewesen, „noch dümmel zu sein, als ein Wüßling.“ Und dieser Mann, der so dachte sollte nun selbst . . . Unsinn. Um Weiber konnte es sich nicht handeln, dessen hatte sich Arendt nun versichert. Was aber, in aller Welt, konnte der Chef haben?

Arendt dachte zurück. Vor der Reise war an Rönninger von alledem nichts zu spüren. Als er wiederkam, diesen ersten Tag, — — auch nicht. Frisch wie sonst, strahlend von guter Laune war er damals gewesen. Dann — dann — halt: An diesem Tage war Löwenstein dagewesen, dieser verdammte Projektenjäger, dieser nichtswürdige Maulwurf, der, wo er ein Geschäft blühen und wachsen sah, den Leuten mit seinen Finanzierungsvorschlägen die Köpfe verdrehte und damals — richtig, damals, während des Gespräches mit Löwenstein, hatte Rönninger dieses eigentümliche Wesen zum ersten Male geäußert. Arendt entsann sich genau; als Löwenstein vorschlug, Rönninger sollte das Geschäft verkaufen und sich verheiraten, da, in diesem Moment veränderte sich Rönningers Gesicht so eigentümlich. Wie er zusammenzuckte, als Löwenstein das Wort heiraten aussprach. Ueber das Gesicht des Chefs, das Arendt in diesem entscheidenden Augenblick voller

Spannung beobachtete, ging ein schmerzhafter Zug, der während des ganzen dann folgenden Gesprächs mit Löwenstein nicht wieder verschwand. Und was er dann später sagte, als er davon sprach, daß er unverheiratet bleiben wolle, und daß, bei diesem Mangel an Erben, seine ganze Arbeit hier keinen Zweck habe, in diesen Worten lag ja der Anfang dieser Verstimmung. Soetwas hatte Rönninger vorher niemals über seine Lippen gebracht. Keinen Zweck — seine Arbeit keinen Zweck! Und dann weiter: Wenn mir das mal hier zu langweilig wird, dann können Sie meinetwegen den ganzen Krempel kriegen!“ Das hatte er damals gesagt. Den ganzen Krempel. Krempel, so nannte er an dem Tage dieses Unternehmen, an das sie ein Menschenalter hindurch beide ihre besten Kräfte gewendet hatten. Krempel, das war nun plötzlich das Werk, dessen Aufblühen ihrer beider Lebensglück gewesen. Ja, hier hatte es angefangen; dies waren die ersten Spuren seiner Veränderung. Und was dem vorangegangen war, wie er sich über das Heiraten äußerte! Daß er das Geschäft niemals aufgeben würde, wenn er Erben hätte. Da ihm aber ein solches Glück versagt wäre . . . Versagt wäre, das hatte er gesagt und war dann plötzlich über diesen Ausdruck erschrocken und hatte sich verbessert. Aber da war es ja klar, um, was es sich bei ihm handelte. Natürlich — so rätselhaft es war, er ist nun selber „dümmer als ein Wüßling“ geworden, auch er, der Gereifte, Kühle,

Spöttelnde mußte nun diesen bitteren Trank kosten. Aber wen sollte er wohl lieben, der ihm unerreichbar wäre? Er, in seiner Stellung, bei seinem Vermögen, seiner Bildung? Er stand zwar nicht mehr in der Blüte des Lebens, aber alt war er doch nun durchaus gar nicht. Arendt schüttelte den Kopf. Das war zuviel für sein gepeinigtes Faktorengehirn. Wie konnte er alle diese Dinge erraten? Drüben im Privatcomptoir schlug die Glocke an. Jetzt kam er. Es war elf Uhr vorbei. So spät kam er jetzt immer. Nachmittags oft gar nicht.

Arendt nahm einen linierten Bogen von seinem Arbeitstisch und trat aus dem Verschlage heraus, der, inmitten des Seherjaales gelegen, aus drei zusammengestellten, mit Glasscheiben versehenen Holzwänden bestand und ihm als Comptoir diente. Er begab sich zum Chef. Rönninger hing eben seinen Sommerüberzieher an. Nun wandte er sich zu Arendt. Schön sah er wieder aus! Das ganze bißchen Farbe, das er aus Dieppe mitgebracht, war wie weggewischt, die Augen matt.

„Was Neues?“ fragte er.

„Geschäftlich — nichts. Die kleine Frida ist tot.“

„So.“ Rönninger setzte sich.

„Ja, ihre Mutter hat hergeschickt. Sonntag ist das Begräbniß.“

„Hm,“ sagte Rönninger und griff nach der Zeitung, während ihm Arendt den linierten Bogen, den er in der Hand gehalten, vorlegte. Rönninger

schielte nach dem Papier. Ohne seine Zeitung niederzulegen, laß er die Ueberschrift des Bogens: „Sammel-  
liste zu einem Kranz mit Schleife für das Begräb-  
nis der Bogensängerin Frida Schulz.“

„Was soll der Unsinn!“ brummte Rönninger.

Arendt stutzte. „Unsinn?“ sagte er.

„Na ja. Die Leute sind so arm; kommen Sie doch denen nicht mit Kränzen! Unsinn!“

Arendt griff nach dem Bogen.

„Dies ist eine schöne Sitte in unsrem Geschäft,“  
sagte er. „Als der Seher Berndt starb — vor zwei  
Jahren . . .“

„Weiß ich, weiß ich. Waren andere Verhält-  
nisse.“

„Die Sache, Herr Rönninger, ist vom Personal  
selbst angeregt worden, und ich halte es für schön  
und unsres Hauses würdig, diesem Kinde, das hier  
zwei Jahre lang seine Pflicht erfüllt hat, einen  
grünen Kranz auf den Sarg zu legen.“

Rönninger rückte ungeduldig auf seinem Stuhle  
hin und her. „Unsinn“, wiederholte er noch einmal.

„Wollen Sie nun diese Sammlung hiermit ver-  
boten haben?“ fragte Arendt, schon an der Thür.  
Er richtete seine wasserblauen Augen vorwurfsvoll  
auf Rönninger.

„Ach nein,“ sagte dieser verdrießlich, und steckte  
seine Nase noch tiefer in die Zeitung, „macht was  
Ihr wollt! Laßt mich in Ruhe!“

Arendt ging; er schlug die Thür mit einigem  
Nachdruck hinter sich zu.

Rönninger ließ die Zeitung auf den Schreibtisch fallen und griff an seine Stirn. Soweit war es nun gekommen, daß er seinen treuen Kameraden schlecht behandelte. Dabei meinte er es gar nicht so. Die Sache mit dem Kranze war ganz in seinem Sinne. Es war nur seit diesen letzten Wochen etwas in ihm, was zum Widerspruche reizte, eine stete Bereitschaft, die Unzufriedenheit mit sich selbst gegen die ihm außen begegnenden Dinge zu wenden. Er hatte in früheren Fällen auf solche Listen seinen Namen obenangesezt und auf den Schleifen prangte dann die „Rönningersche Druckerei“ als Spenderin. Diesmal werden sie nun „das Personal der Rönningerschen Druckerei“ schreiben müssen, denn er hatte sich ausdrücklich von der Beteiligung ausgeschlossen. Und warum? War hierzu in aller Welt ein vernünftiger Grund? Es war keiner. Er hatte Unrecht gehandelt, Arndt wehegethan und das blasse, kleine Mädchen, das an der Maschine hingesezt war, während er selbst am Meeresufer Erfrischung und Stärkung gesucht, dieß arme Wesen hatte er nun noch obendrein in den Augen der Leute herabgesezt.

Er griff den Falzer und stieß dessen Spitze heftig gegen die Platte des Schreibtisches. Dann sprang er auf. Was war denn geschehen? Was war denn nur mit ihm geschehen?

Da hatte er nun zwei Wochen hindurch, von dem Tage seiner Rückkehr an, mit sich gerungen und war zu einem Ergebnis nicht gelangt. Das

machte ihn krank, daß er mit dieser Sache nicht fertig werden konnte. Daß er es nicht dazu brachte, einen Entschluß zu fassen. Und das mußte nun geschehen, nun endlich; dies war eine Pflicht, die er sich und seiner Umgebung schuldete.

Er lehnte sich gegen den Ofen und kühlte seine heißen Hände an den Kacheln. Also: Er war in ein Alter gekommen, in dem der Mann eines eigenen Herdes bedarf. Weib und Kind fehlten ihm. Er brauchte etwas, für das er arbeitete. War dem wirklich so? Da regte sich der Zweifel schon. Er war bis dahin sehr gut so fertig geworden und hatte nur ein spöttisches Lächeln gehabt für alle, die ohne die kleinlichen Sorgen einer Familie und eines Hausstandes nicht auszukommen meinten. War es wirklich das, wonach er sich sehnte? Im Grunde waren seine Neigungen, sein ungezügelter Freiheitsdrang auf den Junggesellenstand gerichtet. Also dies allein konnte ihn doch unmöglich so plötzlich beunruhigen. Daß ihm sein Haus da draußen einmal des Abends etwas öde vorkam, war dies ein Grund, sich so Hals über Kopf in Dinge zu stürzen, deren Folgen er gar nicht übersehen konnte? Hatte er denn nicht den Klub, wo immer Unterhaltung und Zerstreuung zu finden war? Und konnte er sich diese nicht jederzeit in seinem eigenen Hause verschaffen? Hier, von dieser Seite aus, war dem Dinge nicht beizukommen. Es war auf jeden Fall klüger, den gegenwärtigen Zustand beizubehalten, als um gelegentlicher, trüber

Anwandlungen willen, sein ganzes Leben so gewaltsam aus den Fugen zu bringen.

Nun das Mädchen. Ja, das war's. Das Unglaubliche war geschehen. Was er in seinen Flegeljahren glücklich vermieden hatte, die große, gefährliche Kinderkrankheit, gegen die er sich gefeit geglaubt, jetzt hatte sie ihn angefallen, und er bebte in ihren Fiebern. So alt mußte er werden, so reich an Erfahrungen, Bitterkeit, Enttäuschung und skeptischer Ruhe, um nun mit der ganzen Plumpheit des Knaben auf den Leim zu gehen. Ja, er hatte sich fangen lassen. Er liebte nun.

Er griff an seine Schläfen. Mit einem fast ängstlichen Ausdruck in den Augen stand er einen Moment da, dann plötzlich lachte er auf, bitter und hohl. Er erschrak vor sich selbst. Er that einen Schritt gegen die Thür des Seherzaales. Die alte Zaghaftigkeit erwachte wieder. Er wollte gehen, unter die Anderen sich mischen, sich selber entfliehen, nur um den Qualen dieser Auseinandersetzung mit seinem Verstande zu entweichen. Aber er hemmte seinen Schritt. Mit geballter Faust stand er mitten im Zimmer, dann kehrte er zurück und lehnte sich wieder an den Ofen.

Also wie war das? Er liebte. Zum Tottlachen. Er liebte. Und wen — das war nun das Tollste an der Geschichte. Er liebte ein junges Ding von anscheinend neunzehn Jahren mit hübschem Lärchen, netter Gestalt und etwas eigentümlichen Augen.

Mehr hatte er von ihr weder gesehen noch gehört. Gesehen hatte er sie überhaupt nur zweimal. Am Fenster und auf der Straße. Da war sie nun, ein bißchen sehr stolz freilich, mit ungewöhnlich hoch getragenen Mänschen, aber sonst genau wie die anderen alle den Kanal entlang nach der Stadt zu gegangen, nicht einmal die Mappe mit der ominösen Inschrift Musik fehlte. Der richtige uniforme Backfisch, angenommen die Haltung und die Augen.

Was liebte er nun an diesem Kinde?

Das bißchen Gesicht und Figur? Er hatte Schöneres gesehen. Und konnte sie nicht, näher betrachtet, ein Gännschen sein? Dagegen sprach das Gesicht mit seinen klugen Zügen, die Augen mit ihrem tiefen Ausdruck. Als ob das alles nicht ganz verdammt täuschen konnte!

Ja, aber die Stimme, der Gesang. So sang nur jemand, der Seele hatte, viel —, viel weiche, sammetweiche Seele.

Woher wußte er denn übrigens, daß sie es gewesen, die an jenem Abend gesungen?

Ja, wer denn sonst?

Die Frau Mutter in ihrer Wohlbeleibtheit schwerlich, und sonst war außer den Dienstboten ein Weib in diesem Hause nicht vorhanden. Auch war der Klang an jenem Abend genau aus der Richtung ihrer Fenster gekommen. Die Musikmappe war auch eine Art von Beweis, also. — Schön, angenommen, sie hätte damals gesungen, was wollte

das heißen? Nicht mehr, als daß dem Kinde zu anderen Vorzügen die Natur eine niedliche Stimme verliehen, und irgend ein begabter Lehrer dem Mädel einen ganz vorzüglichen Vortrag eingepeitscht hatte, wer weiß mit welchen Mühen, so daß es die ganze innige Stimmung dieses Liedes herausbringen und eine Vollempfindung dieses Kunstwerkes nachahmen konnte, deren eigentlich nur ein reiferes Gemüt fähig sein dürfte.

Liebte er dies Mädchen nun, „um seiner schönen Stimme willen“, war er wirklich „so dumm“, wie der alte Lear sagt.

Auch dieses alles hielt nicht Stand, wenn er es in Ruhe prüfte. Von Liebe war hier keine Rede. Noch hatte er ja doch kein Wort aus ihrem Munde gehört, geschweige denn eins mit ihr gewechselt. Ihre äußere Erscheinung hatte seiner erregbaren Natur, die er im Punkte der Weiber besaß, eine warme Sympathie erzeugt. Das war alles. Er sah ein frisches, mehr als hübsches, nett und diskret gekleidetes Mädchen, das ihm gefiel und dessen Gesang ihm durch eine zufällige, merkwürdige Disposition seiner Seele, in einem bestimmten Moment ergriffen hatte. Zwei Stunden früher oder später wäre dies vielleicht nicht möglich gewesen. Dazu diese Jugend, — o diese — diese blühende, gleißende Jugend in ihrem bezaubernden Schmelz. Sie empfand er so tief, sie wirkte auf ihn narkotisch, sie, deren ein junger Fant von einigen zwanzig Jahren kaum gewahr

wird, weil er sie selber noch hat. — Aber er, hoch im Mannesalter, er, dessen Weg nur noch eine kurze Weile auf ebener Höhe sich hinzog, um dann bergab zu führen, steil und jäh herunter in Dunkel und Verfall, er fühlte diesen Zauber ganz. Seine Lippen, die hunderte von Frauen geküßt hatten, sie lechzten nach der Unberührtheit dieses blühenden Mundes, nach der Weihe und dem Adel dieser jungfräulichen Reinheit. War denn aber auch diese etwa so selten? War denn auch diese so vom Himmel hergeholt und erdenfremd, daß sie ihn so unwiderstehlich packte? Gab es nicht Jugend und Frische ringsumher in üppiger Fülle? Es schimmerte und prangte ja rings von solchen Blüten.

Auch dieses, auch dieses war es nicht. Dies alles zusammen konnte einen Mann wie ihn nicht dermaßen aufwühlen, wie ihm das geschehen war. Es war noch etwas Anderes, etwas Größeres stand über alledem und griff nach seiner Seele mit eiserner Faust und hielt sie fest und gab sie nicht mehr frei. — Er hatte in seinen Erinnerungen einen Punkt, über den er selbst im Laufe der Jahre hinweggekommen war; er hatte diese Sache überwunden. Sie war ihm fern gerückt, nebelhaft geworden. Er blickte auf sie hin, wie auf etwas Fremdes, etwas, dessen er sich nur noch dunkel entsann, wie einer halb vergessenen, ihm gelegentlich irgend woher zugebrachten Geschichte, einer eigentümlichen, unbegreiflichen Geschichte, deren Motive ihm heute rätselhaft

deren Möglichkeit unglaublich geworden. Er, der diese Geschichte an sich selbst erlebt hatte, schüttelte nun, nach zweiundzwanzig Jahren, so oft er sich ihrer entsann, den Kopf, als würde ihm von einem Dritten etwas erzählt, dessen Unwahrscheinlichkeit eines Einwandes gar nicht wert wäre. So stand er zu dieser Sache. Er war ihrer Herr geworden. Wie ein bezwungener Lindwurm lag sie zu seinen Füßen, und in dem Kampfe seiner Existenz wandte er sich nun frohgemut gegen neue und bessere Feinde und immer seltner und seltner hatte er Zeit und Anlaß, sich dieses ersten, siegreich bestandenen, unwürdigen Kampfes zu entsinnen. In seinen Gedanken war er es freilich, den damals diese dunkle Sache anging, aber wiederum war es ein Anderer. Ebenso wenig wie es heute möglich gewesen wäre, daß er dieselbe Sache zum zweiten Mal an seiner Person erlebte, ebenso wenig dünkte er sich Eins mit jenem unerfahrenen, gedankenlosen Brausekopf, dem sie damals begegnete. Nun hatte er in instinktiver Unbewußtheit in seinem Leben alles vermieden, was ihn gezwungen hätte, Andere zu dieser alten Geschichte Stellung nehmen zu lassen. Er hatte sein Leben so eingerichtet, daß er allein, er, und immer nur er und sonst niemand ein Recht und ein Interesse hatte, sich mit dieser Sache auseinanderzusetzen. So kam es, daß er keine Freunde hatte. Er hätte sich diese erkaufen müssen und zwar dadurch, daß er sie fragte: Dies und dies ist einst gewesen, habt

Ihr doch Lust meine Freunde zu werden, mir nahezutreten? Das widerstand ihm. Nicht daß er gefürchtet hätte, einer Abweisung zu begegnen. Daran glaubte er nicht. Dazu war er selbst in zu hohem Grade über die Sache hinweggelangt. Aber er konnte seinen Stolz nie so tief unterkriegen, daß er es fertig gebracht hätte, sich solcher Art mit Freunden zu bereichern. Zudem war in der Zeit, da man zum meist Freunde im Leben findet, nämlich in den Jugendjahren, die Sache zu frisch und zu neu gewesen, Rönninger selbst über sie noch nicht dermaßen hinweggekommen, daß er sich nicht mißtrauisch und ängstlich vor allen solchen Berührungen gescheut und gehütet hätte.

Es waren so zehn Jahre hingegangen, als er während seines ersten Pariser Aufenthalts seinem nunmehr einzigen Freunde Alfred, dem leichtlebigen Maler, einem ehemaligen Schulkameraden, auf dem boulevard Sébastopol begegnete. Sie hatten sich als Knaben gern gehabt und dann aus den Augen verloren. Alfred hatte, wie Rönninger, keinerlei Familienanhang und war seit zwölf Jahren in Paris ansässig. Rönninger hatte damals den Eindruck, als sei Alfred ohne jede Ahnung von der Sache. Dies war leicht möglich, da der Maler schon so lange von Hause fortgewesen und in der schwäbischen Heimat keine Angehörigen zurückgelassen hatte. Rönninger glaubte zuerst, dieses zufällige Wiedersehen würde keine weiteren Beziehungen zwischen ihnen

beiden im Gefolge haben, und hatte deswegen keinen Anlaß, die Sache zu berühren. Als er ein Jahr darauf den Maler wieder besuchte, und in seiner Gesellschaft vier Wochen in Trouville badete, schlossen sie sich eng an einander, und es wurde der, bis zur Gegenwart auch innegehaltene Plan geschmiedet, Rönninger sollte alljährlich zur Sommerszeit nach Paris kommen, von wo die beiden dann gemeinsam ein französisches Bad besuchen wollten. Eine Korrespondenz das Jahr hindurch wurde weder jemals geplant noch geführt. So waren sie im Laufe der Jahre zu einer innigen Freundschaft gelangt, deren Aeußerung aber jährlich auf einen Zeitraum von sechs Wochen beschränkt blieb, da über diese Zeit hinaus eine örtliche Trennung ohne jeden brieflichen Verkehr zwischen sie beide trat. Eine Freundschaft, die sich in diesen Grenzen zu halten gezwungen sah, bedingte, nach Rönningers Meinung, keine Erörterung jener alten Geschichte. Hätte Alfred ständig in Rönningers Nähe gelebt, und hätte so ein ununterbrochener Verkehr zwischen ihnen stattgehabt, so wäre eine Aussprache unumgänglich gewesen. Wie die Verhältnisse aber lagen, war sie es nicht. So kam es, daß Rönninger zwar einen guten und lieben Freund besaß, aber niemanden, dem gegenüber er bis dahin diese Angelegenheit berührt hatte. Er allein mußte über sie befinden, und das hatte er gethan.

Und derart hatte er befunden, daß er mit erhobenem Haupte seine Wege ging. Ein guter und

feſter Stolz ſtützte ſein Gemüt. Er pußte unabläſſig an ſeinem Ehrenſchilde, den er ſich neu erobert und erkämpft hatte. Fleiß, Redlichkeit, Hilfsbereiſchaft Wohlwollen und Nachſicht waren die eifrig gehegten Tugenden, auf die er ſich ſtützte, auf deren Uebung er die Wertschätzung ſeiner ſelbſt begründete. Er achtete ſich und er konnte leben. Er fand ſich rein und atmete frei. Aber wie unter der Aſche glimmende und wandernde Funken, ſo ſengten und brannten unter dieſer längſt vernarbten und geheilten Stelle ſeiner Seele geheime, plötzlich aufzuckende, ſchmerzliche Wünſche und Zweifel. Daß bohrte und fraß. Daß quälte und ſtach, und wie er gewaltſam alle Willenskraft dagegen kehrte, es blieb, es kam wieder, es züngelte von neuem auf, es meldete ſich friſch. — Ich ſelbſt ja, ich habe mich loſgeſprochen und freigemacht. Ich achte mich und darf mich achten. Hiermit gut. Daß muß einem Mann genügen. Wenn er ſich ſelbſt achtete, war es ja gut. Dieß zu ſeinem Geſetz zu machen, daß war die ewige Qual ſeiner Gedanken. Immer und immer wieder richtete er dieſen Wahlspruch von neuem auf in ſeiner Seele. Immer wieder ſchrieb er dieß mit flammenden Lettern in ſein Herz, und immer von neuem ergoß ſich der kalte Zweifel darüber her wie der ſterile Sand einer Flußüberſchwemmung über blühende, fruchtbare Fluren und verwüſtete ſeine Seele und zerſtörte alles was er an gutem Wollen, an freundlichen Abſichten darin fand.

Die Anderen! Die Anderen! so heulte der Zweifel.  
Du achtest Dich — schön, aber die Anderen?

Es war dumm, es war kleinlich, es war eines festgefügtten, starken Mannes wie er, nicht würdig. Er brauchte sie nicht. Er piffte auf sie. Er fragte den Teufel nach ihnen. Er achtete sich einen Ehreman und damit Amen Hallelujah — in alle Ewigkeit!

Aber — doch — doch — — die Anderen, die Anderen wisperte und raunte es in ihm. Wie von einem Heer unablässig arbeitender, scharfzähni ger Mäuse knabberte und wühlte es an diesem Fundament seines Wesens, an diesem in so hartem Frohn errichteten, festen Bau seines Stolzes, bis er wankte und erbebt e und in sich zusammen sank.

Die Anderen! Die Anderen! so schrie es nun in ihm, seine Seele dürstete danach, seine Gedanken umspielten dies ewig, immer und ewig, in stets ungestilltem Sehnen.

Und nun — nun konnte er dies nicht länger tragen, nicht weiter schleppen. Er brach zusammen unter dieser Bürde; er war am Ende seiner Kraft. Jetzt, jetzt wollte er danach greifen, jetzt wollte er es sich holen, dieses, wonach er verschnachtete, die Anerkennung der Anderen, ihr Zugeständnis, er sei nicht schlechter als sie, er sei ihnen ebenbürtig, ohne Makel, ihre Erklärung, daß auch sie ihn wieder achteten. Und dies, dies war es, was ihm jenes Kind so begehrenswert erscheinen ließ. Sie war:

jung, hübsch; unter anderen Umständen hätte ihn dies alles für eine Woche etwa warm gemacht, dann wäre er weitergegangen zu neuen Reizungen, wäre dies nicht gewesen, diese große, unerfüllte Forderung, die er in zitternden Händen hielt, seine Anerkennung als Ehrenmann, seine Wiederaufnahme in den Kreis der Makellosen.

Dieses Kind, der Sproß einer einfachen, aber außergewöhnlich reichen Familie, die aus speißbürgerlichen kleinen Verhältnissen zu Glanz und Reichthum gelangt war, dieses Kind, jung, schön, begabt, es hielt in seinen zarten Händen das, wonach er schmachtete Jahrzehnte lang, wonach er sich verzehrte in seiner heißen, ungestümen Seele. Wäre sie arm gewesen, sie hätte ihn nicht gereizt, denn dann hätte er seinem Gelde und dessen Kaufkraft die Wundermacht zugeschrieben; so aber, da sie selbst an Vermögen ihn weit überragte, so stand er, vom Reize seines Geldes entblößt, auf sich allein gestellt, vor ihr und nun sollte es sich zeigen, wie es stand. Er wollte um sie werben. Er wollte sie nun erobern. Er liebte sie nun heiß, wie er das Leben liebte, wie er seinen Stolz liebte. Sie war es, um deren Er-ringung er ein Menschenalter hindurch gestrebt und geschafft hatte, sie war es, die ihn halten und retten konnte, retten vor der Qual, retten vor dem Zweifel, vor seinen eigenen, entsetzlichen, ruhelosen Gedanken.

So breitete er die Arme aus nach ihr in seinen

schlaflosen Nächten, so suchten seine heißen, brennenden Wünsche dieses süße Wesen, sein Mannesstolz ein Ende seiner Marter, wie der Dürstende den Quell, wie der Verirrte den Pfad, wie der Gepeinigte die Linderung. Sie war sein Hoffen, sein Glück, sein Stolz, seine Kraft geworden; hatte er sie, dann war die Nacht gewichen, beruhigt und gestillt konnte er dann das Haupt neigen und seinem Leben sich verfühnen.

Aber war es nicht Wahnsinn, daß er dies erstrebte?

Wie durfte er hoffen, daß dieses junge Ding, im Vergleich zu dem er alt erschien, ihm seine Neigung schenken würde? Außere Vorzüge hatte er wenig, an Jahren zählte er mehr als das Doppelte wie sie. Wie durfte er annehmen, ihre Neigung gewinnen zu können?

Sie schien aber kaum das junge Mädchen des Herkommens. Gesicht, Augen, Haltung, alles deutete bei ihr auf ein entwickeltes Wesen, in den Kern der Dinge zu dringen und zum Denken geneigt. So, meinte er, dürfte er es wagen und als der gereifte, überlegene Mann um Neigung bei ihr werben.

Ja, er fühlte sich hierzu jung und mutig genug, war es doch die erste Liebe seines Lebens, die erste, gewaltige, wirkliche Leidenschaft, die nun von seinem Wesen Besitz ergriff. Das eben war ihre Macht, das war es, was ihr die Wucht einer Naturgewalt

verlieh, daß hier nicht ein Hans um seine Grete warb, nach deren süßem Leib er dürstete, hier rang ein Mann um seine Ruhe, hier kämpfte ein Erbitterter um seinen Frieden. Alles was ihm bis dahin versagt blieb an gesellschaftlichem Troste, sozialer Wiederanerkennung, ausdrücklichen Beweisen der nun wieder vollkommenen Gleichbewertung seiner Person von seiten der Umgebung, alles dieses, was er zuerst zu verachten strebte und sich vergessen machen wollte, alles dieses, das sich nicht vergessen ließ und immer von neuem sich schmerzhaft in sein Bewußtsein drängte, dieß alles nahm nun die Züge dieses Mädchens an und trug in Gestalt dieses Wesen die ganze Glückssehnsucht dieses Mannes mit sich fort.

So kam es, daß er sich gegen jene Empfindung wehrte, daß er sie zu unterdrücken, seine ganze Kraft aufwendete, denn seine stolze Seele zuckte dabei, wenn er nun hingehen sollte, sich von der Gesellschaft, die in bezeichnender Weise durch ein kaum gereiftes Mädchen sich ihm vertrat, das zu holen, was er in heldenhafter Arbeit, in hinggegebenem Streben sich selber bereits selbstherrlich wiedererrungen und wie ein von Gott empfangenes Diadem mit eigener Hand sich auf das Haupt gesetzt.

Aber der Andere in ihm forderte es. Er gab nicht nach und ließ es nicht zur Ruhe kommen, und so geheßt, gepeinigt, mürrisch geworden, schickte er sich nun an, den Anderen zum Schweigen zu bringen und seine Ruhe sich zu erkaufen.

Jetzt that er einen Schritt auf die Thür des Seherjaales zu, hielt wieder ein, stürzte dann aber plötzlich zu ihr hin und riß sie auf.

„Arendt! Arendt!“ rief er.

Der helle Klang seiner Stimme kündete die Freude, den Jubel des Entschlusses.

Arendt kam.

Könninger sah ihn herantreten und streckte ihm die Hand entgegen. Arendt schlug verwundert ein. Mit der Linken klopfte Könninger seinem Faktor begütigend auf die Schulter.

Es war eine stumme Abbitte.

„Wann ist das Begräbniß der kleinen Frida?“

„Morgen Nachmittag um zwei.“

„Wo?“

„Auf dem Kirchhof am Kollkrug.“

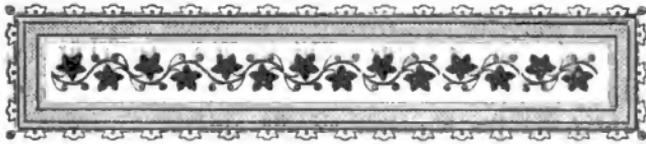
„Danke. Danke, lieber Freund.“

Er reckte sich. Er holte tief Atem. In seinen Augen loderte und flammte es.

„Und nun — nun, lieber Arendt, nun geben Sie mir mal die Dokumente raus — die Akten von meinem Hause dadraußen.“

„Den Kaufkontrakt?“

„— Auch den Situationsplan — alles — alles.“



## VI.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Rönninger hatte sich mit ungewohnter Sorgfalt angezogen. Seit Jahren vielleicht hatte er vor dem Spiegel nicht eine so eingehende Betrachtung seines Aeußeren vorgenommen. Das Ergebnis derselben war allerdings nicht ermunternd. Rönninger fand heute weniger denn je etwas Anziehendes in seiner Erscheinung. War er in diesem Punkte bis dahin ziemlich getröstet gewesen, da er meinte, das Aeußere sei beim Manne Nebensache, so hatte sich sein Standpunkt hierin jetzt geändert. Denn Rönninger betrachtete und prüfte sich heute mit den Augen jener Zwanzigjährigen, der er nun zu gefallen unternahm. Wie lächerlich! Aber er hatte nun einmal entschieden, sich dieses Kind in der Nähe anzusehen, da mußte er denn die Konsequenzen tragen und, so dumm es ihm erschien, sich wie ein Tanzstundenherrchen anpußen.

Hätte es wenigstens noch genügt! Aber er fand nur, daß dieser feierliche, uniformmäßig geschlossene Rock ihm etwas Steifleinenes gab, seine Haltung unfrei und ihn selbst nervös machte, denn er liebte

konst, sich bequem und zu Gunsten freier Bewegung zu kleiden. Nun noch dieses verhaßteste aller Möbelstücke, den Habigcylinder, diese dröhnende Anklage gegen den Geschmack eines ganzen Jahrhunderts. Aber es nützte nichts. Her damit!

Es war ein halb ein Uhr nachmittags, die Stunde war da. Er knöpfte sich die hellen Handschuhe zu und steckte Visitenkarten ein. Sein Herz pochte. Er lächelte verächtlich. Was für eine blödsinnige Komödie! Und wie ernst er den Kummel nahm! Mit allem Requisit der echten Jugendeserei. Was war denn an der ganzen Sache? Er schickte sich an, zu Leuten zu gehen, denen er sich gesellschaftlich ebenbürtig, was Bildung anging, aber entschieden überlegen fühlte. Herr Taubert war vor Jahren ein biederer Brauer gewesen, hatte eine anfangs ganz kleine Brauerei besessen, die durch allerlei Glücksfälle zu einer der bedeutendsten Berlins anwuchs und gegründet wurde. Herr Taubert steckte seine paar Millionen ein, dazu jährlich seine circa fünfundzwanzig Prozent Dividende auf die Actien der Brauerei, von denen er eine ansehnliche Zahl zum Nennwerte besaß, während er sich auf die Würde eines Vorsitzenden des Aufsichtsrates beschränkte und für diese nicht sehr aufregende Dienstleistung eine fürstliche Lantième bezog. Mutterchen war der Sprößling einer allerdings schon in dritter Generation steinreichen, bairischen Hopfengroßbauernfamilie, ein etwas dickes Glück, welches Herrn Tauberts frühere, wertvolle Geschäftsverbindungen nach sich

gezogen hatten. Kam die Dritte im Bunde — das Mädchen, das Kind mit den merkwürdigen Augen, der stolzen ja herausfordernden Haltung, das im dunklen Zimmer nächtlicher Weile mit dem Ausdruck einer Dreißigerin Mendelssohn sang. Sie war es, die ihn beengte. Sie, das verwöhnte, blutjunge, hübsche Ding, das in üppigem Reichtum aufgewachsen, sie würde ihm wahrscheinlich ins Gesicht lachen, wenn sie ahnte, daß dieser angejahrte, häßliche Kerl seine Augen zu ihr erhöhe. Was bot er ihr denn? Nicht einmal adlig war er. Geld hatte man ja selbst und etwas reichlicher noch als er. Also.

Rönninger machte eine ungeduldige Bewegung und wandte sich mit einem Ruck gegen das Fenster. Er richtete einen verdrießlichen Blick auf den grautrüben Himmel, aus dem es herbstlich herniederrieselte. Teufel! Wozu alle diese Bedenken! Soweit war man noch gar nicht. Und kam vielleicht niemals soweit. Möglich, daß er nach den ersten zehn Worten, die er mit ihr gewechselt, alle Heiratsgedanken zum Geier wünschend, Reißaus nahm. Also los nun! Vorwärts! Er hatte wahrhaftig schon saurere Gänge gethan! Unter aufgespanntem Schirm verließ er seinen Garten, trat auf die Straße hinaus und schellte an der verschlossenen, reich ornamentierten, schmiedeeisernen Gitterthür des Taubert'schen Besitztums, das seine vornehme Front der Drakestraße zulehrte.

Die Gitterthür sprang nicht auf, es zeigte sich an den weiß verhängten Kellerfenstern kein

forschendes Portierauge. Rönninger blickte zu dem altanartigen Podest hinauf, zu dem eine breite Freitreppe emporstrebte, und der unter einem säulgetragenen offenen, gewölbten Vorbau den Eingang erblicken ließ. Jetzt öffnete sich dort oben die Hausthür und ein sauberes Mädchen kam herab.

Unwillkürlich freute sich Rönninger, daß es kein Livreebedienter war. Das ließ immerhin auf schlichte Gefinnung schließen.

„Ist Herr Taubert zuhause?“

„Zarwohl, mein Herr“. Sie warf noch einen flüchtigen Blick durch das Gitter auf den Fremden und öffnete dann.

„Wollen Sie Herrn Taubert meine Karte bringen“.

„Sofort. Bitte näherzutreten“.

Rönninger erstieg die Stufen und trat in ein weißmarmornes Vestibül, von dem eine zweiflügelige Treppe, aus demselben Material, auf beiden Seiten, mit purpurnen Läufern belegt, sich zum ersten Stock emporhob. Die kalte Eleganz eines fürstlichen Palais lag auf diesem Treppenhause. Frostig blitzten auf den schimmernden Stufen die goldigen Messingstäbe, welche die roten Läufer hielten. Die Wangen der beiden Treppenflügel flankierten zwei monumentale Sockel, gleichfalls in weißem Marmor, von deren Höhe zwei Bronzefiguren, Page und Edelräulein lebensgroß darstellend, in erhobener Rechten Blumensträuße schwangen, aus deren Blütenkelchen die Tulpen der elektrischen Beleuchtung blitzten.

Wo hatte dieser Brauermeister so königliche Allüren her?

Das Mädchen öffnete eine Thür zur Linken und ließ Rönninger in einen Vorraum ein, woselbst es dem Besuche Schirm und Mantel abnahm. Dann öffnete es eine zweite Thür, und Rönninger betrat ein hochelegantes Empfangszimmer, dessen gelbe Seide an Tapeten, Möbeln, Thür und Fenstervorhängen eine kaiserliche Pracht entfaltete. Nach einer Aufforderung, Platz zu nehmen, verließ das Mädchen den Salon.

Rönninger hatte nicht lange Zeit, sich hier umzusehen, denn bald ging die Thür, durch die er selbst vorhin eingetreten, und ein mittelgroßer, etwa fünfzigjähriger, ziemlich beleibter Mann kam herein. Mit kurzen, energischen Bewegungen näherte er sich seinem Besuche.

„Ich habe die Ehre mit Herrn Taubert?“ sagte Rönninger.

„'s mein Name. Freue mich Herr Nachbar. Das 'ne große Liebenswürdigkeit von Ihnen, — uns zu beehren.“

Er hielt Rönninger die Rechte hin. Sie tauschten einen Händedruck.

Rönninger war befremdet. Man faßte seinen Besuch anscheinend als eine Art von Antrittsvisite auf, gleichsam als Einleitung eines geplanten Verkehrs. Ein Gefühl von Troß, durch die etwas pathetische Pracht dieses Raumes hervorgerufen, regte

sich in Rönningers Seele. Mit eifriger Zurückhaltung, die gegen Tauberts Freundlichkeit erheblich abstach, sagte er: „Ich habe mir erlaubt, Herr Taubert, Sie um eine Unterredung zu bitten, um eine Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen, zu deren Erledigung ich ein Einverständnis mit Ihnen wünsche.“

Warum spreche ich bloß so geschwollen? dachte Rönninger, als er Tauberts verduhtes Gesicht betrachtete, der offenbar das eben Vernommene nicht begriffen hatte.

„Es handelt sich, Herr Taubert, um das Grenzstacket zwischen unseren beiden Gärten.“

„Aha!“ sagte Taubert, augenscheinlich sehr erleichtert.

„Ich habe die Akten durchgesehen, fuhr Rönninger fort, und habe denselben entnommen, daß dieses Stacket mein Eigentum ist.“

„Ganz recht“, sagte Taubert erwartungsvoll.

„Nun ist dieses Ding, verehrter Herr Taubert, in ziemlich miserablen Zustande und bietet, von meinen Fenstern aus gesehen, einen recht traurigen Anblick. Von Ihrer Seite ist die Sache erträglich, denn Sie haben alten, wunderschönen, wilden Wein über die Ruine gezogen und sich so dieses häßlichen Anblickes entledigt. Ich möchte mir nun die Frage gestatten, ob es Ihnen große Belästigung verursachen würde, wenn ich dieses Stacket entfernen und durch ein gefälliges, wenn auch nicht prachtvolles, geschmiedetes Gitter ersetzen ließe.“

„Aber Sie — Sie brauchen ja — brauchen ja garnicht zu fragen! sagte Taubert. Das Stacket gehört Ihnen. Sie können machen was Sie wollen!“

„Das ist mir wohl bekannt, sagte Rönninger mit vornehmem Lächeln, daß weiß ich wohl, Herr Taubert. Weßwegen ich komme, ist, Sie zu fragen, ob Ihnen diese Veränderung irgendwie unangenehm wäre.“ „Na danach brauchen Sie sich doch absolut nicht zu scheren, Herr Rönninger!“

„Ich brauche nicht, aber ich will, Herr Taubert. Vielleicht ist Ihnen Ihr wilder Wein dort lieb geworden, und dem müßten wir ja doch dann einigermaßen zu Leibe gehen.“

„Nee, das is nett! Das is wirklich nett von Ihnen! Das — das is gradezu nobel! Wahrhaftig! Wenn uns der alte Wein lieb wäre, wollten Sie auf Ihr neues Gitter verzichten . . .

„Nicht bloß um den Wein, Herr Taubert, handelt sich's. Sie können sich denken, daß eine solche Veränderung auch für Sie Störungen mit sich bringt, die ich Ihnen nur sehr ungern bereite. Sollten Sie also in dieser Angelegenheit Wünsche haben, so . . . wie gesagt, ich richte mich ganz nach Ihnen.“

„Das is vornehm. Geradezu vornehm. Nee wahrhaftig, über solche Sachen freu ich mich! Reizend is das von Ihnen! Ihr Vorgänger dadrüben — na das war 'ne Nummer! Wissen Sie. Von dem find wir die schönsten Sachen auch nicht gerade gewöhnt gewesen. Es war sogar manchmal geradezu

unangenehm, wie rücksichtslos er war und was er dadrüben alles anstellte mit Weibern und solchen Wizen. Das war wirklich schon wegen meiner Tochter . . .

„Sie haben eine Tochter?“ warf Könninger hin.

„Jawohl,“ sagte Taubert.

„Verheiratet natürlich.“

„Nee. Keine Ahnung. Is ja erst neunzehn.“

„Was! Neunzehn erst. So jung noch. Unglaublich!“ Könninger's Gesicht verfinsterte sich.

„Ja, forsches Mädel; singt sehr schön. Macht uns aber Sorge.“

Er strich seufzend mit seiner breiten Hand über das dünne blonde Haar und bemerkte mit Erstaunen die gespannten Züge Könninger's. Er hatte in seiner mittelstamen Art dieses, das in seinem sonst sorgenfreien Leben ihn zumeist bedrückte, so obenhin erwähnt, wie man ein oft beklagtes Leid Freunden und Bekannten gegenüber wieder und wieder berührt. Aber nun stutzte er, wie dieser Fremde mit gespannten Zügen aufhorchte. „Ja etwas sehen Sie, — etwas muß ja immer sein, damit man nich über die Stränge haut. Das Kind hat nu Stunden natierlich, den besten Unterricht, den's giebt, aber — da — da hat se sich das nu in'n Kopf jesetzt, — — se will zur Bühne — ja.“ — Könninger sah zu Boden. Sein Herz schlug bis in den Hals hinauf. „Zur Bühne,“ murmelte er. Seine ganze Kraft raffte er zusammen um ruhig zu bleiben.

„Ja, sagte Taubert, so'n Unfinn! Ein einz'jes Kind hat man — unn soll — es is iräplich“ . . .

„Nun, sagte Rönninger, sie wird sich das überlegen.“

„Hoffentlich; aber se hat so in allem ihre eijnen Zdeen. Das Mädel is ja natierlich — zeitlebens der ganze Versuch hier jewesen, unser ganzes Leben natierlich — unn denn is das ja kein Wunder. Muß nu sowas in de Quere kommen! Unn man kann ihr da jarnischt vorschreiben. Is se wirklich das große Talent, denn weer's ja woll ne Sinde. Aber, wie man so'n Kind ma hat, — dazu, wissen Se, mecht man's doch nich so Knall und Fall herjeben.“

Er hatte in der Vertiefung seiner Gedanken sein liebes Berlinisch gesprochen, in dem er aufgewachsen war und dessen er sich in vertraueterem Kreise bedienen mochte. Als er Rönninger empfing, nahm er sich zusammen und sprach mit einigem Zwange sein g im Anlaut und sein ü gewissenhaft, jezt, da sein Vaterherz sich beschwerte, redeten seine Lippen die Worte wie sie sich aus seiner Seele hervordrängten.

Rönninger sah mit trüben Augen vor sich hin. Eine unendliche Traurigkeit ergriff ihn. Es war, als ginge ein Teil der Sorge und Liebe dieses Vaterherzens in das seine über, und da es dasselbe Wesen war, um das diese beiden Menschen, die zum ersten Male miteinander sprachen, sich sorgten, so empfand Rönninger tief die Klagen dieses Mannes.

Ja, je näher er ihr zu kommen strebte, mit um so größerer Gewißheit entwich sie ihm. Es war das Rebelbild eines Glückes, nach dem man mit ewig leerbleibenden Händen greift. Ein Mädchen mit solchen Plänen würde wohl schwerlich an ihm ein Genügen finden. Er seufzte auf. Auch ihre Jugend war noch größer, als er gefürchtet hatte. Dann suchte es durch seine Gedanken, daß er doch ein eigentümliches Wesen bei diesem ersten Besuch zur Schau trug.

Im Nu glätteten sich die Falten seiner Stirn, und sein Gesicht nahm den freundlich=gefälligen Gesellschaftsausdruck an.

„Das alles, Herr Laubert, wird sich schon fügen; es kommt manchmal so ganz anders, daß es wirklich Unrecht ist, sich zu große Sorgen zu machen. —

Sie haben übrigens eine Wohnung“ . . Mit bewundernden Blicken sah er sich um.

„Ach ja,“ sagte Laubert, während seine Augen mit einem unbehaglichen Blicke durch das Zimmer schweiften, es ist ja schon, unn wean Sie hier — — —

Er stand auf und ging zu der gegenüberliegenden Flügelthür, die er öffnete. — Er winkte Rönninger heran. —

„Da, sehn Se mal . . .

Rönninger warf einen erstaunten Blick durch eine Flucht von etwa vier Salons, die mit weit offenen Flügelthüren in märchenhaftem Luxus sich anein-

anderreichten. Ein etwas dumpfer, kalter Hauch wehte von ihnen her. Taubert schloß die Thür wieder.

„Großartig ist das ja,“ sagte Rönninger.

„Ja,“ erwiderte Taubert, „dazu bin ich auch so gekommen. Als se mir dazumal de Brauerei abkaufte, da kam 'n anjehirateter Better von mir, ein Rejierungsbaumeister. Unn da hab'n se mir einjeredt, es jinge nu jarnich mehr anders, ich mißte hier draußen bauen. Unn der Junge setze sich nu hin unn brachte mir einen Plan über'n andern, unn se redeten mich halbdot, — unn schließlich hab'n wir nu jebaut. Es is jräßlich elejant jeworden. Der Bengel hat ein Sindenjeld hier reinjesteckt, unn wenn es ja auch seinen Wert behelt, — es is zu fein für uns, wir machen uns da jarnischt draus. Jesellschaften jeben wir nich, unn — da haben wir uns nu drieiben, — er lächelte verschmizt, es sollte eijentlich ne herrschaftliche Dienerwohnung sein, drieiben auf'n andern Fliejel, da sin'n paar hibische Zimmer hinten raus, nach'n Garten, da hab'n wir unsre Bequemlichkeit unn Jemietlichkeit — unn hier kommen wir's ganze Jahr nich rein. Oben is'n großer Ballsaal unn Jeschichten, unn hinten war'n Wintergarten mit Palmen unn so'ne Sachen, wovon ich nißt wie Nerjer hatte. Jeden Tag jing mir was ein, unn die Schererei mit'm Järtner — kurz unn jut, — ich brachte den ganzen Schwamm wech unn richtete mir da 'ne große Boljehre ein. Das is meine Passion. Schöne Vögel. Wenn Sie's interessiert,

kann ich's Ihnen mal zeigen. Ibrijens reflektierte ich mal stark auf Ihre Villa."

"Was?" sagte Rönninger erstaunt.

"Ja, die is eher fier uns, einfach unn nett. Unn da dacht' ich, wenn's Kind mal heiratet, kriegt sie das hier, unn ich unn Mutter wir ziehen darieber. Wie nu de Subhastation kam, wollte meine Frau nich, unn da ließen wir's. Ich wurde Ihnen ibrijens meine Frau jern vorstellen, aber se is heute wieder sehr runter . . .

"Ist sie leidend?"

"Ja, es is ein chronischer Rheumatismus, der's nu bei dem Wechsel jetzt im Herbst sehr beese."

"Wollen Sie mich ihr empfehlen. Ich lasse gute Besserung wünschen."

"Danke. Danke sehr. — Nu kommen Se mal mit, wer'ch Ihnen mal de Voljehre zeigen."

Seine Augen leuchteten. Sie gingen durch den Empfangsraum und traten in das Vestibül, das sie der Länge nach durchmaßen. Im Hintergrunde desselben gelangten sie durch eine Thür in einen Gang, in welchem Taubert eine zweite Thür öffnete. Hier erhob sich ein prachtvolles Palmenhaus in Glas und Eisen, das mit mächtiger Rotunde sich gegen den Garten ausbuchtete. In unzähligen Käfigen zwitscherte, sang und schnatterte es, und drüben, bis zur Höhe der gewaltigen Kuppel fast, erhob sich die große Volière, in der es wild durcheinander flatterte. Seltene Tauben, Kanarienvögel, Rotkehlchen, Meisen,

„Pfauen, Staare, Tacadu's in ihrem bunten Gefieder, Kiebitze, Stieglitze, die gemischteste Gesellschaft schwirrt dort umher, sang auf den Sprossen, jubilierte in den Schaukelringen, stritt um die Futternäpfe, badete in den Wasserschalen und schritt und tänzelte mit nickenden Köpfchen auf dem reinlichen, weißen Sande des Bodens umher.

„Entzückend, entzückend!“ sagte Rönninger.

„Ja, das ist meine Freude,“ schmunzelte Taubert, indem er das an dem Drahtgitter der Volière hängende Thermometer prüfte, und dann zu der Thür drüben hinübereilte und sie aufriß.

„Zu warm wieder,“ murmelte er. „Hier, sehen Sie, ist die Hintertreppe, da geht es nach dem Garten runter. Oben hat meine Tochter ihr Musik- und Arbeitszimmer. — Aber nu muß ich Ihnen mal hier die Felehrten des Hauses zeigen.“ Er führte Rönninger zu einem Papagei, den er mit: „Guten Morgen, Vore!“ begrüßte. „Morgen Papachen!“ sagte der Vogel, „gut geschlafen?“

Rönninger lachte laut.

„Er kann noch mehr, versicherte Taubert stolz. Ich dressiere die Kerle selbst. Noch nie hab' ich einen Vogel gekauft, der schon was gekonnt hat.“

„Das muß Spaß machen“, sagte Rönninger.

„Mächtig, versetzte Taubert. Hier hab' ich einen Dompfaffen, den ich musikalisch gemacht habe. Der da, daneben, is'n Staar. Dem hab' ich jarnischt beibracht. Was er kann, hat er von seinem Nachbar

auffechnappt. Nun jetzt kann er mehr wie der. Der Dompfaff verjst so rasch. Passen Se mal auf“.

Er neigte sich zu dem Käfig des Dompfaffen und pfiß den Anfang des Liedes: „Ach, wie ist's möglich dann“.

Der Vogel horchte auf, sah einen Moment mit kugelrunden Augen nach diesen gespitzten Lippen, die sein Leib- und Magenlied pfißen, schlug mit dem Flügel, plusterte sich auf und öffnete dann den Schnabel. Nun pfiß er. Und zwar genau dasselbe, was Taubert gepfißen. Nicht einen Ton weiter. „Ach wie ist's möglich dann“, hier stockte er, rückte auf seiner Stange hin und her setzte dann wieder an. Aber er begann das Lied von neuem, um genau mit demselben Ton wie vorhin wieder abzuschließen.

„Sehn Se, da kann er schon wieder nich weiter!“

Zum dritten Male hob der Dompfaff an, und Rönninger mußte laut auflachen, wie der Vogel, am Ende dieses Verses angelangt, plötzlich mit einem Ruck einhielt und einer Kopfgeberde, als sei ihm die Fortsetzung absolut entfallen und er in der peinlichen Lage des Steckenbleibens. So pfiß er die paar Töne unaufhörlich, zehn-, elfmal hintereinander, ohne weiter zu können.

„Nu sehn Se mal den“, jagte Taubert und wies auf den benachbarten Staar. Dieser war in seinem Bauer auf die dem Dompfaffenkäfig zunächst gelegene Sprosse geflogen und beobachtete von hier

die fruchtlosen Versuche des Nachbarn, das Lied fortzusetzen. Dies fortwährende Abbrechen und wieder von vorne Beginnen des Liedes schien den Staar nervös zu machen. Er trippelte auf der Sprosse unruhig hin und her, wegte ärgerlich den Schnabel am Gitter und blickte mit unstätigen Augen fortwährend von Taubert auf den Dompfaff, von diesem zu Taubert. Endlich, als der Nachbar etwa zum fünfzehnten Male bei seinem „Ach, wie ist's möglich dann“ abschnappte, schien der Staar am Ende seiner musikalischen Geduld, schlug wütend mit den Flügeln und schmetterte plötzlich, hell pfeifend, die Fortsetzung der Melodie zu dem vergesslichen Dompfaffen hinüber, der mit der unendlich komischen Rückbewegung eines sich Befinnenden, dem eben das Vergessene wieder einfällt, sofort einstimmte und, gleichsam erlöst, sein „daß ich Dich lassen kann“ a tempo mit dem Staaren in befriedigtem Wohlgefallen hinaus-schmetterte.

Rönninger schüttelte sich vor Lachen, brach aber plötzlich ab und horchte auf. Von der Treppe her, durch die offene Thür drang in das Palmenhaus das laute Lachen und Rufen einer Stimme.

„Wirft Du! Purzel! Hierher, Purzel! Schlingel! Warte!“

Dann ein Gepolter, wie wenn jemand in rasender Eile die Treppe herunterstürmt und im nächsten Moment jagte ein langhaariger Teddel, offenbar sich flüchtend, in das Palmenhaus auf Taubert zu. Dieser lachte laut auf. Dem Hunde hing sein

strähniges Haar auf der einen Seite lang herunter, während es auf der anderen zu zierlichen Lösschen gebrannt war.

„Purzel, rief Taubert, was hat sie denn wieder mit Dir anstellt?“

„Hierher — Du — Du — schlechter Köter! Purzel! Au — warte!“ rief es von draußen lachend, immer näher kommend, und im nächsten Augenblick stürmte ein junges Mädchen mit fliegenden Zöpfen, leuchtend und strahlend von Uebermut, heiß von der raschen Bewegung in das Palmenhaus unter dem fortwährenden Schlachtruf: Purzel! Purzel! In der Rechten schwang sie drohend eine Brennscheere.

„Aber Dele!“ sagte Taubert, in vorwurfsvollem Lächeln auf den Besuchweisend, hinter den der coiffürenfeindliche Teckel sich schutzsuchend geflüchtet hatte. Mit einem Ruck machte das Mädchen Halt, schrie erschreckt auf und starrte den Fremden an; dann, im nächsten Moment jagte es hinaus.

„Dele! Dele!“ rief Taubert, während man das Mädels die Treppe hinauffürmen hörte.

„So'n Wildfang! So'n Ausbund! Seh'n Se bloß!, hat se dem Purzel Locken jebrannt, — unn da is er ihr ausjerissen! So'n — so'n Ausbund!“

Er lachte herzlich. Auch Rönninger lächelte. Aber in seinen Zügen lag etwas Seltsames. Etwas, was an Spott gemahnte, und doch zugleich eine Art von Frohlocken war. Sich hoch aufrichtend that er einen tiefen Atemzug, wie wenn nun eben

etwas von ihm genommen würde, wie wenn er eben etwas abgeworfen, sich von etwas befreit hätte, dessen Druck ihn lange niedergehalten.

„Ein fröhliches Kind scheint sie“, — sagte er halb zu sich selbst, während er in eigentümlicher, ihm sonst fremder Ruhe langsam den Rock aufknöpfte und die Uhr zog.

„Haben Sie was vor?“ fragte Taubert.

„Ja. Ich muß zum Begräbniß.“

„Wie? Ist jemand gestorben?“

„Ein kleines Mädchel aus meiner Druckerei. Ich muß auch noch den Kranz besorgen.“

„Ein Mädchen aus Ihrer Druckerei — unn da jehn Sie — jehn Sie selbst zum Begräbniß?“

Könninger richtete seine Augen ruhig auf Taubert, der ihn bewundernd ansah.

„Haben Sie das nicht gethan, wenn von Ihren Leuten jemand . . . .“

„Nee,“ sagte Taubert, „nee. Unn das wer doch eijentlich noch eher neetich jewesen, — weil — — weil ich selber ja doch bloß jelernter Brauer war. Aber Sie. Sie stehen ja doch so — so viel höher noch ieber Ihren Leuten . . . .“

„Wiejo?“ fragte Könninger.

„Na — na — das is doch noch — doch noch janz was anders; — nee — nee wirklich — alle — alle Hochachtung.“ Er war ganz bewegt und reichte Könninger die Hand hin. Dieser schlug ein,

wieder dieses eigentümliche, selbstbewußte, sichere Lächeln im Gesicht.

„Also — wegen des Stacketes . . .“ jagte er.

„Ja, richtig. Da wer'ch mit meiner Frau reden.“

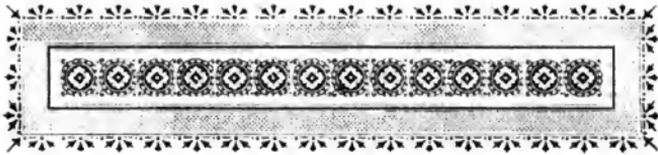
„Schön. Teilen Sie mir deren Wünsche mit.“

„Scheenen Dank. Unn — wenn Se wieder mal — uns wieder mal die Ehre schenken wollten . . .“

Rönninger wandte sich zur Thür.

„Sie sind sehr liebenswürdig,“ jagte er kalt.

Dann ging er.



## V.

Der Widerhall, welchen die Erlebnisse in der Menschenseele hervorrufen, gleicht nicht dem Echo, das getreulich ihm Zugerufenes wiedergibt und dann verstummt. Das Echo des Gemütes empfängt seine Reizungen auch von außen her, reagiert darauf ebenfalls im Nu, beginnt aber dann mit dieser rasch gethanen Aeußerung eine stille, aber fortdauernde Arbeit, die in einer Art von Umwertung besteht und solange währt, bis der Gegenstand entweder so gering geworden, daß er dem Vergessen anheimfällt, oder so groß, daß er die Seelenkräfte gänzlich seiner Macht unterwirft und von ihnen eine Reflexbewegung, einen Willensbeschluß auslöst.

Diese Umwertung der Seelenbeeinflussung mußte Rönninger an sich wahrnehmen.

Mit einer berauschten Siegesstimmung reagierte sein Gemüt auf die erste Begegnung mit Adele Taubert. Ohne alles Ueberlegen, ohne Mitwirkung des Verstandes empfing Rönninger aus dieser seltsamen Scene die Gemütsstimmung eines Erlöstes.

Bei dem Begräbnis der kleinen Frida lag ein solcher Abglanz jeltiger Beruhigttheit auf Rönningers Zügen, daß Arendt, der ihn genau beobachtete, eine innige Freude empfand. Die anfängliche, etwas demonstrative Ausschließung des Chefs von der Beteiligung an diesen Ehrenbezeugungen für die kleine, blasse Arbeiterin, die Weigerung Rönningers, einen Beitrag zur Kranzspende zu zeichnen, hatte eine außergewöhnliche Beteiligung des gesamten Personals nach sich gezogen. Es war kaum Einer ferngeblieben, um diesem unschuldigen Wesen die Ehren darzubringen, die ihm der Chef, unbegreiflicher Weise, weigerte. Als dieser nun plötzlich und unvermutet selbst unter den Leidtragenden auftauchte, einen prachtvollen Kranz in der Hand und so gleichsam selbst die Erklärung seiner Ausschließung gebend, nämlich die, daß es ihm nur um eine nachdrücklichere Ehrenbezeugung für die kleine Proletarierin zu thun gewesen, da leuchtete es auf in den Augen der Leute, mit begeisterten Blicken dankten sie ihm, der immer wenn man glaubte Böses von ihm halten zu müssen, mit etwas ganz ungeahnt Gutem überraschte. Das Bewußtsein, dies Unrecht von gestern eingesehen und getilgt zu haben, dieses, glaubte Arendt, legte jenen strahlenden Glanz auf Rönningers Züge.

Und doch war das nur eine schwache Harfenstimme in dem großen Erlösungshymnus, in dem seine Seele nun aufjauchzte. Er hatte wieder einmal beinahe mutwillig einen großen Konflikt in sein

Leben getragen, in jenem dunklen Drange des Grübelns und Wühlens hatte er dies gethan, in dieser steten unheimlichen Gedankenarbeit, deren unablässiges Streben es war, alle kleinsten Geistesbegehren zu schicksalsentscheidenden Katastrophen aufzubauen. — Dies waren nun wirklich die freisenden Berge, welche die berühmte lächerliche Maus gebaren. So hatte er sich aufwühlen lassen um ein Wesen, das seinem Hündchen Locken braunte und mit ihm über Flur und Treppen jagte. Und ihm hätte er nun beinahe in grotesker Feierlichkeit die Entscheidungen anvertraut, von denen sein Schicksal gestaltet wurde. Aus ihm hatte er sich einen Götzen geschaffen, der ihm alle Ziele und Begehren eines vollen Mannes verkörpern sollte. Ein Kind von neunzehn Jahren, dessen Konfirmationskleid noch im Schranke hing, hatte ihm hierzu gedient. Unglaublich — unsäglich dumm! Aber nun war dieses ganze Schattenspiel verflogen und mit ihm all' die grauen Gespenster, die sorgenschwer ihn unwallt hatten, alle diese Tage und Wochen. Er war einem Heer von Verwicklungen entgangen, die ihre Maulwurfarbeit gegen die feinsten Wurzelsajern seiner Existenz verderbenbringend hätten richten können und nun, wie ein in dunkler Nacht aufleuchtender Blitz, war ein Lichtschein gefallen über die gefährliche Abirrung von seinen Wegen, in die er sich verloren hatte. Jetzt aber hatte er gesehen und erkannt und die Rettung, war vollzogen. Er machte einen Strich durch diese

ganze Episode. Sie war eine ohnmächtige Erinnerung geworden.

Als wäre er einer großen Gefahr entronnen, atmete er auf. Dies war das erste und unmittelbare Echo, das seine Begegnung mit Adelen in seinem Gemüte hervorgerufen hatte. Ganze zwei Tage hielt diese Auffassung vor, und die stetig zu jenem Erlebnis rückkehrenden Gedanken thaten nichts Anderes, als jenen frischen und ersten Eindruck zu bestätigen. Nun aber plötzlich begannen sie, die Sache von einer anderen Seite zu betrachten. Welch' ein Vorurteil war es doch, einen Menschen aus einer einzigen, kaum minutenlangen Scene beurteilen zu wollen. Hatte nicht jeder Mensch, besonders aber der junge, Augenblicke des Uebermutes und der Ausgelassenheit? Und waren diese ohne weiteres Beweise seiner Albernheit und Unreife? Keinesfalls. Gerade der Ernsteste und am tiefsten Denkende wird sich am ungebundesten und freiesten jenen Augenblicken hingeben, in denen das Gemüt gleichsam athmeholend, sich dem Unsiem erschließt, und ein göttliches Lachen die gesündeste Motion bedeutet. Andererseits, Welch' eine originelle Art des Vergnügens, einem widersetzlichen Köter Locken zu brennen. Das war mehr als eine kindische Spielerei. Das war der Ausdruck einer Art von Künstlerlaune. So vergnügte sich ein eigenartiges Wesen. Auf eine solche Idee, zu der nirgend ein Anlaß war, mußte erst gekommen werden. Die Sache war doch immerhin ein Einfall.

Nein, dies hatte er doch ganz und gar unsinnig beurteilt. Daß sie davonlief, als sie ihn erblickte, das war doch natürlich. Wer hätte sich eine solche Situation gerade ausgesucht, um einem Fremden zu begegnen. — Von geistiger Selbständigkeit zeugte auch diese Idee, zur Bühne zu gehen. Das kam doch wirklich in diese Sphäre, in der sie erzogen ward, wie vom Himmel herunter. Sie sang gut, für ihre neunzehn Jahre sogar ungewöhnlich gut. Zu einer solchen Ausbildung einer Stimme war, außer der Naturanlage, Fleiß und ernsthaftes Streben nötig. Das alles besaß sie. Dabei hätte sie sich's wahrhaftig doch leichter machen können im Hinblick auf den Reichtum ihrer Eltern. Die Brotfrage war weit entfernt; Ehrgeiz und Begeisterung für die Sache waren in ihr, gewiß nicht zu häufige Affekte bei jungen Mädchen ihres Alters und in ihren Lebensverhältnissen. Dabei verfolgte sie ihr großes Ziel auf eigene Faust. Sie fand nur Widerstreben nicht Aufmunterung bei den Eltern, die einem solchen Entwicklungsgange, der alle die Fährlichkeiten und Klippen der Bühnenlaufbahn in Aussicht stellte, naturgemäß nicht hold sein konnten. War es nicht ungleich bequemer und angenehmer, die paar Jugendjahre voll zu genießen, sich dann einen jungen, hübschen, angesehenen Mann geben zu lassen und auf dem breiten Pfade des Herkommens zu bleiben? Ohne Zweifel, das Bild, das er erst empfangen, verblüht nun rasch und ein anderes bot sich seinem Nachdenken. Hier

war wirklich ein Wesen, das Interesse erwecken und, von allem Liebreiz seiner äußeren Person abgesehen, den Wunsch einer näheren Bekanntschaft rechtfertigen konnte. Nun war es geschehen, daß seine nachprüfenden Gedanken diese Umwertung jenes ersten Eindrucks bewirkt und ihn so groß hatten anwachsen lassen, daß er nun zur Willensäuerung wurde. Rönninger war jetzt entschlossen, sich dieses Mädchen bei nächster Gelegenheit näher anzusehen.

Er bemerkte wohl, wie sein Gefühl sich verändert hatte. Noch vor einer Woche hätte ihn der Gedanke, ihr gegenüberzustehen, berauscht. Es mußte also doch wohl die eigentümliche Form ihres Zusammenstreffens im Palmenhause ihre Wirkung gethan haben. Jetzt bedeutete ihm dieses Mädchen nicht mehr sein Schicksal. Dies war vorüber. Eine Art von Neugierde ließ ihn nun wünschen zu erfahren, wie sie sich bei einer neuen Begegnung nach dieser ersten wohl benehmen könnte, und welches Wesen in ihr vorherrschte, das übermütige, zu tollen Streichen geneigte Millionärskind, oder das ehrgeizige, von Ruhmesträumen erfüllte, erblühende Weib, das seinen Stimmungen nachhing, der verschwiegene Nacht seine sehnsüchtigen Lieder anvertraute und wie eine Nachtwandlerin mit starren, auf ein fernes Ziel gerichteten Augen rastlos vorwärtsschritt, blind für die kleintlichen Beängstigungen der Eltern.

Es war einer jener letzten Oktobertage, an welchen die Sonne, gleichsam um noch einmal ihre ganze

Herrlichkeit zu zeigen, ehe Herbstnebel und graues Dunkel kamen, ihr ganzes blißendes Gold herniedergoß. Der Himmel lachte in tiefem Blau, und durch die klare, zarte Herbstluft flatterten glitzernde Sommerfäden, auf denen die Sonnenstrahlen spielend hin und her glitten. Rönninger wollte eben, gegen zehn Uhr morgens, von seinem Hause kommend, die Drakestraße passieren, da merkte er, drüben vor Tauberts Gartenthor, in einer Entfernung von kaum acht Schritt eine Gruppe. Er erkannte Taubert. Dieser stand dort im gelben Piquéjacket; eine weiße Seglermütze auf dem Kopf und sprach lebhaft zu einem jungen Infanterieoffizier, der auf einem Goldsuchs an der Bordschwelle des Bürgersteiges hielt. Neben ihm, auf einem Rappen, im schwarzen Reitkleide, erblickte er Adelen. Mit blißenden Augen, in dem schwarzen Reitkostüm auffallend blaß erscheinend, die blutroten Lippen halb geöffnet, erhob sie eben, wie im Scherze drohend, den silberbeschlagenen Griff der Reitpeitsche gegen ihren Vater. Dieser lachte laut auf, folgte dann aber plötzlich den grauen, forschenden Augen seiner Tochter, die plötzlich ernst und noch um einen Ton blässer werdend, über den Damm hinweg, nach der Straßenecke blickte, wo Rönninger eben, in der Hoffnung, nicht gesehen zu werden, eilig vorwärtschritt.

„Herr Rönninger! Herr Rönninger!“ rief Taubert.

Es klang herzlich erfreut, wie der Anruf eines Menschen, der plötzlich einen lieben Freund erblickt.

Rönninger biß sich auf die Lippen, sah einen Moment verdrießlich in die Ferne und wandte sich um. Taubert kam ihm, seine Mütze in der Linken schwenkend, mit hingereichter Rechten, entgegen.

„Wie geht's denn? Hab' Sie ja solange nicht gesehen!“

„Freue mich . . .“

Rönninger murmelte ein paar freundliche Worte und hielt seine Augen fast ängstlich auf Taubert gerichtet, nur, um die beiden Reiter nicht sehen zu müssen. Auch berührte es ihn nicht wohl, daß Taubert heute sein Sonntagserlinisch sprach, was immer etwas gezwungen klang. Rönninger empfand, daß dies der Offiziersuniform dort hinten galt, nicht ihm. „Kommen Sie! Kommen Sie! Nun will ich Sie endlich meiner Tochter vorstellen!“

Er zog Rönninger bei der Hand zu den beiden Reitern hin, und ohne seine Mütze vom Kopf zu nehmen, rief er: „Delchen, dies ist unser neuer Nachbar, Herr Rönninger — meine Tochter. — Und — gestatten Sie mein Neffe, Lieutenant Taubert — Herr Rönninger.“

Mit irrenden Blicken streifte Rönninger die hübschen Züge des jungen, blonden Offiziers, der mit einiger Zurückhaltung den höflich grüßenden Fremden salutierte. Dann, wie von einem Magnete gelockt,kehrten seine Augen zu der Reiterin zurück, die, von einer dunklen Blutwelle übergossen, purpurheiß erglüht, im Sattel saß. Wie kühn und energisch

ihre Brust unter dem knappen, glatten Reitkleide sich wölbte, wie breit und frei ihre Schultern sich aus-  
hoben. Sie war keine neunzehnjährige Knospe, eine  
volle, glühende Rose war sie.

Rönninger murmelte etwas von der Ehre, sie  
kennen zu lernen; sie biß die Zähne aufeinander,  
am Muskelspiel auf ihren Wangen sah man das.  
Sie schien sich zu ärgern. Kaum hatte Rönninger  
seine Höflichkeitsphrase herausgebracht, als sie mit  
etwas spöttischen Lippen sagte: „In Anbetracht unseres  
ersten Zusammentreffens ist das noch aller Ehren  
wert.“

Rönninger sah sie erstaunt an. „Ich verstehe  
nicht, meine Gnädigste.“

Sie wurde etwas ungeduldig und rückte sich im  
Sattel zurecht.

„Mein Gott, ich danke Ihnen, daß Sie mich  
trotzdem so für voll nehmen.“

Ihre Stimme war tief und klar. Man hätte  
dieser fast etwas gar zu sicheren Dame dort auf dem  
Rappen, in diesem Moment kaum zugetraut, daß sie  
sich mit ihrem Hündchen über Flur und Treppen  
jagen konnte.

Rönningern flimmerte es vor den Augen.

Er glaubte, er müsse im nächsten Moment wanken  
und stürzen.

Das, was sie da sagte, war im Grunde wieder  
kindisch und von einer gemachten Großthuererei. Jetzt  
wollte sie ihm imponieren, nur um jene fatale Scene

auszulöschen, und das fing sie nicht gerade sehr geschickt an. Aber dieses war es nicht, was ihn fast um die Besinnung brachte. Er hörte kaum was sie sprach. Das Letzte hatte er überhaupt, dem Sinne nach, nicht aufgefaßt, aber ihre Stimme drang ihm in die Seele. Alles Klang und zitterte in ihm von diesen tönenden, schwingenden Lauten, die sie sprach. Ihm war, als müsse er nun die Arme recken und sie von ihrem Pferde reißen.

Er sah sie an mit einem trunkenen Blicke, den sie nicht bemerkte, da sie an ihrem Handschuh zupfte. Er senkte die Augen.

Was er dann noch sprach, zu ihr, zu ihrem Vater, zu dem jungen Offizier, er wußte es nicht. Plötzlich waren alle verschwunden, und er fand sich allein. Auf seinem einsamen Wege zur Arbeit fand er sich.

Es war ihm aber klar geworden, in diesen wenigen Minuten, da er vor ihr gestanden, ihre Stimme gehört, ihre Augen gesehen, und kaum ein flüchtiges, thörichtes Wort mit ihr gewechselt hatte, so war es ihm dennoch klar geworden, sie würde seine Zukunft werden. Vor seinem Schicksal hatte er gestanden.

Unwillkürlich verlangsamte sich sein Schritt. Ein Gefühl stieg in ihm auf, als müsse er sich von etwas mit Gewalt losreißen, auf etwas schmerzhaft verzichten, da er sich nun anschickte, sich in das Comptoir zu sperren, während draußen der goldige Tag glänzte, und die Welt von Schimmer und Licht nur so funkelte.

Er führte ein dummes Leben. So unfrei, —

so unfrei hatte er sich gemacht. Pflicht, — Pflicht, gewiß, — gewiß eine schöne Sache, schöner aber war die Freiheit da draußen, die Selbstverfügung, das herrliche Recht, seinen Impulsen zu folgen. — Und im Nu stand sie vor ihm, wie sie eben stolz auf ihrem Rappen durch den herbstlichen Park jagte. Ja, das — das gehörte dazu. Das gab Haltung und Selbstbewußtsein. Er wollte das Reiten auch wieder aufnehmen. Nicht jetzt, nicht gleich. Wie lange noch, und es war Winter. In der Bahn zu reiten, war nichts für ihn. Aber im Frühjahr wollte er sich ein Pferd kaufen, einen Goldjuchß, wie ihn der Lieutenant hatte. Im Frühjahr — ja. Er lächelte schmerzlich vor sich hin. Das waren ja nur noch lumpige sechs, sieben Monate. Nur immer aufschieben, nur immer warten. Wenn man so jung ist — wie er. — Wütend stieß er seinen Stock gegen die Granitplatten des Bürgersteiges. Ein Funke blitzte auf. Rönninger eilte seinem Comptoir zu. Es war, als flöge er, und alle seine quälenden Gedanken stürmten hinter ihm drein. Atemlos langte er im Comptoir an. Einen geschäftlichen Diskurs brach er kurz ab, dann rief er einen Seherjungen, schickte ihn nach seiner Wohnung und ließ sich seinen Pistolenkasten holen, der auf dem Nachttisch stand.

Eine Viertelstunde drauf jagte Rönninger in einer Droschke nach der Ackerstraße zu jenem Pistolenschießstand, an dem er sich früher so oft eingeschossen. Das Warum und Weshalb, alle forschenden Gedanken

in ihm nach dem Ursprung dieses plötzlichen Einfalls, beschwichtigte er mit dem Sonnenglanze, von dem er sich heute nicht trennen könne. Und dann — auch dieses — — gab Haltung und Selbstbewußtsein. —

„Wer ist denn der alte Rußknacker — Du?“ fragte der Lieutenant, als die Pferde eben in den Reitweg am Neuen See, bei der Lichtenstein-Allee, einbogen. „Wir können doch nicht alle dreiundzwanzig Jahr' alt sein,“ jagte Adele verdrießlich, ohne den Beter anzusehen.

„Nee, jagte dieser, das stimmt, da müssen gewisse Leute noch vier Jahre warten. — Du — und rot bist Du geworden, wie Dein Alter Dich dem Menschen vorstellte.“

„So? Hast Du das gesehen?“

„Ja. Weswegen eigentlich?“

„Was?“

„Weswegen bist Du rot geworden?“

„Wer weiß?“ sagte sie achselzuckend.

„Mach' doch kein' Unsinn, Du. — Der — der sieht ja aus wie'n Volkschullehrer.“

„Als ob das gar nichts wäre.“

„Was is er denn?“

„Mehr als Du.“

„Du — das 's 'ne Grobheit!“

„Nee — 'ne Wahrheit.“

„Na — bitte, was is er denn schon groß?“

„— Ein — selfmademan — mein Junge!“ —

Sie gab ihrem Pferde einen Hieb. Es setzte sich in Galopp. — Noch ein paarmal wollte der Vetter von „diesem Menschen“ anfangen. Sie ging nicht darauf ein. Sie ärgerte sich, daß ihre Widerspruchslust sie dazu verleitet hatte, einen Wildfremden, Gleichgiltigen so warm zu verteidigen.

Was ging er sie an? Er war ihr sogar eher zuwider, denn er erinnerte sie immer von neuem an jene kindische Geschichte, die ihr eine so tiefe Verlegenheit bereitet hatte.

---



## VI.

Ueber Nacht hatte es gestürmt, und als der Tag grau und düster sich erhob, da waren weite und wallende Schleier gehängt, Nebel krochen über Dächer und Bäume. Das Licht erstarbte dann, die Nebel schwanden, es war, als wären sie emporgestiegen und hätten sich auf diese gestern noch lachende, meerblaue Wölbung dort oben geschlagen. Jetzt dehnte sich diese in einem unendlichen, bleichen Grau. Die Sonne sah man nicht, woher ihr Licht erquoll ließ sich nicht einmal ahnen, so zerprallte es hinter diesen festen Schleiern, durch die es, aufgelöst gleichsam und stark gedämpft, sich herniedergoß.

Adele hatte lange geschlafen, gegen zehn einen Blick durch die Scheiben geworfen und sich dann mit einer gewissen Hast angekleidet. Nach einem flüchtigen Morgengruß an Vater und Mutter, nahm sie eilig ihr Frühstück, griff den Maulkorb vom Schrank und rief ihren Putzel. Sie sprach nicht gern am Morgen, und heute besonders trieb es sie,

für sich zu bleiben. Der Hund sprang mit seinem kurzen, scharfen Gebläff webelnd voraus. Er kannte ihren Weg. Mit hastigen Schritten eilte sie den winkenden Bäumen zu, und erst, als sie unter ihren Nesten am Neuen See die gewundenen Fußpfade erreicht hatte, verlangsamte sie ihren Gang. Sie liebte dieses Wetter.

Der Sturm dieser Nacht hatte die Bäume gänzlich entlaubt, schwarz und kahl standen sie, und die paar Birken, deren leuchtende weiße Rinde hier und dort aufschimmerte, schienen nur da zu sein, um das schwärzliche Gewimmel ringsumher erst wirksam zu machen. Die Baumäste mit ihren zahllosen, feinen Verzweigungen schnitten scharf in die klare Luft hinein. Da das Auge noch gestern den gelbbraunen, herbstlichen Laubschmuck an ihnen gesehen, so erschienen sie heut wie Skelette, von sorgjamen Anatomen bis auf das feinste Knöchelchen präpariert.

Es war nun ganz windstill geworden. Ruhig lag das verwehte Laub am Boden und deckte Gras und Moos; heute, da keine spielenden Sonnenlichter darüber hinhüschten, schien es seiner Goldfarben beraubt, ein totes Dunkelbraun breitete es durch die schweigenden Räume und legte es wie einen sich schmiegenden Teppich um den stillen trauernden See, darin der graue Himmel sein trauerndes Bild besah. Ueber dem Wasser, nicht nah, sondern drüben, weithin, lag ein bläulicher Duft, auch nicht nur über dem Wasser lag er, nein, ringsum zwischen den

Bäumen schwebte er, als wäre ein zartes Gewebe von dieser blaffen Draperie dort oben herabgeflattert und hätte sich verfangen irgendwo und wäre hängen geblieben, wie Wollflocken am Dornenbusch. Nur in der Ferne sah man dies, dies Duftartige, Schwebende, diese Herbstschleier, die wie Elfgewänder zart waren. Hier am Bootshaus, wo der Kahnvermieter eben mit seinem Gehilfen die Gondeln ans Land brachte, um sie zur Ueberwinterung auf dem Trockenen aufzustellen, hier sah man sie nicht, diese wallenden Gewebe, aber drüben, wo das geschwungene Ufer sich hinzog, dort sah man sie. Und kam man hinüber, und war um das kurze Stück des See's herumgegangen, so schwebten sie wieder über dem Häuschen und umspielten die zwei Männer, die bei den Gondeln beschäftigt waren. Die Krähe, die eben über den See flog, schien auch damit zu spielen. Auch sie wollte anscheinend zu diesen schwebenden Düften gelangen, aber wo sie war, da waren jene nicht, und wo jene ihr neckend winkten, da zerflossen sie vor den kugelrunden schwarzen Augen des Vogels, wenn er mit seinen schlagenden Flügeln daher schoß.

Wie still es war. Alles stand und schien in diese trauernde Herbstruhe hinauszulauschen, und jenes dumpfe Grollen, aus dem man kaum hie und da einen Einzelton herauslösen konnte, jenes gedämpfte Murren, welches das Getriebe der Weltstadt fernher, wie die brüllende See, herüber sandte, es schien nur durch diese Räume zu zittern, um deren Friedens-

ruhe hier in ihrer ganzen Tiefe und Macht dagegen anwachsen zu lassen. Wie eine unendliche Schar von Leidtragenden, so stand dieses Heer entlaubter, schwarzer, schweigender Baumriesen um den regungslos daliegenden See, auf dem kein Lüftchen spielte, kein Wässerchen sich regte, kein Schwan seine Furchen zog. Wie von der bleiernen Schwere dieses grauen Himmels da oben niedergedrückt und erstickt lag der See, still, kalt und tot, mit schwarzen Tupsen überschattet von verwehtem, treibenden Laub. Die Nistkästen der Singvögel, die hoch oben an den Stämmen in fröhlicher Sommerszeit, im Grünen versteckt, die gefiederten Säger beherbergten, sie lugten nun aus dem kahlen Gezweig verlassen und verstummt hernieder und erhöhten den Ausdruck der schweigenden Trauer ringsumher. Dazwischen standen die nun verlassenen, leeren Bänke, auf denen alle die verschlungenen Namen und Herzen sich zeigten, die an lauen Sommerabenden glückliche Paare tändelnd in das Holz gegraben.

Vom Bootshaus her folgte Adele langsam dem gewundenen Wege, der an den schmalen Wasserstreifen sich hinzog, in denen der See hier zwischen dem Ufer und diesen zahlreichen kleinen Inseln sich hindurchzwängte, welche, von niedrigem Buschwerk bestanden, und von einzelnen gewaltigen hundertjährigen Stämmen gekrönt, jetzt leblos dalagen. Hier wo zur Lenzeszeit die Schwänin brütete, und ganze Sägerchöre in den Zweigen jubilierten, hatte das

Schweigen nun seine stillsten Sitze; von diesen Inseln her starrte es nun gleichsam in das verstummte Revier rings mit großen Augen hinaus. —

Eine kurze Brücke führte über eine dieser schmalen Wasseradern, und dann zog sich der Weg weiter fort an engen Rinnen. Aber plötzlich, wie unter einem aufgerollten Vorhang, erhob sich ein neues, ungeahntes Bild. Zwischen den mit smaragdgrünen Moosen geschmückten Stämmen leuchtete nun gedämpft eine breite Wasserfläche auf; dort — dort drüben weiteten sich plötzlich diese schmalen Wasserinnen zu einem großen, schön gebuchteten See, von Wald umfränzt, mit vorspringenden, buschigen, lauschigen Landzungen, geliebt gleichsam von starkstämmigen Weiden hier und dort, die ihr entblättertes, überhängendes Gezweig wie sehnsüchtige, nackte Arme gegen das träumende Wasser neigten. Hüben und drüben aber entbandte der breite See, wie suchend wieder neue, schmale Wasserstreifen, mit denen er unzählige dieser Waldinseln umarmend, trauernde, verlorene, schweigende Kanäle bildete, über die hinweg winzige, verlassene Stege sich schlangen, als müßte hier oder dort in jedem Moment das graue Gemäuer eines alten Ahnenschlosses aus dem Herbstnebel hinter raunenden Wipfeln sich erheben und das schmerzliche Grüßen dieser lieblichen Einsamkeiten ernst und klagend erwidern.

Langsam war sie gegangen. Sie war heut noch blasser als sonst, und ihre großen Augen



träumten mit dieser raunenden Ruhe, mit dieser wispernden Stille rings. In diesem Mädchengesichte aber lag nichts von Trauer, nichts von Schmerzhaftigkeit. Ein Wohlbehagen schien vielmehr um ihre blutroten, glühenden Lippen zu spielen, ein, wie hingehauchtes, verschämtes Einverständnis mit dieser Beträumtheit der Natur ringsumher.

Selbst der Hund schien diese Stimmung zu achten, denn er blieb in gemessener Entfernung hinter seiner Herrin zurück, wie gelangweilt bald an diesem, bald an jenem Baume schnuppernd.

So war sie gegangen und gegangen, einem ihr Entgegenkommenden unaufhaltsam sich nähernd. Schon war er herangekommen, schon hob er die Hand, den Hut zu ziehen. Abele sah ihn nicht, sie blickte verloren in die Weite.

„Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein!“

Sie erschrak und wandte den Kopf mit einem Ruck dem Grüßenden zu. Sie starrte in dieses bärtige Gesicht, in diese hinter den Brillengläsern verlegten blinkenden Augen und schien sich nicht zu entsinnen. Endlich, nach einer peinlichen Pause, schnellte sie es heraus: „Herr . . . äh . . . Herr . . . Könninger!“ . . .

Sie lächelte, froh, sich seines Namens entsonnen zu haben. Aber im Nu schoß es ihr durch den Kopf, da er jetzt mit beengtem Lächeln vor ihr stand, daß er ihr nachgegangen sei. Sie sah es ihm an und machte ein trotziges Gesicht.

„Ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein, wenn ich Ihre Einsamkeit unliebsam gestört habe.“

„O — bitte,“ sagte sie ausdruckslos.

„Es ist eigentlich eine Barbarei von mir, Sie hier anzusprechen.“

„Warum?“ Sie sah ihm fest und prüfend in die Augen.

„Es ist — wie — wie eine Einladung zum Alleinsein sieht dies alles heute aus.“

„Ja — — es ist schön — wunderschön.“

Ihr Auge richtete sich von der Brücke, auf der sie standen, über das weite Becken des See's.

„Ich hätte, mein Fräulein, die Geschmacklosigkeit, Sie anzusprechen, nicht begangen, wenn . . . wenn ich nicht . . . ich möchte Ihnen gern etwas sagen.“ Sie sah nicht überrascht auf, sie trat nicht einen Schritt zurück, wie er es erwartet hatte; mit einem Ausdruck von Hilflosigkeit sagte sie, einen kaum hörbaren Seufzer ausstößend: „Bitte reden Sie.“

Und nun ging sie über die Brücke.

Er folgte ihr und hielt sich noch einen Moment, einen halben Schritt etwa, hinter ihr. Seine Augen lagen starr auf dieser runden, weichen, blassen Wange, von ihrem Auge sah er nur das langbewimperte Lid, das, wie bei einem starr Blickenden, sich nicht zu rühren schien. Tausenderlei schoß ihm durch den Kopf. — Sie war so anders, so ganz anders, als er erwartet hatte. Er selbst in folgedessen, sah sich in eine so ganz unerwünschte

feltame Lage gebracht. Das alles hatte er anders gewollt als es war. An sich reißen hätte er sie mögen und in seinen Armen zerbrechen, das fühlte er; aber zugleich gelobte er sich, da er eben mit pochendem Herzen in diesem schweigenden Revier an ihrer Seite schritt, gestreift von ihrem Kleide: eher verhungern, verdursten eher, als sie anbetteln um Liebe, anbetteln in der sicheren Voraussicht, daß sie sich stolz und kalt von ihm abwenden würde. Solches zu leiden, war er zu alt und zu stark. Es giebt Dinge, für deren Erduldung ein gewisses Maß von Kraft zu groß ist.

Und nun begann er, unsicher und tastend.

„Ich hatte das Vergnügen, neulich eine längere Unterhaltung mit Ihrem Herrn Vater zu haben, im Verlauf deren er auch auf Sie zu sprechen kam“.

„Auf mich?“ sagte sie und streifte mit einem unsicheren Blicke sein Gesicht, in dem es bebte und zuckte.

„Ja, er sprach von Ihnen. Das, was er sprach, ist mir seitdem nicht aus dem Kopf gegangen. Ich habe darüber unaufhörlich nachgedacht“. Er hielt ein. Er erwartete eine Frage, er erwartete, daß sie ihn groß ansehe und mit Wort oder Blick eine Erklärung forderte. Sie that das nicht. Mit festen Schritten ging sie weiter.

„Es ist — nämlich, ich muß hinzufügen, mein Fräulein, daß es eine Art von Geburtsfehler an mir

ist, ich habe so einen merkwürdigen Drang, mich für alle, die mir begegnen, zu interessieren.

„Das nennen Sie einen Fehler?“ Sie sah ihn wieder forschend an, wendete sich dann aber mit einem Ausdruck von Verdrossenheit wieder ab.

Er glühte, sein Gesicht stand in Flammen. Wenn er auch noch so eigentümlich anfang, es würde doch wieder auf das Bewußte hinauslaufen. Albern — — zu albern.

„Das ist ein Fehler, Fräulein; die Leute wollen das gar nicht. Und es bedeutet wirklich eine eigentümliche und unglückliche Rolle, hinter den Menschen herzulaufen und für zudringlich gehalten zu werden“.

„Mir ist dies Letztere bis jetzt noch nicht eingefallen“, sagte sie kalt.

Es empörte ihn. Er preßte die Zähne zusammen. Er ballte die Fäuste. Ihm war, als müsse er sie stehen lassen und davonstürzen. Aber es zwang ihn etwas, neben ihr zu bleiben und weiterzusprechen, während eine unendliche Hoffnungslosigkeit in ihm aufstieg. Fern sah er sie, unerreichbar fern ins Endlose vor sich entschwinden.

„Es machte sich so, begann er tonlos und hohl, es machte sich so, daß Ihr Herr Vater darauf kam. Wie man von etwas, an das man unablässig denkt, zu jeder Zeit zu sprechen, aufgelegt ist. Er macht sich Sorgen um Sie“.

„Jeder Vater thut das“.

„Aber der Ihrige wird durch das eigentümliche Ziel, das Sie sich gesteckt haben, dazu gebracht“.

Sie suchte die Achseln.

„Da ich nun sah, wie dreien Menschen alle Bedingungen erfüllt sind, damit sie sorglos leben dürfen, und nun ein so ungewöhnlicher Faktor dazwischen tritt und in diese Sphäre des Glücks und der Behaglichkeit die Sorge trägt, so . . . .

„Sie sprechen von meinem Plan, zur Bühne zu gehen?“ fragte Adele. Es klang unbefangen und leicht.

„Ja, Fräulein, davon spreche ich. Es ist ja klar, daß die Bühne einer jungen Menschenseele voller Reiz erscheinen muß. Es giebt wohl kaum eine zweite Laufbahn, die speziell das Weib verführerischer locken kann, als diese; aber zugleich giebt es keine, die dornenvoller ist, reicher an Enttäuschungen . . . .

Sie unterbrach ihn.

„Sie haben doch keine Ahnung von dem, was ich kann; von meiner Begabung können Sie nichts wissen; weshalb drohen Sie mir da mit Enttäuschungen? Ich muß doch wohl den Capacitäten, die meine Anlagen geprüft und groß befunden haben, mehr Glauben schenken, als Ihnen, der Sie nur aus einer gutmütigen Regung heraus, meinen Eltern zum Munde reden“.

„Sie haben mich mißverstanden. Ich war weit entfernt, Ihr Talent für diese Laufbahn gering zu achten. Wie käme ich denn dazu? Im Gegenteil.

Ich nehme an, Sie seien für das Höchste geboren, was Menschen in dieser Sphäre erreichen können, und dennoch . . . .

„Dennoch, rief sie, und ihre Augen blitzten, dennoch würden Sie sich nicht scheuen, mich abzuschrecken?“

„Dennoch, sagte er. Unser Recht und unser Beruf ist es, dem Glücke nachzustreben. Glückselig zu sein, das ist unser aller vorgesehtes Ziel“.

„Ja, rief sie, und deswegen will ich Vater und Mutter verlassen und diesem großen, einzigen Glücke nachgehen! Das ist mein Recht!“

„Das gebe ich zu. Bleibt nur die Frage, ob dieses ein Glück ist . . . .

„Ich halte es dafür“.

. . . und ob Sie sich nicht täuschen, setzte er ruhig hinzu. Es ist vielleicht in Ihrer Umgebung niemand, der wie ich, diese Dinge kennen gelernt hat, oder, wie ich, den Beruf fühlt, sie Ihnen ungeschminkt und der Wahrheit gemäß darzustellen. Ich habe in meinem Leben unausgesetzt Verkehr mit Künstlern gehabt und habe wohl beobachtet und scharf gesehen. Und da kann ich Ihnen sagen, diese Menschen sind äußerst selten glücklich. Die Kunst als Lebensberuf beseligt immer nur auf Momente. In diesen freilich mit Macht und Hinreißung. Sie gleicht jenen starken, narkotischen Giften, die auf Stunden ekstatische Genüsse nach sich ziehen, dann aber eine grenzenlose Niedergeschlagenheit bewirken.

und eine ewige, brennende Sehnsucht nach jenen Befestigungen des Laumels. Ist nun der Künstler groß und mächtig, so hat er es in der Gewalt, sich diese Kaufschesfreuden wieder und wieder zu schaffen und sich in ihnen unablässig zu betäuben, aber auch zu verzehren. In diesen Erregungen werden die besten und reichsten Lebenskräfte rasch verbraucht. Zudem jagt der Schaffende einem Phantom nach und immer muß er erkennen, daß das Geformte hinter der Idee blaß und klein zurücksteht. Dann ist er auch einsam. Alle Künstler sind einsam. Es giebt bei ihrer Arbeit keine Gefährtenerschaft; sie sind allein. Ist dies für den Mann eine Bürde, dem Weibe wird's zum Fluche, und noch andere Schatten verdunkeln diese Wege, Neid und Ehrgeiz. Jedes Glück, das ein Mitstrebender erringt, wird dem Künstler zum fast körperlichen Schmerze, jeder Erfolg eines Genossen zu einer Art peinigenden Vorwurfs. Es ist schwer, unendlich schwer, als Künstler froh, fast eine Unmöglichkeit aber, gut zu bleiben. Es ist, als sei eine Strafe darauf gesetzt, daß Menschen sich derart über die Menge zu erheben trachten, solcherweise werden sie dafür gequält. Und wird einer groß, gelingt es ihm, aus den Myriaden gestürzter Hoffnungen, verlorener Wünsche der anderen sich einen Thron zu bauen und sich darauf zu schwingen. Tausende warten gierig, daß er alt werde, schwach, seine Herrschaft wieder verliere. Jedes aufglimmende Licht kann seine Sonne wieder verdunkeln, jeder auf-

tauchende Name seine Macht zertrümmern. Und nun gar dieses, was Sie sich erwählen, die Bühne! Wie ich Sie bis dahin kennen gelernt habe, schätze ich Sie darauf, Sie werden entweder eine sehr große oder eine sehr unglückliche Künstlerin. Etwas Halbes würde Sie elend machen. Ist nun natürlich in diesem Fache die Größe eine Seltenheit, so muß auch deren Schicksal arm genannt werden. Denn Blüte und Glanz bieten der Schauspielerin doch nur die paar Jugendjahre, und alles, was danach kommt, selbst wenn die Künstlerschaft sich vertieft, ist für die überwiegende Mehrheit ein schmerzlicher Verzicht. Was ist nun ein Weib, das Kränze und Ruhm geerntet hat und altern soll? Ihren Beruf zu erfüllen, Kinder groß zu ziehen, wird ihr als eine Herabwürdigung erscheinen. Ihr Leben wird ihr zur Erinnerung werden, und nur in einem ewigen Sehnen nach dem nun für sie verhallten Sauchzen der Menge wird sie hinwelken und in Bitterkeit enden.

Das ist es, was Erfahrene tausendfach beobachteten, und was wir fürchten, wenn wir Sie diese Wege wählen sehen“.

Er hatte zuerst mit erzwungener Ruhe gesprochen, war aber dann in Feuer geraten, das Letzte, was er sagte, war seiner sehnsüchtigen Seele entquollen und kündete in Ton und Sinn mehr sorgende Zuneigung, als er vordem, in seinem verletzten Stolze, sie hätte ahnen lassen mögen.

Adele schwieg und sah nachdenklich vor sich hin. Die Sache selbst beschäftigte sie so, daß sie den innigen Anteil dieses Fremden kaum wahrte. Endlich sagte sie: „Es ist wahr, so hat mir bis jetzt niemand diese Dinge dargestellt. Ich will schon glauben, daß es sich ähnlich verhält, wenngleich, natürlicherweise, ein junges hoffendes Mädchen das alles anders ansieht und erwartet. Aber selbst — selbst wenn dieses alles so ist, ich bin für nichts anderes geschaffen. Meine Gedanken sind bei diesem. Was soll ich denn sonst hoffen oder wünschen?“

„Freuen sollen Sie sich. Ihrer Jugend sich freuen und dann später — wenn Sie einen Mann ...

Ihr Gesicht verzog sich.

„Na ja — heiraten, der alte Refrain. Heiraten? Davon erwart' ich nun schon gar nichts!“

„Gar nichts?“ fragte er bestürzt.

„Du lieber Himmel, wenn ich mir das ansehe, meine Cousinen, Tauberts, zum Beispiel. Ach, Du liebe Zeit, soll das ein Glück sein? Das waren frische und lustige Mädchen; heute muß man sie nur sehen! In zwei, drei Jahren sind sie alt geworden, das heißt, in ihrem Wesen, in ihren Anschauungen, in ihren Sorgen und in dem, womit sie sich beschäftigen. Dabei sind das noch gute Ehen, die Männer brav, die Verhältnisse geregelt. aber — ich kann mir nicht helfen, diese Leute machen alle einen — einen so — ich weiß nicht — einen so enttäuschten Eindruck. Das ist, als wären sie

in dem Jubel der Brautzeit irgend einem überwältigenden Glücke entgegengestürzt und nun haben sie's erreicht und sind still geworden, wie Menschen, die irgend etwas verpaßt haben“.

„Das liegt im Wesen der Ehe. Dies kann kein fortdauernder, jauchzender Bacchantenzug sein; es ist das Glück der Ruhe und der Gewöhnung.“

„Das heißt eben, daß es kein Glück ist; Glück und Ruhe, als ob sich das je zusammenbringen ließe.“

„Das läßt sich zusammenbringen, sogar zu einer dauernden und haltbaren Verbindung. Wenn nur mal erst Einer kommt, der . . .

Sie fiel ihm ins Wort.

„Ach das — das war ja'n duzendmal mindestens. Seit einem Jahr wei' ich ja immer nur ab. Da spielt ja auch noch anderes mit. Dieses schmutzige, eklige Geld — ach, darüber kann ich nun erst rajend werden!“

„Daß Sie einer Ihres Reichthums wegen begehren könnte? Nehmen Sie sich in Acht! Es könnte kommen, daß Sie ein wirkliches und schönes Glück in diesem Wahne von der Schwelle weisen.“

„Ein wirkliches Glück!“ — Sie lächelte spöttlich. „Einen Mann, wie ich ihn brauchte, der mich alles vergessen machen müßte, alles dieses, was man von Ruhm und Glanz so lange und so herrlich träumte, und nicht nur vergessen machen für die vier oder fünf Monate des Brautstandes, sondern für das

ganze, graue, unendliche, alltägliche Weisammensein, das so stumpf macht, so müde, so verzweifelt . . . Ich sehe es ja, ich sehe es ja bei den Anderen. Ja, das — das müßte ein Mann sein! . . .

Ihre Augen waren groß und strahlend als sie das sagte.

Da schien es ihr, als sei ihr Begleiter in einem niederdrückenden Gedanken, kleiner geworden. Dieser lange Rotbart ließ plötzlich das Haupt sinken und schlich bedrückt neben ihr her, als sei eine unendliche Hoffnungslosigkeit plötzlich über ihn gekommen.

Sie empörte sich. Dieses herbe, selbstbewußte Mädchen ahnte etwas von dem Willen und dem Wunsche dieses Mannes, sie niederzudrücken, sie im Besitze zu beherrschen, sie sein zu nennen. Das mochte ihn wohl eben zu so melancholischen Gebarden bringen, daß er selber sie vielleicht in einer Anwendung von Verblendung — er selber sie vielleicht begehrt habe, — sie, eine so große und königliche Beute.

Es empörte sie. Er, dieser angejahrte, häßliche Riese mit den Brillengläsern, — o — er mußte gleich Eins draufbekommen, und da eben ein alter Geck vorüberging und sie etwas zudringlich ansah, schoß es ihr durch den Kopf, was der Wetter gestern von Rönninger gesagt hatte, und im Nu warf sie es hin, wie einen Fehdehandschuh warf sie es hin: „Thä — der alte Rußnacker!“ — Rönninger fuhr zusammen. Er starrte sie an. Was war das?

Wie in ausdrücklichem Protest, daß er auch nicht entfernt (wennleich er leise und trauernd ahnte) dieses Wort mit seiner Person in Beziehung brachte, wandte er sich rasch und drohend nach dem Vorübergegangenen um und fragte scharf: „Hat er etwas gesagt oder gethan?“ Sie lachte nur schneidend und kalt. Im echten Lieutenantston, genau wie gestern der Bettler, näselte sie noch einmal: „Thä — der alte Rußnacker!“ — Nun schritt sie rasch vorwärts. Er folgte ihr zögernd. Es war ihm unbegreiflich, dieses Letzte. Da raffte er sich auf. Mit einem großen Schritte war er an ihrer Seite. „Was wollen Sie denn damit sagen? Was was meinen Sie denn damit?“

Sie sah ihn an, wie der König den Bettler.

„Ich meine, mein Purzel ist wieder schlau gewesen. Er hat geahnt, es wird Verstimmung geben. Sehen Sie — fuit — weg ist er.“

„Verloren?“

„Ja — nachhause. Er disponiert immer selber. Grade das, was ich auch immer möchte. Von Rechtswegen dürfte ich ihn hier nur am Bande führen. Aber das ist gerade etwas für uns!“ —

„Wenn Sie gestatten, sagte Könninger, noch eine Frage, Sie beliebten eben von Verstimmung zu reden. Habe ich Ihnen eine solche bereitet?“

„Ja.“

Er machte ein verzweifelttes Gesicht, der Schmerz trat nun so nackt und bloß auf seine Züge, daß es

sie rührte. Und so sagte sie: „Das heißt, ich muß hinzusetzen, daß dies Ihr Wille nicht war. Sie haben aus Ihrem gutmütigen Herzen heraus meinen Eltern Succurs bringen wollen, und das ist immerhin, rein menschlich genommen, schön, und gut gewollt. Persönlich muß ich Ihnen sagen: Auf mich hat keiner Einfluß. Ich werde mir den Hals auf eigene Faust brechen. — Das ist mein Vergnügen, daß ich meinen Willen haben kann. Das heißt ich nehme ihn mir. Mit dem Worte Verstimmung wollte ich Ihnen nicht wehethun. Wir haben so ernste Sachen besprochen, daß man nicht gerade in Ausgelassenheit nachhausegehen kann. Und — dieses Letztere — will ich nun.“

Sie gingen schweigend und nachdenklich nebeneinander. Als hätten sie sich ihren Trübsinn aus diesem trauernden, träumenden Walde geholt, so gingen sie nun, ihn zu verlassen.

Als sie aus dem Bereiche der Bäume heraus, an die Chaussee kamen, sagte Könninger: „Es ist Ihnen vielleicht lieber, wenn wir nicht zusammen von hier aus nachhausegehen“.

Sie sah ihn bestrebt und herausfordernd an, mit einem höhnischen Flimmern in ihren grauen, hellen Augen.

„Ich meine, sagte Könninger, ich meine, der Leute wegen sollten wir nicht . . . .“

Sie lachte auf.

„Wir“, sagte sie und wiegte den Kopf mit spöttisch hochgezogenen Brauen. Es ging ihm wie ein Schwert durch's Herz. Er biß die Zähne zusammen. Sie knirschten laut. Dann riß er mit empörter Geberde den Hut vom Kopf und ließ sie stehen.

Verdutzt sah sie ihm einen Moment nach, dann ging sie triumphierend heim.

Mit zusammengekniffenen Lippen wanderte er seine Straße. Ihm war, als hätte er eben das Liebste begraben, was er besaß. Ihm war so weh und elend, daß er es nur herunterwürgen und mit Verachtung überwinden konnte. Alles dieses löste sich in ihm zu einem großen und bitteren Ekel. Er verachtete sich, er verachtete die Welt, er verachtete sein Leben, das ihn auf Höhen führte und ihn dann jählings herunterstürzte, daß ihm Wünsche erregte und sie dann höhrend in Trümmer warf.

Wozu? Wozu das alles? Welch ein Knechtsinn, das — das alles hinzunehmen und zu tragen! Weshalb schmetterte er diese ganze, elende, ekelhafte Bürde nicht von sich? Was sollte ihm dieses ganze, schale, schimpfliche Sein?

Jetzt zur Pistole gegriffen und ein Ende gemacht!  
Haha! Er lachte auf.

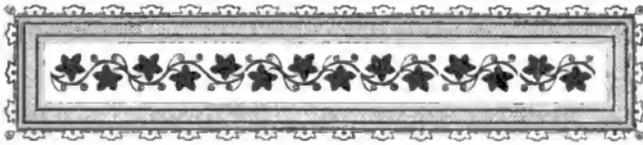
Weil ein Gänschen frech gewesen? Weil ein verzogenes Ding sich unartig betragen?

Sollte sie auch diesen elenden Triumph an ihm erleben. Den Teufel scherte sie ihn. Das wollte er ihr zeigen. Nun — nun gerade, nun erst

recht wollte er ein Leben beginnen — ein Leben wie dieser Spieler vor ihm, in seinem Hause es geführt.

Es gab mehr Weiber in der Welt, und schönere und weniger eingebildete. Das wollte er ihr zeigen, und daß er ohne sie sein konnte und sich vergnügen und auch seinen Saunen leben und die Leute curanzen und sich und immer nur sich, immer nur sein eigenes, eitles, kleines Ich in den Centralpunkt setzen und diese ganze, elende, lumpige, povre Welt ringsum nur als Tummelplatz seiner Vergnügungen und seiner Vergnügungs-Dispositionen mißbrauchen, — das — wie es die Kleine that, das wollte er nun auch. Er wollte ihr zeigen, daß auch er das könne. —

---



## VII.

Die Ausführung dieses neuen Programms ging nicht sehr schnell von statten. Wie dieses selbst nichts war, als der Ausfluß einer großen Niedergeschlagenheit, so zeigte es sich in den nächsten Tagen, daß diese die Oberhand behielt, und Könninger ihres Einflusses sich vorderhand nicht erwehren konnte. Er hatte eine zu strahlende Glorie um dieses Mädchenhaupt gewoben, er hatte dieses Weib mit einem zu mächtigen Heere sehrender Wünsche und Hoffnungen umgeben, als daß er seiner so rasch sich hätte vergessen machen können. Auch die Wandlungen, welche die Erscheinung Ademens vor seinen erstaunten Augen durchgemacht, waren nicht geeignet, ihn nun so bald zur Ruhe kommen zu lassen. Wie er erst ein weicherziges, träumerisches Ding fand, das in stiller Nacht seine Sehnsucht klagte, dann ein Kind, das übermütige Pöffen trieb, dann eine Amazone von herrlichem Wuchs und dem freien Wesen einer Fürstentochter und zuletzt eine hochmütige, fühllose

Tyrannin, die verletzende Worte sprach, und all' ihren Reiz, ihre Klugheit, ihre fast unheimliche Reife mißbrauchte, Menschen mit Macht an sich zu ziehen und sie dann, beinahe roh, wieder abzustößen, — dieses alles bot seinen verwirrten Gedanken unendliche Räthsel. Und war er auch durch sie beleidigt worden, so daß er entschlossen war, sie nicht einmal mehr zu grüßen, und empörte er sich auch immer wieder von neuem, wenn er dessen gedachte, was sie ihm angethan; durch den Zorn, die Verletztheit, die Empörung wie eine seh nende Ahnung hindurch, empfand er es um so tiefer und schmerzlicher, daß sie ein herrlicher Schatz, ein unendliches Glück für den sein müsse, dem es beschieden war, ihre Seele sich zu erobern und ihre Liebe zu gewinnen. Da war Schönheit, da war Verstand, da war Frische, Mut und Leidenschaft; diese Lippen, die so blutig verletzen konnten, wie mußten sie erst überströmen, wenn Liebe dieses heiße Blut zur Glut gebracht, wenn ein Starcker diesen stolzen Nacken sich gebeugt hätte.

Er dachte nun an sie, wie man an alles das zu denken pflegt, was man vergeblich ersehnt, nach dem man umsonst seine Arme weit und sehnsüchtig breitet. Er hatte geträumt, von ihr sich sein Leben mit Ruhe und Frieden krönen zu lassen, und nun war sie das Symbol geworden für alles das, was sich ihm herb und schmerzhaft versagte. Und richtete er nun gar seine Gedanken auf das zurück, was er von ihr erhofft hatte, nämlich, daß sie ihm die Gnade

und die Vergebung im Namen der Gesellschaft gleichsam tröstend zutragen und mit milden Händen jene alte, schmerzende Wunde zur endlichen Heilung bringen sollte, so schämte er sich tief in seine innerste Seele hinein. Er schämte sich, weil er sah, daß er noch immer nicht reif, noch immer nicht besonnen geworden, daß er immer noch wie ein Kind das Unmögliche zu hoffen, dem Unerreichbaren nachzujagen, sich nicht enthalten konnte. So alt war er geworden, so Vieles und Schweres hatte er erleben müssen und wagte sich doch immer von neuem in diesen rasenden Lebenssturm mit gebrechlichen Illusionen hinaus und weinte über sie, wenn sie wie Seifenblasen vor seinen Augen zerplatzten und schwanden. Er hing sich an diese trauernden Gedanken in der ungewissen Furcht vor dem, was nach ihnen kam. Ihm bangte vor der Minute, da er diese Trauer abwerfen und sich dem schalen Ekel hilflos gegenübersehen würde.

Es waren so zwei Tage hingegangen, als er des Abends heimkehrend, auf seinem Schreibtisch eine Visitenkarte fand. „Wilhelm Taubert, Vorsitzender des Aufsichtsrats der Wilhelmsberger Brauerei Aktien-Gesellschaft, vormalig Taubert.

Rönninger schellte. Frau Heim kam.

„Wann war der Herr hier?“ fragte Rönninger auf die Karte weisend.

„Seien fünfse. Er ließ sagen, es thäte ihm sehr leid, Herrn Rönninger nicht zu treffen, und er

würde sich sehr freuen, wenn Herr Rönninger heute Abend einen Augenblick rüberkommen wollte.“

„Gut.“

Rönninger sah nach der Uhr. Es war halb sieben. Ob er hinüberging? Offenbar handelte es sich wieder um das Stacket, in dessen Angelegenheit er von drüben noch keinen Bescheid erhalten. Er wünschte das Stacket zum Teufel. Es bereitete ihm Pein, daran zu denken, Adelen drüben begegnen zu müssen. Was fragte er aber nach ihr — schließlich?

Hier lag eine geschäftliche Angelegenheit vor, die er sich, sehr unnötiger Weise, aufgehalst und nun zu Ende zu führen hatte, nichts weiter. In dieser Pflicht würde er sich nicht eine Minute durch die Rücksicht auf sie hindern lassen. Ob die Eltern von dieser neulichen Unterredung zwischen ihnen wüßten? Was Teufel! Auch das scherte ihn nicht. Jetzt wollte er gehen, um die eben erst mit jenem Hause lose angeknüpften Fäden für immer zu zerreißen.

Man erwartete ihn, und so wurde er durch das berühmte weißmarmorne Vestibül diesmal zum rechten Flügel der Villa geführt, woselbst er durch eine, ein wenig versteckt liegende Thür in ein etwas niedriges, aber sehr wohnliches mit alten, behaglichen Möbeln ausgestattetes Zimmer gelangte. Am runden Tische, auf dem die Lampe brannte, saß Herr Taubert vor einem Bogelkäfig, an dem er etwas Schadhaftes zu reparieren im Begriff stand.

Taubert sprang auf, er begrüßte den Besuch in gewohnter Herzlichkeit.

„Siehste, Mutter, das is er — unser Nachbar!“

„Hinter dem Tisch, neben dem Sofa rührte sich in einem tiefen Polsterstuhl ein in Decken und Tücher gehüllter Körper.“

„Sähr erfreit — sähr erfreit, sagte Frau Taubert und bemühte sich vergeblich, sich auf ihren gichtigen Beinen zu erheben.“

„Bitte, gnädige Frau, lassen Sie sich nur ja nicht stören. Ich weiß, Sie sind leidend, bitte sehr.“

Könninger war an den Stuhl herangetreten und warf einen Blick auf das Matronengesicht. Wie wenig ähnlich war sie ihrer Tochter. Dies waren andere Augen, andere Züge, vielleicht von einem schmerzhaften Leiden verwüstet und gesurcht. Das Haar war fast ergraut.

„Und darf ich mir gestatten, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen?“

„Na — dank' scheen, kennt a besser sein. 's ies holt nett mähr viel mit mir.“

„Na, Mutter, nur Geduld, wird schon, wird schon wieder . . . „Sehen's Ihna doch, Herr Könninger, iech hob' Sie nett bieten lossen, nieberzukommen, um Ihna von meine Leiden vorzulomentieren. 'S ies — 's ies wägen — — sag Du's em, Wilhelm“. Sie sank seufzend in ihren Stuhl zurück und strich mit ihren flachen Händen wie im Schmerze auf ihren Knien hin.“

„Ja, lieber Herr Rönninger, meiner Frau wird das Sprechen heute wieder sehr schwer. Also: Wir haben uns das überlegt, das mit dem Baum, unn da Sie doch nu mal so freundlich waren, uns das jewissermaßen zu überlassen, so mechten wir, — mechte besonders uns're Mutter, daß der alte Wein nicht bescheebigt wird. Wenn Sie nu wirklich Ihre Freundlichkeit so weit treiben wollten, uns so entjezuzukommen, daß das Stacket bleibt, so würden wir Ihnen mit Verneijen auf Ihrer Seite gleichfalls scheenen Wein von unseren Färtner ziehen lassen. Trade denselben wie wir'n haben. Unn — unn er würde bei Ihnen, auf Ihrer Seite, sojar noch besser fortkommen, weil er da länger Sonne hat. Also, wenn Sie damit einverstanden sinn, denn machen wir das so“. —

„Schön, schön sagte Rönninger, gut. Lassen wir das Stacket wie es ist, ich hab' mir das überlegt und bin zufrieden. Es ist mir im Grunde gleich. Für den Wein dank' ich Ihnen sehr, aber wirklich, es ist unnötig; ich will ihn nicht“.

„Nee — nee!“ — rief Taubert.

„Abber i biet fähr — nur denn — nur denn, wenn's den Wein nemmen . . . .“

„Jar keine, jar keine Frage. Sie müssen! Sehn Sie mal, sonst is uns das peinlich . . . .“

„Aber ich mache mir wirklich nichts daraus!“

„Dös is egal . . . dös . . .“

. . . Is wurscht! Sehn Sie mal, nee, das müssen Sie uns nu schon überlassen! Nee, im Ernst . . .“

„Gut, sagte Rönninger, schön; ich bin einverstanden!“

„Schaun's, sagte Frau Taubert und nickte dem Gaste freundlich zu, nu han mer guete Freind'. Miet uns — miet uns Weanern ies dös nett amol so schwer!“

„Mir wurde erzählt, gnädige Frau, Sie stammten aus Bayern?“

„Dös schon; abber erzogen bien i unn g'lebt hob' i in Wean. Dös ies mei' wahre Heimat.“

„Es is nett, sagte Taubert und klopfte Rönninger vertraulich auf die Achsel, es is nett, daß Sie gekommen sind. Wir sind heute wieder allein. Adele is bei meinem Bruder einladen; da is Geburtstag.“

„So, sagte Rönninger ruhig, so so.“ —

„Ja, und wenn Sie nichts Besseres vorhaben, denn werden wir uns sehr freuen . . . .“

„Ich danke Ihnen sehr, aber . . . .“

„Und — lassen Sie mal — wenn Dele nachher kommt, denn soll sie Ihnen — auch was vorsingen . . . .“

Rönninger rückte auf seinem Stuhl ungeduldig hin und her.

„Sie sind sehr freundlich, sagte er kalt, aber ich habe noch eine Verabredung, er zog die Uhr, ich muß sogar bald . . . .“

Das Mädchen trat ein.

„Da ist ein Mann, Herr Taubert, der Sie gern einen Augenblick sprechen möchte.“

„Jetzt? Jetzt? Abends? Wie heißt er?“

„Ja — den Namen, Herr Taubert, — — sagte das Mädchen achselzuckend.

„Wenn Sie gestatten“, sagte Rönninger, mit einer Geberde des Abschiednehmens sich erhebend.

„Augenblick — Augenblick, lieber Herr Rönninger, Ida, sagen Sie dem Mann, ich habe jetzt keine Zeit . . .

„Nur 'ne Minute! Nur 'ne Minute, Herr Taubert, sagte eine rauhe Stimme in bittendem Ton hinter der halb geöffneten Thür.

Taubert stand einen Moment sich besinnend da. Das Organ kam ihm so bekannt vor. Er ging zur Thür und riß sie auf.

„Sie sind's,“ sagte er kühl, und musterte den Draußenstehenden mit einem prüfenden Blick von Kopf zu Fuß.

„Lieber — lieber Herr Taubert, wenn Sie mir nur einen Dogenblick anheeren wollten“.

„Kommen Sie rein, Schrader, was wollen Sie?“

Die Mütze zwischen den großen roten Fingern verlegen drehend, trat ein etwa vierzigjähriger Mann in gebückter Haltung ein. Er trug weiße, unsaubere Lederhosen, hohe Stiefel, einen offenen, abgetragenen Rock, um den Hals ein lose geknotetes rotes Tuch. In dem schwarzen Vollbart schimmerten graue Strähnen, in dem verfallenen Gesicht glühten rotentzündete Augen.

Taubert stand kopfnickend vor diesem Manne.

„Zut sehen Sie aus, Schrader, sagte er, Sie haben sich auch schön unglücklich gemacht“.

„Herr Taubert, ich mechte nu jerne wieder arbeeten“.

„Thun Sie das, Schrader“.

„Ja, abber — abber die Arbeit is knapp, ich verstehe ooch nur irade das — das, was ich in Ihre Brauerei unter mir hatte“.

„Sehen Sie zu, daß Sie in einer anderen Brauerei ankommen“.

„Hab' ick, hab' ick, Herr Taubert! Abber so — so nimmt mir Keener — unn direkt so — aus'n Zefängnis, des is — is — es nimmt mir keener! Seit drei Monate such' ick nu schon! Meine Frau — unn die vier Kinder — des — des jehet nu nich mehr!“

„Schlimm — sehr schlimm, Schrader!“

„Unn da war ick nu bei'n Direkter unn hab'n jebeten, ob — ob er mir — mir wiedernehmen wollte — versuchen wenigstens. Er kann — er kann'n Bierkutscher brauchen, unn — unn zujeschworen hab' ick'n, daß ick nu treu und ehrlich sein wollte. Unn et sollte nisch nich vorkommen, unn des ick, des ick schonst um meine Familie wejen, — na ick werde lieber sterben, wie sowat nochma durchmachen! Unn damals — sehn Se — sag' ick zum Direkter, damals war ick nu durch die Krankheeten in meine Familie sehr in de Klemme jekommen, — unn des ick mir an den Feld vergriff, war ja een Verbrechen, — abber sehn Se, sag' ick selbst der Gerichtshof hat det injesehen unn mir mildernde Umstände jerechnet, unn nur sechs Monate, ja — unn da meente der

Herr Direkter, er alleene mechte't schon mal versuchen, abber die ganze Verantwortung dadavon — mecht' a nich, unn ich sollte — sollte doch Herrn Tauberten bitten, dett a — dett a — een jutes Wort fier mir . . .

Er hielt ein und sah demütig bittend zu Taubert herüber. Dieser schüttelte den Kopf.

„Schrader, sagte er, das thut mir leid. Aber das jehet nicht. Das is Prinzip in dem Geschäft, solange wie's besteht. Das haben wir von Anfang an so gehalten. Wer bestraft is — muß raus!

Wir missen Vertrauen haben zu unseren Leuten, sonst is det nisch. Da muß — da muß Gener ruhig schlafen kennen, daß jeder seine Pflicht thut. Ich kann das bei den Ansprichen, die ich an Ehrlichkeit unn Unbescholtensheit stelle, den Andern nich zumuten, daß Gener dazwischen sein soll, der jeseßen hat. Hier hab'n Se zwanzig Mark unn sehn Se zu — wie Se weiterkommen“.

„Herr Taubert, wollen Se — wollen Se sich des nich — nicht vielleicht noch eenen Dach ieberlegen? Sehn Se — eene Familie — eene ganze Familie machen Se unglücklich . . .

„Ich? Wer hat sie unglücklich gemacht? Ich denke — Sie!“

Wenn Einer in sein' Leben was jehen die Ehre jethan hat, da hat er dran zu tragen bis an sein Ende. Das is nich anders, Schrader! Nu jehn Se!

Einen Moment noch starrete Schrader auf seine Finger nieder, zwischen denen er seine Mütze nun

wie im Krampf zusammendrückte, mit herabgezogenen Mundwinkeln stand er da, Verzweiflung in den Zügen. Dann — wie in tiefen Gedanken, wandte er sich langsam zur Thür und ging ohne Gruß hinaus.

„'sies a schwäres Kreuz mit denen Leiten!“  
sagte Frau Taubert.

„Kann mir nich helfen!“ erwiderte ihr Mann und blickte achselzuckend nach der Thür, die sich eben hinter Schrader schloß.

Rönninger aber war aufgestanden und hatte nach dem Cylinder gegriffen.

„Döß nennt man a Eil“.

„Wollen Se wirklich wech?“

Rönninger nickte. Sein Gesicht war totenbleich. Seine Lippen zuckten wie im Krampf. Seine Augen sahen unstät umher. Mit kaum verständlichen Worten verabschiedete er sich hastig und eilte fort.

Als Rönninger vor die Hausthür gekommen war, blickte er forschend nach allen Seiten, er horchte gespannt in das Schweigen hinaus, — da — da — rechts — dem Kanal zu hörte er den schleppenden, hallenden, schweren Schritt nägelbeschlagener Sohlen. Rönninger eilte diesem Schalle nach und erreichte den Mann. Er legte dem mit gesenktem Kopfe langsam Vorwärtsschreitenden die Hand auf die Schulter. Schrader blieb stehen und sah den Fremden sprachlos an. Beim unstätten Schein der Laterne

starrte Rönninger in dieses verwilderte Männergesicht, aus dem Wut und Verzweiflung sprachen.

„Sie suchen Arbeit?“ fragte Rönninger. Ge-  
preßt und klanglos, wie aus zusammengeschnürter  
Kehle brachte er es heraus.

„Ja, sagte Schrader, abber id bin bestrast, be-  
strast bin id“. — Hinter zusammengebissenen Zähnen  
stieß er es hervor und richtete dabei seine drohenden  
Augen auf die erleuchteten Fenster jenes Hauses zu-  
rück, in dem er eben sein Urteil empfangen. Er  
war noch so ganz bei diesem eben erhaltenen Schlage,  
daß die Gegenwart dieses Fremden seine Verzweiflung  
nur noch steigerte.

Rönninger riß sich gewaltsam von seinen Ge-  
danken loß, griff in seinen Rock und zog seine Brief-  
tasche heraus.

„Hier ist meine Karte, sagte er, morgen früh  
um zehn erwarte ich Sie“.

Vor Staunen starr griff Schrader erst an seine  
Stirn, dann fast mechanisch nach der Karte. Noch  
ehe er sich soweit gefaßt, ein Wort zu stammeln,  
war der Fremde mit kurzem Gruß in dem Dunkel  
verschwunden.

Rönninger ging mit großen Schritten. Seine  
Lunge arbeitete fieberhaft. Er atmete rasch und be-  
engt. Da hatten sie ihn ja wie durch ein Verhäng-  
nis vor ihren Richterstuhl geschleppt und ihren  
Spruch gethan. Daß also war es, was ihm geantwortet  
worden wäre, hätte er in seinem thörichtesten Drang

nach Frieden, sich zu den Menschen geflüchtet. Also da gab es nichts, was vergeben hieß und vergessen, da war That und Strafe, Recht und Urteil und darüber — nichts, garnichts; — dies war so und mußte bleiben. Es mußte bleiben bis ans Ende. Bis an das Ende hatte er gesagt. „Wer etwas gegen die Ehre gethan hat, der hat daran zu tragen bis an sein Ende“. — Das war die Moral, klar wie das Licht, ewig wie die Sonne. Das ging durch das Land wie ein Naturgesetz, das galt und stand, wie in Stein gehauen. Allgegenwärtig war dies wie die Luft, allen gemeinsam und eigen. Da gab es kein Besinnen. Stand Einer vor diesem Fall, so sprach er die Formel und wandte sich verachtend ab. Hier urteilte das Gefühl aus grauer Zeit vererbt, die Weisheit der Jahrtausende hatte dies zum Brauch erhoben. Und daneben standen die Kirchen mit ihren Gnadenzeichen, segneten die Priester mit tönenden Worten, gab es Trost und Zuspruch für alles Grausame das Schicksals-hände in Menschenlose webten, rang man die Hände empor, schrie um Erbarmen in Not und Jammer, suchte Geliebte vor Tod und Grab durch Bitten und Weinen sich zu retten, trug brennende Wünsche in heißen Gebeten einem überirdischen, erbarmenden Gotte zu, — aber das Erbarmen selbst, dies wirklich Schönste und Größte, das Vergessen, Vergeben, Verzeihen, dies Beste, Höchste, Herrlichste, das wiesen Sie von sich, entrüstet und empört; was sie von

ihrem Gotte täglich zu erflehen sich nicht schämten, sie selber übten es nicht, und klein, erbärmlich, winzig wie sie waren, achteten sie sich zu gering, um etwas so Herrliches unter sich zu dulden. So wie sie sich nicht würdig achteten, ihren Gott neben sich, in sich zu tragen, und wie sie ihm deswegen seinen Sitz fernab, hoch in den Wolken anweisen mußten, so verbannten sie auch dieses von ihrer beschmutzten, geschändeten Erdenheimat und wiesen auch dieses, das Verzeihen und Vergeben in einen fernen Himmel der Nebel und der Wolken.

„Pfui! Pfui!“ stieß er heraus, und seine geballte Faust machte eine Bewegung, als schlug sie jemandem in's Gesicht. Und von diesem Geschlecht, dem die Kleinlichkeit und Herzensenge mit der Muttermilch eingetränkt ward, von diesem Geschlechte hatte er Loslösung und Befreiung erhofft, ein großmütiges Verzeihen, dessen es niemals hätte fähig sein können. Mit dargerechter, flehender Hand, gleichsam, war er einer Bettlerschaar genahet, von Elenden und Bloßen hatte er Hülfe erbeten. Solchen Wahnsinnigkeiten hatte er nachgehungen und von ihnen Glück und Frieden, Erlösung und Ruhe zu erhoffen gewagt.

Aber das war nur wie ein Krankheitsfall über ihn gekommen, entstanden und erwachsen aus Stimmungen, die ihn quälten und deren er nun, nach diesen Erfahrungen, für immer Herr zu werden ge-

dachte. Heraus aus seinem Herzen mit aller Weichlichkeit und Gefühlseligkeit! Er brauchte die Anderen nicht! Er brauchte kein Verzeihen und Vergeben! Er brauchte keine Liebe! Er brauchte keine Familie! Er brauchte niemanden und nichts! Das trügerische Lichtbild dieses Mädchens, das zu den Anderen gehörte, wie die Anderen war und fühlte, nur noch roher, stolzer, herrischer, durch das bißchen Geld, Gestalt und Ansehen verdorben, dieses Trug- und Wahnbild, das ihn bethört, das wollte er aus seinen Gedanken bannen und tilgen.

Nun sollte er wieder sich gehören, nur sich, seinen eigenen, freien und lieben Gedanken. Er wollte nun nicht ein Verbitterter werden, der alle empfangenen Wunden und Verletzungen in verfolgendem Haß rächen würde. Aus ihrem Haß wollte er Liebe schaffen, aus ihrer Kleinheit Größe, aus ihrem Knechtfinn Stoß, aus ihren Sklavengedanken Freiheit.

So war er behandelt worden und so anders wollte er handeln.

Er schwieg, er duldete, er nahm hin, und seine ganze stolze Antwort war eine gute That.

So ward ihr Haß zum Segen, so wandelte sich seine Erniedrigung zur Herrlichkeit, und während das Verdammungsurteil noch in seinen Ohren klang, ging er nun hin, einen Verzweifelten zu trösten, einen Sinkenden zu retten.

Ja, er war gewachsen unter ihren Streichen. Sein Schicksal, da es ihn nicht brechen konnte, hatte ihn groß gemacht.

Und nun ergriff ihn ein fieberhafter Drang, gleich und auf der Stelle die Sache anzufassen. Er zog die Uhr. Sofort wollte er zu Arendt fahren und die Sache mit ihm beraten. Wo man den Menschen am besten verwendete, ob bei den Setzern, oder im Maschinensaal. Was er wohl mit seinen ungefügen Fingern am leichtesten lernen und leisten würde. Wie lange man die Lehrzeit ansetzen und in welcher Zeit man erwarten dürfe, daß Schrader selbständig würde arbeiten können. Was wohl Arendt für eine Anschauung von der Sache hätte? Ob auch er hiervor zurückschrecken und engherzig wie die Anderen sich zeigen würde? Schon möglich?

War er auch brav und gutmütig, diese spiegelblanke Redlichkeit, wie er sie besaß, war am ehesten geneigt, sich vor dem Makel zu befreien. Dies vor allen anderen war der Schlag von Redlichkeitsphilistern, die mit Scheuklappen vor den Augen, maschinengleich ihr Lebenspensum abgehaspelt, und weder rechts noch links blickend, ihre Pflicht gethan, fern von jeder Versuchung und Verwicklung, kühle, leidenschaftslose Naturen. Dies vor allen anderen waren die Menschen, die in solchen Fällen, gleichsam

rachenehmend für die Erlebnislosigkeit und steppengleiche Dede ihres Seins, am ehesten geneigt waren, ihren Tugendbrief mit prahlenden Fingern aus der Tasche zu ziehen und im Ritzel der Selbstgefälligkeit ihr Verdikt auszusprechen.

Nein! Auch Arendt nicht! Auch Arendt sollte keinen Teil haben an dieser Sache. Dies war seine, ausschließlich seine eigenste und stolze Aufgabe.

Man mochte an eine Bestimmung glauben, die ihn selber vor Jahren hatte fehlen lassen, damit er nun geadelt und geweiht durch die Jahre der Reue und der Bitterkeiten, wert und würdig sei, diese Rettung zu vollziehen.

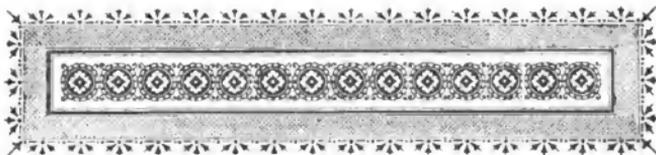
Ja, er allein und kein anderer sollte dieses thun. Nur mit ihm sollte dieser Büßende in seinem neuen Wirkungskreise sein schmerzliches Geheimnis teilen. Er aber wollte ihn schützen und stärken. Er wollte ihn ermutigen und erheben. Er wollte alles das mit milden Händen über ihn ausgießen, was ihm selber die Welt der Menschen grausam vorenthalten. Er hielt ein in seinem erregten Gange; unter dem düsteren, von der Finsternis gleichsam schweren Geäst der Tiergartenbäume fand er sich, während der erste Schnee sanft um seine Wangen rieselte.

Er atmete tief auf, mit weit sich dehrenden Lungen, wie Einer, der etwas Schweres von sich abgeworfen. Hoch auf reckte er sich, um Haupteslänge schien er nun gewachsen. Mit stolz erhobenem Kopfe stand er da.

Fernab blitzte ein Licht. Auf dieß zu richtete er seinen Weg.

Verfolgt, beschimpft, gedemütigt von dem kleinen Wesen der Menschen war er in diese schweigende Wildnis geflüchtet, stolz, frei und jauchzend in seiner Seele kehrte er nun heim, von neuer Würde strahlend, die er seinem eigenen, starken, streitbaren Herzen dankte.

---



### VIII.

Als Rönninger mit allen äußeren Zeichen der Verletztheit Adelen verließ, war diese im Moment überrascht, und betroffen. Sie hatte nicht erwartet, daß er das so ernst nehmen würde. Als sie ihm den „alten Rußknacker“ an den Kopf warf, war sie einer momentanen Regung gefolgt, die sie veranlaßte, diesen Menschen zu verletzen.

Das mußte ihm nun ziemlich tief gegangen sein, denn von diesem Augenblick an, kam er von einer gewissen elegischen Gereiztheit nicht mehr los, und dieser kleine, letzte Hieb genügte vollends, daß er sich für beleidigt hielt. Welch' eine Dummheit dabei! Es war doch absolut keine Verletzung, wenn man jemandem sagte, er sei ungeeignet, Einen ins Gerede zu bringen. So alt war er doch nicht, um hierin eine Verspottung seiner Jahre zu sehen. Auch nicht so häßlich, um es auf diesen Punkt beziehen zu müssen. Er fühlte sich beleidigt, und das hatte sie nicht gewollt. Sie nahm sich vor, dies alles, sobald sie ihn wiedersah, durch Freundlichkeit gut-

zumachen. Es war kein Grund, einen offenbar gutartigen Menschen, von dem besonders der Papa wie ein Bäckfisch schwärmte, derart vor den Kopf zu stoßen.

Es vergingen aber Tage und Wochen, ohne daß sie ihn sah. Zuerst wunderte sie sich darüber, war sie ihm doch früher bedenklich oft begegnet, so daß es ihr schon schien, er habe die Lage ihrer Stunden bereits herausgebracht; dann aber vergaß sie die Sache und wurde immer seltener durch den Papa daran erinnert, der nun auch nur noch hin und wieder über den gänzlichen Rückzug zu sprechen Anlaß nahm, den der Nachbar angetreten. Taubert war noch einmal drüben gewesen und hatte Könninger wieder nicht angetroffen. Von Seiten Könningers erfolgte hierauf keinerlei Aeußerung und so schloß der Verkehr gänzlich ein.

Weihnachten war herangekommen; es war der vierundzwanzigste Dezember. Adele hatte Verschiedenes eingekauft und kam, mit Packeten beladen, gegen Mittag aus der Stadt. An der Cornelius-Brücke, in der kalten klaren Winterluft, bemerkte sie Könninger plötzlich von fern. Er war noch zweihundert Schritt von ihr getrennt, kam ihr aber auf derselben Seite der Straße entgegen. Sie freute sich, ihn zu treffen. — Es war Weihnachten heut Abend, ihr selbst so festlich und froh zu Mute. Gleichsam unter dem Zeichen dieses Gnadenfestes, mit Geschenken bepackt, kam sie daher. Die Feststimmung meinte sie, mußte

es ihr erleichtern, über das Geschehene hinwegzukommen, ein paar freundliche Worte zu wechseln, und sie in Stand setzen, ihn durch Liebenswürdigkeit zu versöhnen. Selbst wenn er etwa noch den Beleidigten spielte und stumm grüßend vorüber wollte, war sie entschlossen, ihn anzusprechen und alles wieder in Ordnung zu bringen.

Mit vor Freude strahlenden Augen ging sie ihm entgegen. Er kam daher. Sein Blick lag auf dem Kanal, nachdenklich schien er die Eisdecke da unten zu betrachten. Er war blaß, seine Züge trugen das Gepräge der Schwermut, aber seine Haltung war eigentümlich aufrecht und sein Gang fest und sicher. Beinahe stolz trug er den Kopf. Jetzt bemerkte er sie. Ein Ruck ging durch seinen Körper. Sein Gesicht wurde noch bleicher. Seine Lippen kniffen sich zusammen. Sie lächelte ihn an; er aber wandte sich ab. Mit geballter Faust ging er grußlos vorüber.

Sie knirschte mit den Zähnen. Es that ihr etwas weh. In der Gegend des Herzens spürte sie einen Druck. Beinahe traurig schüttelte sie den Kopf. Das hatte sie nicht erwartet.

Welch' ein eigentümlicher Mensch, empfindlich wie ein Mädchen. So entsetzlich war doch das nicht gewesen. Hätte er wenigstens kühl und fremd gegrüßt. Aber garnicht — garnicht zu grüßen? Und wie er aussah, als er sie erblickte. Geradezu schmerzlich verzogen sich seine Züge. Ein eigen-

tümlischer, ein sonderbarer Mensch, — hinter diesem Refrain, der unablässig durch ihre Seele spielte, huschten schattenhafte, kaum empfundene Gedanken, die sie gleichsam nur im dunklen Hintergrunde ihres Bewußtseins sich leise regen fühlte und die davon flüsterten, daß dieses Benehmen nichts anderes kündete, als eine echte und tiefe Neigung, eine Liebe, die von ihrem Gegenstande verletzt und mißhandelt, sich qualvoll aufbäumte. Sie wandte sich hiervon ab. Dieses wollte sie nicht sehen. Sie that, als wüßte und empfände sie von diesen Einflüsterungen nichts. Sie ging darüber hin. Aber da war etwas in ihr, daß immer wieder darauf hinwies auf das, was sich dort hinten im Halbdunkel vollzog. Da war etwas, das wie eine starke Faust gleichsam ihr Bewußtsein anpackte und zu diesen Punkten hingerierte.

Also er liebte sie. Sie war Weib genug, die Süßigkeit dieses Triumphes auszukosten.

Er liebte sie; welch' ein Bewußtsein, eine solche Macht auszuüben! Und diesmal war es nun nicht ein entzündbares, dreiundzwanzigjähriges Künstlergemüt, das im Vorzimmer des Gesanglehrers sich von ihrer Stimme packen ließ, diesmal war es kein exaltierter Klaviervirtuose, der, während er ihr Unterricht erteilte, plötzlich sich ihr zu Füßen warf und unter krampfhaftem Schluchzen ihr eine Scene machte, diesmal war es ein gereifter Mann von überlegener Ruhe, von starkem Streben und seltener Energie. Ein Mann, der Verstand und hohe Bildung besaß,

der das Leben kannte und es zu etwas gebracht hatte. Ein Mann vor allem, der das zeigte, was sie selbst so über alle Maßen schätzte: Stolz. —

Er liebte sie, er hatte sich ihr genähert, sie hatte sich abweisend gezeigt, — und da war er gegangen.

Er bat nicht, er bettelte nicht. Im Gegenteil. Stolz und aufrecht ging er an ihr vorüber und würdigte sie keines Grußes. Was sie ihm gethan, hatte sie vielen geboten und war doch der Gegenstand ihrer Bemühungen geblieben.

Hierfür aber hielt dieser sich zu gut. Es war nichts für ihn, sich so tief zu neigen. Und so war es wohl zu Ende. Immerhin konnte sie sich in dem Glanze, der von ihr ausging und der selbst ein paar so festblickende, kluge Augen wie diese blenden konnte.

Ja, man mußte sich vor ihr in Acht nehmen. Es war nicht ihre Schuld. Sie suchte diese Abenteuer nicht. Was war es nur in ihr, das die Männer so bethörte? Das Geld? Nein. Tauberts, die Cousinen, waren ebenso reich gewesen, aber da waren derartige Dinge nie passiert. Die waren aufgewachsen, hatten ihre Tanzstunden gehabt, dann Bälle besucht und schließlich den Mann genommen, den der Onkel als den passendsten ihnen zugeführt.

Warum war das bei ihr anders? Was bewirkte dies? War es das, was voriges Jahr jener französische Attaché beim Künstlerfest zu ihr gesagt?

»Vous êtes si fille!« Und was hieß das? Sie hatte ihn danach gefragt. Er war nicht imstande gewesen, es zu umschreiben. »Si fille — si fille —« hatte er nur immer gestammelt und sie mit leuchtenden Augen angestaunt.

Damit konnte sie auch nichts beginnen. Das machte ihr die Sache nicht klarer. Genug, es war so und war nett, daß es so war. Denn dadurch, daß sie viele anzog, lernte sie viele kennen, und das war doch reizvoll und interessant. Das hieß doch, was erleben und sich leben fühlen. Aber die Andern! Die, die es betraf? Sie suchte die Achseln. Die würden auch nicht daran sterben. Der Klavierlehrer damals hatte sich rasch genug getröstet. Ja, aber dieser hier, der ernst und nachdenklich war und tief empfand, kein flatterhafter Künstler, sondern ein gesetzter Mann, nicht gewöhnt mit seinen Empfindungen Spiel zu treiben, wie würde der darüber hinwegkommen?

Daß es ihn mächtig gepackt hatte, bewies sein Betragen. So handelte keiner, der eine Sache leicht nahm. So sah auch keiner aus, der nicht an etwas krankte. Wie er zusammenzuckte, als er sie sah, und der ganze herbe Schmerz auf seine Züge trat!

Hier hatte sie zweifellos Schicksal gespielt und schmerzende Wunden gerissen.

Aber was sollte sie thun? Sie hatte ihn nicht gesucht, nicht gerufen. Er war gekommen und hatte allein die Schuld. Mochte er sich selber weiterhelfen.

Das war doch unsinnig und ungerecht, das konnte ihr doch niemand zumuten, daß sie sich hierfür verantwortlich hielt. Da würde sie viel zu thun bekommen.

Sie hatte ihm keinerlei Ermunterung gegeben, nicht einen Moment hatte sie geschwankt, ihn gereizt oder mit ihm gespielt; abgestoßen hatte sie ihn — also. — Er mußte sich damit versöhnen — und damit gut. —

— Bei Tauberts war die Weihnachtsfreude diesmal nur halb. Gegen Abend wurden Frau Tauberts Schmerzen so heftig, daß sie sich zu Bett begab. Auf ihren Wunsch wurde der Weihnachtsbaum ins Schlafzimmer gebracht, und die Bescheerung dort vorgenommen. Abends saß Herr Taubert mit seiner Tochter im Wohnzimmer ziemlich trüb-felig bei den Karpfen.

Dele war munterer als sonst und suchte durch tausend Einfälle den Vater zu erheitern. Er kam aber immer wieder auf das Leiden seiner Frau zurück, das ihm höchste Sorge bereitere und sprach von einer Frühjahrskur in Teplitz.

„Würdest Du mitreisen, Dele?“

„Natürlich.“

„Und Deine Stunden, Dein Studium?“

Sie seufzte. „Das nützt doch nun mal nichts. Ich werde Euch doch nicht allein lassen.“

„Mein ganzes Leben!“ sagte Taubert und strich seiner Tochter liebevoll über das Haar.

Es war eigentümlich wie er mit ihr sprach. Mit einer Art von Ehrerbietung konnte man sagen. Er sah sie an, als wäre sie, im Vergleich zu ihm, ein höheres Wesen. Seine Stimme bekam eine Art von Weihe, wenn er zu ihr redete. Seine Sprache sogar. Wenn es sie selbst betraf, und er mit ihr über ihre Person sprach, so that er das unwillkürlich in reinem Hochdeutsch, wie wenn er Fremden gegenüber sich zusammennahm. Und kam er gar erst auf ihr Studium zu sprechen, so hätte er am liebsten die Hände gefaltet. Man mußte ihn dieses Wort „Studium“ nur aussprechen hören. Der ganze dumpfe Pomp, mit dem mittelalterliche Universitäten ihren Lehrapparat verbrämen, dieses ganze feierliche Gepränge lag darin.

Dieser einfache Mann, der von Kindesbeinen an nur dem Erwerbe nachgegangen war, sah seine Tochter mit ehrfürchtigem Staunen so ungewohnte Wege einschlagen. Seine Eigenliebe erzitterte in Andacht, wenn er dieses, sein Fleisch und Blut, so hohen Zielen zustreben sah. Seine Frau war von reicherm, aber gleich simplen Herkommen wie er, und auch in deren Familie waren Neigungen zu Höherem nie gewesen. So tauchte dieses Kind in der Gemeinschaft dieser einfachen Menschen auf wie eine von Gott verliehene Standeserhöhung, wie eine Krone, die einem obskuren Adelsgeschlecht plötzlich zufällt. Sie war eine Künstlerin, das hatten ihre Lehrer vor den erbebenden Herzen der Eltern oft bestätigt, sie ging einer großen

Zukunft entgegen. Wäre nun ein Prinz gekommen, und hätte den ihm winkenden Thron eines solchen Wesens für wert gehalten, so wäre dieses strahlende Märchen zu einem beseligenden Ende gelangt, und diese Eltern hätten ihre Tage in Frieden beschließen mögen. Daß aber das Kind einsam bleiben, von Heiraten nichts hören wollte und so, eines Tages, ohne Schutz zurückbleiben mußte, das war der Wermutstropfen, der in diesen goldenen Becher fiel und den ganzen Trank derart verbittern konnte, daß man in den tiefsten Abgründen der elterlichen Herzen zeitweise sich sogar zu blasphemischen Verwünschungen dieses ganzen, großen Talentschatzes hinreißen ließ. Aber das war nur für Augenblicke. Die Bewunderung dagegen, das Staunen, die unbedingte Unterordnung war für die Dauer. Und so bedrückte diesen Mann an diesem Abend das Leiden seiner Frau zumeist deswegen, weil die teplitzer Kur mit profanen Händen in das Heiligtum des Studiums störend würde greifen müssen.

Das Kind allein zurückzulassen, es Verwandten anzuvertrauen, das war ein Gedanke, der in seiner Gräßlichkeit überhaupt nicht erwogen ward.

„Ja, Dele, ich kann Dir garnicht sagen, wie mich das bedrückt, daß wir Dich so stören müssen.“

„Aber Väterchen, darüber beruhige Dich; denkst Du, ich kann die Luise Millerin in Teplitz nicht studieren? Und die Stunden — na, die acht Wochen werden's auch nicht machen.“

Sie goß ihm und sich das erste Glas Sekt ein.  
„Komm, auf Mama's Genesung!“ Sie stießen an.  
„Und nun wollen wir mal lustig sein, Papchen.“  
„Du, sagte Taubert und stellte sein Glas hastig vor sich hin, Du, das habe ich ganz vergessen, Mama'n zu erzählen, denke Dir doch bloß an, dieser Mensch, dieser Königger . . .

Mit einem Ruck wandte sie den Kopf. Sie fühlte, wie sie errötete. Als hätte sich in ihrem Haar' etwas gelockert, reckte sie die Arme empor und neigte mit abgewandtem Haupt' an ihrem Schildpattpfel.

„Was ist mit dem?“ fragte sie gleichgiltig.

„Na, eine so verdrehte Schraube, sowas, was der für Einfälle hat! Nee — es is nich zu jlauben!“

„Was ist denn mit ihm?“

„Na, denk' Dir an: Neulich Abend war er hier. Wie Du einladen warst, den Abend. Also er is hier, unn wie wir uns so unterhalten, kommt mir der Schrader ieber'n Hals . . .

„Welcher Schrader?“

„Ein Kutscher aus der Brauerei. Der Kerl hat Unterschlagungen jemacht, hat jesehen, hat Frau unn Kind, kommt nu aus'm Jefängnis raus und wend't sich an mich, unn quengelt, ich soll'n wiedernehmen. Verspricht natierlich's Blaue vom Himmel runter an Ehrlichkeit. Also ich soll'n jutes Wort beim Direkter für ihn einlesen. Das heißt, ich soll die Verantwortung fier ihn iebernehmen, was der Direkter, vernünftiger

Weise, nich wollte. Also kommt er zu mir. Ich hab'n natierlich ablaufen lassen . . .

„Natierlich?“ fragte Adele und legte die Gabel nieder.

Erstaunt sah sie ihren Vater an.

„Na jewiß doch! Man wird sich doch so'n bestrafsten Kerl nich da reinsetzen, wo alles auf Ehrlichkeit ankommt!“

Adele machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Na, Kind, darieber rede nich. Des verstehste nich — unn das laß man. — Also ich jebe dem Schrader zwanzig Mark unn sage ihm, daß von Wiedernehmen keine Rede is. Der jing also denn. Mein Rönninger saß da — da beim Sofa unn schien mir von dem Augenblick wie — wie — na ganz komisch. Er sprach fast nicht mehr, wurde unruhig, unn mit einmal — füit — raus — wech. Ganz komisch war er gewesen. Nu treff' ich heute den Schrader am Lützow-Platz. Ich mache mich nicht sehen, wundere mich aber gleich, wie anständig er aussieht. Er kommt ran — unn erzehlt mir — weißte was? Rönninger hat'n noch denselben Abend, wie er kaum hier wech war von der Straße wech engagiert; läßt'n Seßer lernen! Will'n speeter in seiner Druckerei anstellen!“

Taubert schlug auf den Tisch und lachte laut.

Adele war blaß geworden, weiß wie das Damasttisch Tuch, auf dem es von Silber funkelte. Ihre

Arme sanken ihr schlaff herab, sie starrte auf den blühenden Brillanten an ihres Vaters Hand.

„Na, hast Du Worte?“ fragte Taubert.

Sie zuckte die Achseln, ihre Lippen bebten. Noch einen Moment saß sie tief nachdenkend, dann sprang sie auf. Ihre Augen waren zu Boden geheftet.

„Ich glaube - - Mama hat geklingelt“ sagte sie tonlos und ging hinaus.

Sie begab sich auf ihr Zimmer, sie war wie im Traum. Alles in ihr stand still und lauschte unter diesem Eindruck. Wie nach einem gewaltigen Donnerschlage alles beengt aufzuhorchen scheint, und eine bekommene Stille herrscht.

Sie setzte sich an ihren Flügel, stützte den Kopf auf und starrte hinein in das Dunkel, von dem das Zimmer erfüllt war.

Zum ersten Male in ihrem Leben hatte eine Sache sie so gepackt. Es war eine dieser ersten Erschütterungen, die in den Seelen katastrophengleich wirken, wie Erdbeben gleichsam. Alles stürzt und wankt. Alles ist verändert, nichts wiederzuerkennen. Wo vordem ein stolzer Bau geragt, klappt nun ein Erdsplatt, wo ein See gelächelt, liegt ein Trümmerhaufen.

Dies sind die Momente, da den Menschen plötzlich die Reife überkommt, in diesen Augenblicken erwirbt er an Urteil und Menschenkenntnis mehr, als sonst in Jahren. Aber der erste Eindruck ist staunende Verwirrung. Man fühlt, es ist etwas vergangen,

etwas zu Ende gebracht, und ein Neues kommt. Es ist noch nicht da, es meldet sich nur erst und als was es erscheinen wird, das ist die Schicksalsspannung, die über diesen Augenblicken liegt. Diese sind, wie alles Werden in der Welt, von Schmerz begleitet. Es sind die Schmerzen, welche das Wachstum der Seele mit sich bringt, die Schmerzen der Gesundheit gleichsam. Man braucht sie, um ein ganzer Mensch zu werden.

Adele seufzte auf, sie legte die linke Hand vor die Augen, wie jemand, der sich Klarheit in seinem Kopfe schaffen will.

Was war denn geschehen?

Es war jemand gestürzt, von einem Thron herabgestürzt; seiner Flitter beraubt stand er nun vor ihr, gering und bettelhaft, jemand, den sie von Kindesbeinen an für das Muster aller Menschlichkeit gehalten, dem sie eine Glorie der Güte um das Haupt gewoben — ihr Vater. — Er dachte klein, er urtheilte engherzig, er handelte wie ein Philister. Dies war nun das Vorbild ihrer ganzen Entwicklung gewesen, hiernach hatte sie sich gerichtet, dies vor sich gesehen. Was konnte sie selbst da sein?

Zugleich mit ihrem Vater riß sie sich selbst das Diadem vom Haupt, und wie erschreckte Tauben schwirrte nun in hastiger Flucht alles von ihr fort, alles, was sie an Hochmut, Eitelkeit und Selbstvergötterung in sich getragen. Wie ein entthronter Fürst nahm sie sich nun mit weinenden Augen die

Insignien ihrer Herrlichkeit Stück für Stück ab und entkleidete sich einer Würde und Hoheit, die, wie das Schicksal nun bewies, eine angemessene und unechte gewesen.

Nun war ein wirklicher Mensch, ein hoch und rein Denkender in ihr Bereich gekommen und nun hatte sie gesehen, wer sie selber war und die Ihren.

Und während auf der einen Seite alles zusammenschrumpfte und seine Zwerghaftigkeit in dem unbarmherzigen Lichte der Erkenntnis nun klar zu Tage trat, erhob sich drüben einer zu Größe und Schönheit und schritt mit ragender Schulter und hochgetragendem Haupt dem Wahren und Guten entgegen.

Und wer war das, der nun plötzlich so riesengroß sich über die anderen erhob?

Ein Mann war es, den sie hochmütig behandelt hatte, einer den sie, in ihrer Verblendung, über die Achsel angesehen.

Das konnte geschehen und geschah wohl oft, denn die Großen sind schlicht in ihrem Wesen und an ihrem Ruche kann sie keiner erkennen.

Sie hätte es sich verziehen, ihn verkannt und übersehen zu haben. Etwas anderes aber verzieh sie sich nicht.

Er war ihr freundlich und mit Interesse genant, und sie hatte ihn abgestoßen. Er hatte ihr raten wollen und sie hatte ihn zurückgewiesen. Er hatte sie seine Zuneigung erkennen lassen und hierfür hatte

sie ihn beschimpft. Jetzt kannte er sie nicht mehr, so schmachvoll hatte sie ihn beleidigt. Sie ihn! Sie, die nicht wert war, ihm die Schuhriemen zu lösen, sie hatte ihm das gethan. Sie hatte ihren lächerlichen Dünkel den fühlen lassen, von dem sie dann das erste, wirklich Edle sehen sollte, das vor ihren Augen in der Welt geschah. Sonst las man ja nur immer in den Büchern davon.

Hier, in der Welt, in der sie lebte, sorgte jeder für sich und sah, wo er blieb. Das waren alles Menschen, einer wie tausend, von kleinen Gedanken, winzigen Zielen, und wann einer selbst nach Höherem die Hand streckte, wie es die Künstler thaten, es trieb doch immer Eigenliebe, Ehrgeiz und Selbstsucht standen dahinter, und was anderes that schließlich jeder, was anderes als seine Pflicht, wenn er Talente und Können anwandte und seine Gaben nicht verwerfen ließ?

Aber so — so aus der Seele heraus, wie in angeborenem Drange, mit geschlossenen Augen, konnte man sagen, eine edle That zu vollbringen, so — vor einen Fall gestellt, an dem die anderen alle in ihrem uniformen Gefühl, in ihren Herdeninstinkten stumpf und kalt vorüberliefen und nichts anderes empfanden, als den Drang, einen Gebeugten noch tiefer zu beugen, einen Verurteilten noch härter zu verdammen, so im Nu, in Auffassung und Anschauung sich von der Menge abgrundtief zu trennen, so himmelweit in seinen Gedanken sich über sie zu erheben und statt

zur Verdammnis zu helfender That sich angeregt zu fühlen und seine rettende Hand dem Verzweifelten darzureichen — — wer — — wer — — wer, in aller Welt — außer ihm, hatte sie ein Gleiches bis heute sehen lassen? Das war in einem Gewimmel kriechender Schächer ein Aufrechter und Freier. In einer Nation von Knechten ein lichter Fürst. In einer Welt von Sündern ein strahlender Heiland. Und er sprach nicht, er schwieg. Dann hob er sich auf, ging hin und handelte. Und seine That ließ er reden. In sie hinein legte er alles, Urtheil, Beispiel und Lehre. Das war groß, das war herrlich, das war wert, daß man es erlebte!

Sie senfte auf, wie frische, junge Menschen im Theater aufsteigen, befreit und erlöst, wenn der Held in die Gehehniße greift und das Gute, das Keine sich zum Siege wendet. Ihre Seele, so jung sie war, das heißt voller Glauben an die Welt, voller Hoffnung für die Welt, voller Zuversicht darauf, daß dieses Leben nichts sei, als ein fortwährender, rauschender Triumph des Guten, — ihre Seele in ihrem ganzen, jugendlichen Drange, zu bewundern, anzubeten, zu verherrlichen, sie grüßte nun, in tönendem Jubel diesen, der aus der Verkanntheit und Geringsheit, von ihren eignen Lippen verhöhnt und beschimpft, nun plötzlich als ein lichter Gott sich erwies, rein, groß und gut, wie keiner auf der weiten Welt. Und hatte sie ihn, in ihrer Verblendung von sich gestoßen, den Fürsten wie einen Bettler behandelt, jetzt öffnete sie ihm ihre

Seele weit und in anbetender Reue warf sie sich ihm zu Füßen. Seine Liebe hatte sie verschmerzt, deren war sie nicht wert. Sie gehörte zu den anderen, war wie sie und hatte kein Recht, ihre Augen so hoch zu erheben. Aber Eines durfte sie, Eines wollte sie, Eines beschloß sie nun. Sie wollte es ihm sagen, daß sie sich hasse. Sie wollte es ihm sagen, daß sie es nun wisse und nie vergessen werde, wie groß und edel er sei, und wie klein und gering sie selbst. Daß sie aber Sehnsucht verspüre, zu werden und zu sein wie er, und daß sie ihm sein leuchtendes Beispiel mit warmer Seele immer danken wollte.

Sie sprang auf, glühend und heiß von ihren Gedanken. Wie von unsichtbaren Händen gezogen, trat sie an das Fenster und drückte ihre brennende Stirn gegen die kalten Scheiben. Ihre Augen schweiften ihren Gedanken nach und hingen an seinen Fenstern, über die seine Arbeitslampe ihren mattgrünen Schein ergoß.

Da saß er einsam und allein an diesem Weihnachtsabend, verlassen und vergessen, heute, da jedem ein freundliches Auge strahlte.

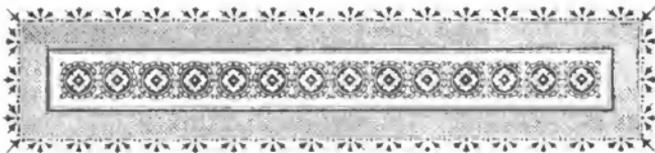
Da saß er in seiner schweigenden Einsamkeit, während seine That draußen unter den Menschen segenspendend umging.

Aber er sollte es wenigstens erfahren, daß einer war, der ihn begriffen und erfaßt, dessen Seele er gelobt hatte. Das sollte er wissen, und vielleicht war ihm dies ein Trost in seiner Verlassenheit.

Es stieg etwas in ihr auf, etwas Neues, Fremdes; etwas, was sie bis dahin nicht gekannt, das ergoß sich nun durch sie wie ein Feuerstrom und erfüllte sie mit seliger Glut. Es packte sie, an ihrem Herzen griff es sie; sie biß die Zähne zusammen, ihre Fäuste ballten sich und, während ihre starren Augen jenen mattgrünen Schein dürstend in sich hineinsogen, flüsterten ihre bebenden Lippen das Wort: „Geliebter!“

Sie erschrak, sie zitterte, sie erglühete vor Scham. Aber willenlos, besiegt, zerschmettert flüsterte sie es wieder: „Geliebter!“

---



## IX.

Am nächsten Morgen erwachte sie früh. Es war noch stockfinster. Sie erwachte wie ein Kind an seinem Geburtstage, voll erwartender Freude. Als es ihr einfiel, das Große, Neue, das gestern über sie gekommen war, begann ihr Herz so heftig zu schlagen, daß es ihr fast den Atem nahm. Wäre es nur erst hell und Tag.

Ja, was dann? Was würde dann sein?

Heut war erster Feiertag. Sie hatte Willy versprochen, auf die Eisbahn zu kommen. Daraus würde natürlich nichts werden. Jetzt hatte sie größere Dinge zu bedenken. Jetzt mußte sie vor allem mit ihm sprechen.

Aber er hatte sie ja nicht einmal begrüßt und wollte doch nichts von ihr wissen. Danach konnte sie nicht fragen. Sie war ihm Genugthuung schuldig und deswegen würde sie ihn eben ansprechen. Und im Nu stand Könninger vor ihr, wie er am Kanalgeländer an ihr vorüberging, ohne sie zu grüßen. Sie rief ihn an. Folgte Aussprache und Verjöhnung.

Abele seufzte erleichtert auf und streckte sich halb träumend wohligh aus.

Ja, wenn sie ihn nun aber heute nicht treffen würde? Als hätte sie in eiskaltes Wasser gegriffen, so ernücherte sie dieser Gedanke. Sie schlug die Augen groß auf und starrte in das Dunkel hinein.

Wenn sie ihn nicht treffen würde — — das war wohl zu erwarten, denn sie hatte ihn ja sechs Wochen lang nicht gesehen. Sechs lange Wochen lagen zwischen ihrer vorletzten und ihrer letzten Begegnung. Wenn sie nun jetzt wieder eine so unendliche Zeit zu warten hätte?

Eine namenlose Traurigkeit überkam sie.

Dann wieder ein Trostgedanke: In jenen sechs Wochen hatten sie sich ja nicht gesucht. Er sie nicht und sie ihn nicht. Jetzt würde sie ihn schon finden und wenn nicht — — schlimmsten Falls schrieb sie ihm. Nein, daran war nicht zu denken! Ihm schreiben, welch' eine Idee! Da konnte es kommen, daß er ihr den Brief zurückschickte mit dem Bemerkten, er wünsche keine Korrespondenz oder soetwas. An Schreiben war nicht zu denken. Sie mußte es ihm sagen. Persönlich mußte sie ihm Abbitte thun. Dann konnte er thun was er wollte. Nahm er es kühl und spöttisch auf, so hatte sie das Ihrige gethan. Hörte er sie garnicht an, sondern wandte sich ab und ließ sie stehen — — — Da stand es wieder vor ihr, klar, in allen Farben, lebend, die ganze Scenerie am Kanal. Von fern kam Rönninger, er blickte

düster auf das Eis hinunter. Drüben auf der Brücke bellte ein Hund. Eine Droschke rasselte vorüber. Rönninger kam näher und näher. Jetzt war er heran, jetzt hatte er sie bemerkt, wandte sich ab und wollte hastig vorüber. Sie trat auf ihn zu. Sie sprach mit ihm. Er sah sie kalt und verächtlich an. Sie bat und bettelte. Aber merkwürdig. Was sprach sie denn da? Das — das wollte sie ja garnicht. Sie wollte ihm ja etwas ganz anderes sagen. Großer Gott, war sie verrückt geworden? Sollte ihn das etwa verjöhnen? Was war das für ein Zustand, da der Mund etwas anderes sprach, als sie sich vornahm, als ihr Herz ihr eingab? Nicht etwas ganz anderes nur — nein, das Gegenteil gerade.

„Lieber — lieber Herr Rönninger, stammelte sie, Willy sagt, Sie seien ein alter Rußnacker. Ich muß ihm, wenn ich mir's bedenke, Recht geben.“ Sie entsezte sich, vor ihren Worten. Rönninger sah sie mit haßerfüllten Augen an. Er wandte ihr den Rücken und ließ sie stehen. Sie war wie niedergeschmettert. Was hatte sie gethan! Was hatte sie gethan! Sie schrie ihm nach. Frik! rief sie. Frik! Verzweiflung gellte aus ihrer Stimme. Die heißen Thränen rannen ihr über's Gesicht. Frik — Frik! Er wandte sich nicht um. Mit Riesenschritten entfernte er sich von ihr, fern ward er kleiner und kleiner. Noch einmal schrie sie ihm nach. Wie aus zerrissenen Lungen tönte das — und nun erst ent-

setzte sie sich. Sie hatte ihren eigenen Namen geschrien — und mit ganz — ganz fremder Stimme.

„Dele! Dele!“ rief sie wieder

Mit einem wilden Schrei fuhr sie auf. Kalter Schweiß stand auf ihrer Stirn. Ihr Gesicht war von Thränen feucht. Der helle Tag schien zum Fenster herein. An der Thür pochte es.

„Dele! Dele!“ rief Laubert. Du Siebenschleeser! Es is halb elf! Scheem Dich was! Willy is da! Er holt Dich zum Schlittschuhlaufen ab!“

Sie lächelte. Mit ihren noch feuchten Augen lächelte sie nun. Jetzt war es ja hell. Nun war ja alles abgeschüttelt, Traum und Druck. Es war Tag geworden.

„Dele! Dele! Antworte doch!“

„Ja! rief sie. Ein helles Frohlocken klang in ihrer Stimme. Gleich! Gleich!“

Eine halbe Stunde später ging sie mit Willy dem Neuen See zu. Sie nahm seine Neckereien schweigend hin. In ihrem dunkelblauen, glatten Sammetkleide ging sie stumm neben ihm her, die Augen groß und strahlend in die Ferne gerichtet, die Büge von heimlichem Lichte übergossen ging sie, wie ihrem Glück entgegen.

Willy betrachtete sie. „Was hast Du nur heute, fragte er. Du siehst so eigenthümlich aus. Worauf freust Du Dich denn?“

Sie zuckte die Achseln, sie lächelte wie unter den Schauern eines Russes, dann ging sie diesen

Bäumen dort hinten entgegen, als winke dort das große strahlende Glück. —

Zum ersten Male wieder, seit Jahren, hatte den Schlittschuhläufern der erste Weihnachtstag schon den Neuen See bescheert. Ueber Nacht war karger Schnee gefallen, und nun fror es wieder kräftig wie seit zehn Tagen. Die Bäume standen wie von eines Zuckerbäckers Hand sorgfältig ausgeschmückt, in festlichem Weiß, die Zweige bis in das kleinste Aederchen christallisch überzuckert. Der Himmel wolkenlos in seinem etwas matten Winterblau, und die Sonne frostig, aber hell und strahlend. Ein rechter Aufputz rings. In seinem schneeigen Kleide, von reichem Lichte übergossen, prunkte der Wald. Wie Weihnachtsfreude lag es über ihm. Es war als lächle er nach wochenlanger Trauer und freue sich dieser bunten heranwallenden Pilgerschaar, die seiner langen Einsamkeit heut ein Ende schuf.

Und wahrlich keine schlechten Gäste hatte er sich geladen. Was nur die Stadt an Jugend und Frische besaß, das sandte sie hinaus, das kam daher mit den blitzenden, blanken, klirrenden Schlittschuhen, immer mehr und mehr, unaufhörlich neue Gestalten, alles von Frohsinn strahlend, gepuht, beflügelten Schrittes, hastig, von freudiger Ungeduld getrieben, als wäre der Beginn eines prunkenden Festes zu versäumen.

Dort, zwischen den Bäumen, auf der spiegelblanken Fläche des See's unten, tauchen die ersten Läufer auf. Ein wenig nach vorn geneigt sausen

sie leicht dahin, als wären diese Körper ihrer Schwere ledig geworden. In diesen schmalen Kanälen verlieren sie sich, wie Pfeile hin und herschießend.

Drüben, wo das weite Becken des See's sich breitet, fließt dies Gewimmel, wie in einem mächtigen Tanzsaal' zusammen. Und einen herrlicheren Festraum, als dieses spiegelblanke Seeparkett, von dem Heere weißgepudrter Bäume umkränzt, unter dieser lichtblauen Kuppel, von Sonnenglanz übergossen und dieser köstlichen, reinen Waldluft durchhaucht, hat die Riesenstadt nicht aufzuweisen. Die Sonne strahlt, der Wald glitzert, wie unter einer koketten Roccocerücke lächelt er. Die Läufer fliegen — nur die Musik fehlt. Die Barbaren des Geſetzes verbieten ihr heute frohe Klänge. Als wäre des Erlösers Geburt nicht auch Freude und Zauchzen. Aber dieser Eislauf ist selber Musik. Musik ohne Töne, geschauter Rhythmus, bewegte Schönheit. Besonders über Frauen und Mädchen kommt es hier wie Weihe der Ammut. Es giebt keine Bewegung, die wie diese die wallenden Kleider schlanke Frauenglieder umschmeicheln macht. Es ist, als schwebten diese Gestalten und, von der Schöne dieser Bewegung getragen, wiegen sie sich, wie Luftgeister, leicht und frei.

Wie die Augen glänzen, die Wangen glühen! Hier giebt es keine Blässe. Dieser Sport, der so schön macht, macht auch gesund, läßt träges Blut frischer wallen, und die Lungen weit sich dehnen.

Kein unschönes Gesicht ist zu sehen, denn dieser

Hauch der Frische verklärt und schmückt. Aber in prächtigen Sträußen blüht hier die Schönheit. Alles, was diese zerstreuten, glückerfüllten Tiergartenwillen rings an wohlgepflegter Jugendschönheit besitzen, heut prangt es hier und glüht in der Sonne dieses einzigen Genusses, junge Frauen in ihrer vollen Schönheit, Mädchen, erblühte und knospenhafte. Der Backfisch im halblangen Kleide verspürt hier mit erhebendem Herzen den ersten verstohlenen Händedruck seines Sekundaners. Die eben in ihren zartesten Anfängen stehenden Romane der Tanzstunden und der Lesekränzchen, diese duftigen, rührenden Geschehnisse, feiern hier ihre beglückenden Mysterien. Dies Eislaufen zu Zweien, das die sonst noch unerreichte Glückseligkeit des Alleinsein's gewährt, ist der holdeste Kuppler, dieser in ihrem ersten Glück erschauernden Jugend.

Eine bunte Belebung dieses Bildes rings bewirken die Uniformen. Die Offizierkorps sämtlicher Garderegimenter haben heute Vertreter hier. Die bunten Mützen unzähliger Studentenverbindungen schwirren dazwischen. Uniform und Corpsband sind eifrig um schöne Läuferinnen beschäftigt. Diesen Glücklichen sehen vereinzelt Läufer mit scheelen Blicken zu. Es ist auch auf dem Eise nicht gut, daß der Mensch allein sei. Die Einsamen lügen eifrig aus, und wo ein verlassenes Mägdlein zu Fall kommt und daliegt, dahin stürmen sie und helfen der verschämt Lächelnden auf. Manchmal belohnt sich das

durch eine süße Bekanntschaft; manchmal auch nicht.

In Kniechosen ein zierliches Pelzbarrett auf dem Kopf, mit vernickelten, blitzenden Sportschlittschuhen faust der Eisfex daher. Er wirft triumphierende Blicke um sich. Er liebt die Einsamkeit des Genies. Mit Gönnerblicken mustert er im Fluge all dieses Volk, das auf dem großen Rendezvousplatze dieses Beckens charmiert und loquettiert und den heiligen Sport zu einer günstigen Gelegenheit des Flirt herabwürdigt. Der Fex eilt zu einem abgelegenen Fleckchen, um seine halsbrecherischen Kunststücke einem Haufen Staunender darzubieten und hoheitsvoll die Bewunderung von Kennern und Laien einzuheimsen. Er repräsentiert den Ehrgeiz hier draußen.

Dort kommt ein Grauhaariger mit seinem Töchterchen. Die auseinanderklappenden Schöße seines langen schwarzen Rockes lassen einen wehenden Taschentuchzipfel sichtbar werden, die Flagge der Zerstretheit, das Wahrzeichen des deutschen Professorentums.

In der Haltung eines Siegesgottes, von entzückten Mädchenblicken verfolgt, schwebt der Heldenliebhaber der Hofbühne daher. Seine Augen sind schwärmerisch in die Ferne gerichtet. Er läuft allein. Er wird sich hüten, es hier, um Einer willen, mit allen zu verderben. Er sieht niemanden. Wenn ihn ein Mädel in süßem Schreck erkannt, geht ein schwaches Venchten der Wohlgefälligkeit über seine Züge. — Das Schicksale des Schick aber hat jener kleine Attachè erwählt. Er kommt in glänzendem Cylinder, in

kurzem, schwarzen, frimmerbelegten Paletot, das Monocle im Auge, ohne Schlittschuhe und hält Cercle. Er ist von einem Kranze von Damen umgeben und in lebhaftester Unterhaltung.

Die galante Dame, die dort in einem barocken Eiskostüm daherschwebt, sieht etwas verdrossen aus. Ihre liebsten und erprobtesten Freunde haben sie heute, da sie mit ihren Damen hier waren, nur sehr verstohlen oder garnicht begrüßt. Nur ein etwas anrühiger Bookmaker, den sie in Westend einmal flüchtig kennen gelernt, hat ihr seinen Arm geboten; den aber hat sie verschmäht. Sie wird sofort abschnallen lassen, und ihr Kutscher, der, pelzgeschmückt, drüben auf der Chaussee hält, braucht heut nicht lange zu warten. Sie hat sich garnicht amüsiert. —

Dort, vor der Central-Bodega, aus deren Schornstein ein leichter, blausammetner Qualm kerzengerade in die klare Winterluft aufquillt, sitzen an kleinen Tischen die Läufer wie im Mai, im einfachen Rock bei sechs Grad Kälte und schlürfen ihren Grog. Der Nichtläufer, der von der vulkanischen Hitze, die das Eislaufen erregt, keine Ahnung hat, sieht eine solche souveräne Verachtung aller Temperaturverhältnisse kopfschüttelnd mit an.

Drüben auf der Brücke, unter deren Bogen der Zug der Laufenden unaufhörlich hin- und herflutet, steht dichtgedrängt die Menge der Zuschauer. Mit seinen grellroten Aufschlägen ragt dort ein General, unter den buschigen Brauen blickt er etwas melan-

chologisch hernieder. Er denkt seiner fernern Lieutenants-tage und seufzt verstohlen auf. Ach, damals, — als man noch Schulden hatte — und — — schlank war. —

Von hier oben gesehen tritt das ganze Bild erst in seiner tollen Belebtheit zu Tage. Welch' ein Gewimmel! Durch das Gewirr der Laufenden, Umherstehenden, Schwanzenden winden sich unzählige kleine Handschlitten, von ermüdeten Läuferinnen besetzt, von behenden Rittern geschoben, die sich zutraulich zu den kleinen Ohren der lächelnd Laufenden herabneigen. Was mag da alles zugeraunt werden! Wie Einzelne so dahersausen, ist es erstaunlich, mit welcher Behendigkeit sie durch das Gewimmel sich ihren Weg bahnen. Oft brausen, wie Sturmwinde, ganze Gruppen gegen einander los. Schon scheint eine allgemeine Katastrophe gekommen, da — im letzten Moment, durch eine leise Schwenkung der Körper, weicht man sich aus und saust stolz und sicher aneinander vorbei. Es ist, als ob dies das wahre Element des gesunden Menschen sei, in dem er einen Grad von Behendigkeit erreicht, wie ihn der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser besitzt. Hier und da stürzen Einzelne. Manche mit so grotesken Gebärden, daß die Umstehenden, entgegen aller Kultur, laut auflachen müssen. Klassische Gruppierungen giebt es auch, wenn zwei Unachtsame gegen einander anprallen und wie in plötzlich erwachter, wahn sinniger Leidenschaft sich fest in die Arme pressen, sich an-

einander klammern, um dem Sturz' zu entgehen. Solche erzwungene Liebesleien enden dann, wie die Mehrzahl der Herzensgeschichten, mit einem kühlen Gruß' und einer banalen Empfehlung. —

Drüben an der Barrière, hinter der bezahlte Arbeiter mit ihren dicken, roten Händen zierlichen Mädchenfüßen die Schlittschuh anlegen, steht Adele mit Willy, der sie eben einigen Kameraden und deren Damen vorstellt. Es hagelt von Komtessen und Baronen. Alles ist heiß vom Laufen und lustig.

„Wir wollen Karrés bilden!“ näselst ein langer Lieutenant.

„Erst will ich Euch mal 'ne neue Nummer zeigen!“ sagte Herr von Bork und reicht seiner Schwester die Hand. Diese, eine kleine Blondine von preußischer Ecktigkeit im marineblauen Kleide mit grauem Krimmer, ein gleiches Barret und ebensolchem Muff tragend, läuft mit ihrem Bruder in gerader Linie über den See. Nachdem sie etwa zehn Meter zurückgelegt, geben sich die Geschwister mit den Händen, an denen sie sich halten, einen Schwung und mit dem linken Bein weit ausgreifend und die nun ledigen Arme graziös schwingend, drehen sich beide in knappem Bogen um sich selbst, um im nächsten Moment mit ruhiger Sicherheit sich wieder bei den Händen zu fassen und das Mannöver zu wiederholen.

Die Gesellschaft brach in laute Bewunderung aus.

„Wahrhaftig schick! Entzückend! Famos! Die Kreuzpolka! Das 's ja die Kreuzpolka!“

„Komm, jagte Willy, wollen wir auch mal probieren!“

Er reichte Adelen die Hand. Sie schlug mit zerstreuter Miene ein.

„Du bist heute gar nicht bei der Sache, Dele“.

Sie antwortete nicht, in tiefen Gedanken blickte sie den Geschwistern nach, die in ihrem anmutigen Tanz sich drüben in der Menge verloren.

Da plötzlich wird Adelen's Auge starr. Es heftet sich weit drüben auf einen Punkt und läßt nicht mehr von ihm. Die Hand, die Willy bereits gehalten, macht sich mit einem Ruck wieder frei.

„Was hast Du denn?“ Sie antwortet nicht. Ihr Gesicht ist weiß geworden. Ihre Lippen sind halb geöffnet und zucken.

Willy folgte suchend der Richtung ihres Blickes, da im Nu wird sie flammendrot, bis an die Stirn hinauf. Plötzlich rast sie über das Eis, gerade auf Könninger zu, der im schwarzen Schlapphut heranholländert. Er erblickt sie. Er weicht aus. Er sieht fort. Sie folgt ihm. Er bemerkt das und bleibt stehen. Totenblaß steht er da. Er blinzelt mit den Augen. Seine Fäuste ballen sich. Sonst rührt er sich nicht. Jetzt ist sie heran. Mit einem Ruck reißt er den Hut vom Kopfe und grüßt. Seine Lippen aber sind fest und streng geschlossen. Reuchend steht sie vor ihm. Ihre Brust hebt und senkt sich

stürmisch. Sie blickt zu Boden. Er vor Staunen starr, zu ihr nieder. Da reißt sie die Augen empor, es blißen Thränen darin; aber fest blickt sie ihn an und jagt: „Ich muß Sie sprechen!“

„Bitte,“ stammelt er.

„Nicht jetzt. Nicht hier.“

Sie wundert sich wie sie mit ihm spricht, wie kurz und herrisch. Es klingt so hart.

„Nicht hier, wiederholt sie. Heute Nachmittag, halb fünf, am Lessing-Denkmal. Wollen Sie?“

Er nickt. Sie grüßt. Er vergißt zu danken und jagt davon.

Nach fünf Minuten findet Willy Adelen noch an derselben Stelle stehen und vor sich hinstarren.

„Wo steckst Du denn?“

„Ich will nach Hause. Entschuldige mich.“

„Warum mit einmal?“

Keine Antwort. „Soll ich Dir die Schlittschuhe abhaken?“

„Danke! Danke!“ jagte sie hastig und eilte fort.

Im Zustande einer Nachtwandlerin war sie. Keinen klaren Gedanken konnte sie fassen. Sie sprach fast nichts. Sie habe Kopfschmerzen, jagte sie ihrem Vater und kürzte das Mittagbrot nach Möglichkeit ab.

Es war nichts in ihr, kein Besinnen, kein Ueberlegen, nur der dumpfe Druck, den die nahe Entscheidung bewirkte. Sie versuchte nicht, sich das nun Kommende klarzulegen. Nicht einmal, was sie ihm

sagen wollte, disponierte sie. Mit klopfendem Herzen ging sie diesem Moment entgegen. Nichts wußte sie, nichts dachte sie von dem, was nun kommen müsse, als daß es sie selig machen sollte bis an den Tod. —

Anderß er. Er zergrübelte sein Gehirn, was konnte sie von ihm wollen? Er freute sich nicht. Zwar die Thränen in ihren Augen hatte er gesehen und es war ihm einen Augenblick, wie ein blendeuder Sonnenstrahl durch die Seele gegangen, aber nur einen Augenblick. Alles nur Erdenkliche erwog und prüfte er, was es sein könne, was in aller Welt sie ihm zu sagen hätte; an dem was wirklich werden sollte aber ging er blind vorüber.

Er wartete schon vor dem Denkmal als sie kam. Es war bereits ganz dunkel. Sie ging hastig auf ihn zu, er ihr mit zögernden Schritten entgegen. Sie reichte ihm die Hand, fest drückte sie die seine, die unbehandschuht war, dann, mit einem Ruck, riß sie an den Mund, preßte ihre heißen Lippen darauf und neßte sie mit ihren Thränen. Sie schluchzte.

„Fräulein! rief er, es klang wie im Todes-  
schrecken. Fräulein!“ wiederholte er, aus zusammen-  
geschnürter Kehle stieß er es heraus und entriß ihr  
seine Hand.

Sie sah ihn an, ihr Mund war halb geöffnet, ihre Zähne schimmerten, ihr glühender Atem stieg in leichten Wölkchen zu ihm auf, aus überströmenden Augen sah sie ihn an mit einem Blick, der ihn be-

täubte. Er wankte, als hätte man ihn vor den Kopf geschlagen.

„Gott! Gott!“ flüsterte er, dann riß er sie an sich.

Sie ersticke fast unter seinen Küssen. Beim Schimmer der Laterne sah er, wie ihre thränenfeuchten Züge in einem hingeebenen Lächeln strahlten. Jeden Zug dieses süßen Gesichts sah er bei diesem flackernden Halblicht. Es war, als ging ein Leuchten aus dieser sammetweichen Haut hervor. Er hielt ein mit seinen Liebkojungen. Er griff ihren Kopf bei beiden Schläfen und entfernte ihn um Handbreite von seinen Augen, als könne er den Gedanken nicht fassen.

Sie strahlte ihn an. Es war nicht gewesen bis dahin, daß er ein Menschen Gesicht in solchem Glanze hatte leuchten sehen.

„Gott — Gott — Gott“ stieß er heraus und riß diesen zierlichen Kopf an seine Schulter und streichelte mit seinen ungefügen Händen dies weiche braune Haar und küßte dieses rotglühende Ohr, diesen blendenden Hals, diese geschlossenen feuchten Augen. Alles wirbelte in ihm. Seine Gedanken schossen durcheinander. Er konnte sie nicht entwirren. Nur immer von Neuem drückte er sie an sich, nur immer von Neuem starrte er sie an, nur immer von Neuem küßte er sie.

Dann machte sie sich los und faßte seine Hand. Sie trocknete sich die Augen und sagte: „Komm!“

Dieses erste vertrauliche Wort riß ihn vollends hin.

„Du — Du — Du —“ stammelte er und, wie

in Ratlosigkeit, daß es immer nur eins und immer nur dasselbe Ausdrucksmittel gab, breitete er wieder beschämt seine Arme. Sie lächelte und schmiegte sich an ihn. Er umschloß sie wieder, aber er küßte sie nicht. Seine Lippen an ihrem Ohr flüsterte er kaum hingehauchte, trunkene Worte.

„Ist es denn — ist es denn möglich — ich träume ja nur — Du kannst mich doch — — kannst mich doch unmöglich . . . Du kannst mich doch unmöglich . . . .“

Er brachte das Wort nicht heraus. Seine Seele fand diese Kraft nicht. So wenig glaubte er noch an dieses ungeahnte, unfaßliche Glück, daß er zitterte, es durch dieses Wort zu verscheuchen. Er brachte es nicht heraus.

Da faßte sie sein Ohr, mit beiden Händen zog sie's an ihren Mund. Jetzt flüsterte sie: „Ja, ich“ — — — lange Pause — — — „liebe Dich!“ Sie schnellte es heraus.

Er jauchzte auf.

„Und Du, — leuchte sie unter seinen wilden, brennenden Lippen, Du — — Du mich — — auch?“

Da sanken seine Arme herab. Seine Gestalt schien zusammenschrumpfen, wehmütig sah er sie an.

„Ich habe nichts, sagte er, auf der Welt außer Dir. Du bist nun mein Leben, meine Hoffnung, mein Alles. Ich habe mich nach Dir gesehnt, so lange, so unendlich lange. Ich habe Dir entgegen-

geträumt. Ich habe — — gewartet habe ich auf Dich. Ich wußte, Du mußtest kommen. Und nun bist Du gekommen. Wenn ich nur morgen früh wieder erwache! Wenn es nur morgen früh noch wahr ist! Wenn es nur — — wenn es nur wirklich und wahrhaftig wahr ist — dies — denn es ist so unsäglich — — so unsäglich schwer zu glauben“.

„Sei doch stolz, sei doch ein bißchen stolz. Du bist ja viel — viel besser als ich“.

Er zuckte zusammen, seine Lippen verzogen sich schmerzhaft.

„Besser als Du?“ Er schüttelte den Kopf.

„Ja, das bist Du. Ich sage es und Du mußt es glauben“.

„Wie ist das alles nur gekommen?“ fragte Rönninger und griff an seine Stirn.

„Das ist gekommen, weil Du großherzig bist und vergeben kannst“.

„Ich? — Ich vergeben? Wem denn und was? Ich — vergeben?“

„Diese Demut an Dir — weißt Du — die kann ich nicht leiden. Das paßt nicht zu Dir. Dieses Stolze, Große, das ist Dein Wesen, und so sei nun auch“.

Er sah sie an als verstände er sie nicht.

„Wie spät?“ fragte sie hastig.

„Ein Viertel sechs“.

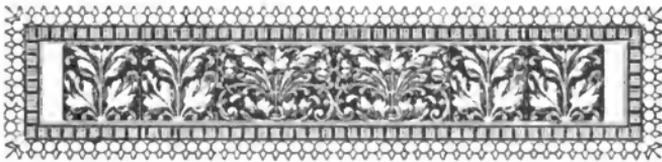
„Um Gotteswillen! Gleich! Ich muß gleich nach Hause. Leb' wohl!“

Sie winkte einer Droschke. Er öffnete den Schlag. Sie setzte ihren Fuß auf den Tritt und streifte sein Gesicht mit einem flüchtigen Blicke. Ganz ratlos blickte er drein, als müsse er erst noch tausend Fragen an sie richten.

„Ich schreibe Dir, sagte sie rasch, heute noch! Gute Nacht!“

Sie drückte ihm die Hand. Er schloß den Schlag, sagte dem Kutscher die Adresse und sah dem davonjagenden Wagen nach bis er im Dunkel verschwand.

---



## X.

Rönninger war ganz betäubt. Diese Erlebnisse waren an ihm vorbeigestürmt wie in der Hast des Traums. Hätte ihm vor zehn Stunden noch jemand das, was nun geschehen war, vorausgesagt, er hätte ihn für verrückt gehalten. Es war nichts in der Welt, worauf er weniger gefaßt gewesen. Dieses Mädchen, das er so innig begehrt hatte, das seine zurückhaltende, freundliche Annäherung vor wenigen Wochen noch beleidigend zurückgewiesen, auf das er dann in Schmerz und Troß für immer verzichtet hatte, es war nun plötzlich sein eigen geworden. Er schüttelte noch immer den Kopf. Das — das war ja wie im Märchen, war Traum, Dichtung und darum nur auf Momente zu glauben. Vorhin, als er sie an sich drückte, da hatte er, berauscht und geblendet, an dieses Märchen geglaubt, wenngleich, wie in manchen Träumen, zwischendurch ihm der Gedanke quälte, daß dies alles, im nächsten Momente schon, zerflattern und zerrinnen müsse. Jetzt, da sie

ihn vor kaum fünf Minuten verlassen, jetzt erblaßte schon alles, und seinen nachprüfenden Gedanken hielt nichts mehr Stand. Es würde, es müßte sich ergeben, daß dies alles nicht sein konnte, denn es war zu schön und zu berauschend, zu unähnlich alledem, das zur Wirklichkeit gehörte.

Wo war die Erklärung für diesen plötzlichen Umschwung ihres Gefühls? Wie kam es, daß er, der sie zuerst so abgestoßen, sie nun so mächtig, so unwiderstehlich an sich riß? Hierüber hatte sie nichts gesagt. Auch die Sonderbarkeit dieser Scene, da sie ihm die Hand küßte, — räthselhaft — räthselhaft einfach. Und dieses, daß sie immer wieder betonte, er sei besser als sie, ganz und gar nicht zu begreifen war das.

Dieses stolze, herrische Mädchen berauschte sich nun in einem Cult der Vergötterung, gefiel sich in einer Rolle der Unterordnung. Fort und fort, wieder und wieder betonte sie es, daß sie es so empfinde, daß er hoch, hoch über ihr stehe. Sein beglücktes Entzücken darüber, daß sie sein geworden empörte sie schon. Sie sah es als eine Gnade an, daß er sie nicht verschmähte. Stolz glaubte, stolz wollte sie ihn und nur in seinem Stolze mochte sie ihn lieben. In alledem war ein Räthsel. Zu alledem mußte ein Schlüssel sein. So wie es da war, blieb es ihm unverstänglich. Und so kam es, daß er nun von dieser Glückbescheerung nicht mit glühendem Kopf und bebendem Herzen ging, nicht in Entzücken

jauchzend, sondern von einem Rudel zweifelnder Gedanken gehetzt, in einem Wüste verzwickter Rätsel wühlend. Und da er aus alledem keinen Ausweg fand, keine Lösung, kein Verständnis, so stieg ihm eine drückende Schwermut auf, der Gedanke beugte ihn nieder, daß dieser ganze Kausch verfliegen müsse, daß dies alles als ein vergänglicher Spuck sich erweisen müsse.

„Ich schreibe Dir heute noch,“ hatte sie gesagt. Das war nun die Entscheidung. In der Hast dieses kurzen Beisammenseins blieb alles unerklärt und unbegründet. Das hatte sie empfunden. Sie hatte gesehen, daß er nichts von alledem begriff. Sie wird es ihm erklären.

Rönninger seufzte tief auf. Der Jubel war verfrüht gewesen. Die Entscheidung lag in diesem Briefe. Erst wenn er gesehen, wie dies alles möglich geworden, glaubte er daran. Erst wann er sie begriff, konnte er sich von ihr beglücken lassen. Denn Märchen sind Kinderglück. Der Gereifte muß seine Seeligkeit auch begreifen können.

So hangte Rönninger nun eine lange Nacht hindurch diesem Briefe entgegen. Am nächsten Morgen hatte er ihn.

„Mit staunenden Augen mein Geliebter, seh' ich Dich noch immer vor mir stehen. Du bist außer Stande, Dir zu deuten, wie das alles kam. Mir geht es ebenso. In dieser drängenden Eile heute — die Eltern erwarteten mich, — war es ja nicht mög-

lich, auch nur eine Minute lang zu ruhiger Auseinanderziehung zu gelangen. Ob ich dazu jetzt imstande sein werde, weiß ich auch nicht, denn noch immer zittert und bebt alles in mir und es ist mir gleich nahe, dieses Tintefaß hier mit hellem Sauchzen in den Spiegel zu schmettern, wie mich auf die Erde zu werfen und in lautem Weinen meiner Erregung Luft zu machen. Großer Gott, welche Kräfte gehören dazu, ein so gewaltiges Glück zu ertragen! Aber dieses alles ist es nicht, was Du sofort von mir hören mußt, sondern etwas anderes, etwas, was mich nicht ruhen läßt, ehe ich es Dir auseinandergesetzt.

Durch unser erstes Zusammentreffen wurde meine kindische Eitelkeit sehr verletzt. Wären wir uns in anderer Weise begegnet, meine Zuneigung zu Dir hätte sich dann ungehindert und frei entwickelt. So aber konnte ich nicht darüber hinwegkommen, mir vor Dir eine Blöße gegeben zu haben, und dieser Gedanke, der, so oft ich Dich traf, mir von Neuem erregt wurde, führte mich zu einem feindseligen Hochmuth Dir gegenüber, einem kindischen Mittel, den verlorenen Respekt wiederzuerlangen. In dieser Verwirrung reizten mich die freundlichen Ratschläge, die Du mir an jenem unglückseligen Tage in betreff meines Berufes gabst, und die mir, in meiner Thorheit, als eine mir aufgedrängte Bemutterung erschienen, zu Aeußerungen, die ich nun tief und innig beklage. Ich weiß nicht, was in jenen Augenblicken

alles in mir vorging, ich bin außer Stande, mir dieses Gewirr von Regungen zu lichten, nur das Eine glaube ich zu verstehen, daß meine Eitelkeit mit meiner Zuneigung zu Dir im Kampfe lag, daß mein Mädchenstolz sich dagegen auflehnte, so rasch zu unterliegen, und daß jene ersten Aeußerungen Deiner Zuneigung zu mir, anstatt mich mit Glückseligkeit zu erfüllen, mich zu so bitteren Verletzungen hinrissen. Wie das möglich war, begreife ich nicht. In meinen erschreckten Gedanken sehe ich nur immer von Neuem, daß es möglich gewesen und ich könnte in Verzweiflung geraten, wenn ich bedenke, daß dieses nicht mehr ungeschehen zu machen ist.

Das alles stand in seiner ganzen erbarmungslosen Unabänderlichkeit vor meiner Seele, als ich Dich gestern nach langen Wochen am Kanal wieder sah, und Du, eingedenk jener Beleidigungen, mich nicht bemerken wolltest. Hieraus entnahm ich nun mit Sicherheit, daß Du etwas für mich empfindest. Ich kann Dir nicht sagen, was dieser Gedanke alles in mir aufwühlte. Es ist unmöglich, das aufzuzählen. Ganz verwirrt kam ich nachhause und, wie durch Schicksalsfügung, höre ich dann am Abend, wie Du an einem armen Verurteilten gehandelt hast, den alle Anderen verstießen. Fritz, wie eine Erlösung kam das über mich. Ich kann Dir nicht sagen, wie das auf mich wirkte. Ich habe nichts erlebt, was schöner wäre, größer, herrlicher, erhebender, als dies. O Du reiner, Du adliger Mensch, ich liebe

Deine weite Seele! Ich möchte sein wie Du, so denken und so thun. Lehre mich! Bessere mich! Beredle mich! Ich will Deiner wert werden. Dies ist mein heißes Gebet. Siehst Du, ich habe nichts, als mich selbst, nichts anderes kann ich Dir darbringen und ich kann es nicht sagen, wie es mich beseligt, daß Du mich nicht verachtest. Und daß ich nun gar Deine Liebe gewonnen, ich wüßte nichts in der Welt, was mich froher und stolzer machen könnte, als dieses, daß der lichteste Mensch, dem ich je begegnete, mich seiner Liebe würdigt; Alles — alles gebe ich hin um Dich, alles wird klein und gering im Vergleiche mit Dir. Vater und Mutter will ich lassen, alles vergessen und Dir folgen. Was ich an Hoffnungen und Wünschen besaß, diese glänzenden Träume von Zukunft und Ruhm, das alles gebe ich hin, das alles soll hinfahren und muß erbleichen vor dieser neuen, gewaltigen Glückseligkeit. So nimm mich denn. Ich bin Dein. In Zeit und Ewigkeit

Deine hingegebene

Adele.

Rönninger hatte den Brief atemlos, in fieberhafter Spannung gelesen. Jetzt entsank ihm das Papier. In tiefen Gedanken starrte er zu Boden. Das war es also . . . das . . . Diese Geschichte mit Schrader war es. Welch' eine Fügung! Dieses, gerade riß sie zu ihm hin, Dieser sein stummer Protest, den er in dem Moment erhoben, da alles

verloren schien, da er auf alles schon Verzicht geleistet. Eine tiefe Traurigkeit überkam ihn.

War es nicht ein Mißverständnis, das sie zu ihm zog? Was sie als die freie Aeußerung eines hochherzigen Menschen ansah, das war doch in Wahrheit etwas ganz anderes. Das war nichts, als ein Akt der Nothwehr, die stumme Lösprechung seiner eigenen, beladenen Seele. In jenem verzweifelten Menschen tröstete er sich selbst. Mit ihm und durch ihn nahm er symbolisch auch sich und vor allem sich in die Gemeinschaft der Unbescholtenen wieder auf. Damit fiel und stürzte doch alles in nichts zusammen, alles dieses, was dies junge Gemüt besiegt und hingerissen hatte. Wenn er selber frei und makellos gewesen wäre, wie die Anderen, würde es ihm gewiß niemals eingefallen sein, so zu handeln. Dann dächte er wie die Anderen alle und wies jeden verächtlich von der Schwelle, der sich etwas verzeihen lassen mußte. Nein, aus dieser Verwirrung und Verkennung wollte er sein Glück sich nicht ersprießen lassen. Das konnte zu nichts Gutem führen. Er wollte ihr sagen, daß sie ihn mißverstanden, und wollte weiter verzichten und seine Einsamkeit wieder auf sich nehmen.

Er ging zum Schreibtisch und ergriff die Feder. Aber er warf sie wieder hin, während seine Augen aufleuchteten.

Das war wieder falsch, ganz falsch, dieses, was er sich nun anthun wollte. Gewiß und wahrhaftig,

er hatte keinen erbitterteren Feind, als sich selbst. Wenn nur der Schatten eines Glückes sich blicken ließ, gleich sann er auch darauf, ihn zu verschrecken.

Drehte sich denn hier alles um diesen Schrader? Adele liebte ihn doch! Man liebt doch einen Menschen nicht um einer einzigen That willen! Sie liebte doch ihn selbst, sein Wesen, seine Person!

Blieb nur die schmerzende, räthelhafte Frage: hätte sie ihm sich zugeneigt auch ohne diesen Schrader'schen Zwischenfall?

Rönninger stampfte ungeduldig auf. So ließ sich nicht rechnen. Das Leben ist doch nun einmal eine Kette von Zufällen. Nimmt man den einen oder den anderen heraus, die ganze Folgewirkung gestaltet sich neu. Wie konnte er derartiges ausdenken? So ließ sich keiner Sache beikommen. So kam er nicht zu Rande.

Die Schrader'sche Sache war geschehen. Als er sie unternahm, dachte er mit keinem Gedanken daran, daß ihre Folgen derartige sein könnten. Also er selber hatte diesen Lauf der Dinge nicht bezweckt. Daß sie ihn nahmen, was konnte er dafür? Mit beglücktem Staunen hatte er das erlebt. Warum sollte er nun seine Arme nicht weit ausbreiten, um dieses zu empfangen, das eine gnädige Schicksalswendung ihm bescherte?

Ward denn nicht alles, alles, was Menschen jehnsüchtig erharren, alles, was Glück heißt in der Welt, auf solche Weise erreicht und errungen?

Ist es denn nicht der Begriff des Glückes, daß zu allem Streben und Ringen dies Unberechenbare, Räthelhafte sich hinzugesellt, ohne daß es kein volles Gelingen giebt?

Blieb nur das Eine. Wenn er sich diese günstige Verkettung zu Nuße machte, und von ihr sich seine Braut bejcheren ließ, ob sie nicht später, wann sie den wahren Sachverhalt erführe, sich als betrogen ansehen und ihn der Unaufrichtigkeit zeihen würde. Sein ganzer Stolz empörte sich. Er wollte sie nicht fangen. Von günstigen Zufällen wollt' er sie sich nicht erobern lassen. Wahrheit und Aufrichtigkeit vor allem! Sie mußte alles wissen, sofort, auf der Stelle. Alles, wie es kam und wie es war, wollte er ihr mittheilen. Hieß das aber nicht, sein Glück mit einem einzigen Streiche zu Boden schlagen? Denn, daß diese vermeintliche Adelssthat sie so hinriß, das kündete doch nur, daß sie vor allem da liebte, wo sie bewundern durfte. Der Gegenstand ihrer Liebe sollte sie über sich selbst emporheben. Würde sie ihm bleiben, wenn es sich herausstellte, daß sie statt zu vergölkern, vergeben mußte, daß statt eines Gottes ein Schuldiger ihrer harrte?

Es war ja vorbei, es war ja alles aus und vorbei, wenn sie das erkannte.

Also was thun? Was thun?

Eins stand fest! Und wenn alles brach, sie sollte die Wahrheit hören, die reine, blanke Wahrheit. Wußte sie die, dann — — — er stoßte in seinen

Gedanken, er griff an seine Stirn, wie ein Rausch kam es über ihn, seine Augen weiteten sich groß, er atmete tief, ein heller Glanz lag auf seinen Zügen. Dann, wann sie die Wahrheit erfahren, was dann geschah, geschehen mußte, er sah es ja, er sah es ja klar vor seinen Augen. Sie würde vergeben müssen — müssen, dies ergab sich ja doch aus ihrem eigenen Verhalten. Dieses, das sie an ihm selbst so hingerrissen, dem sie zugejauchzt aus ganzer Seele, das sie das Schönste und Herrlichste nannte, was sie je gesehen, das sie mit den heißesten Worten der Begeisterung begrüßt und gepriesen, sie mußte es nun selber thun, sie mußte, sie wird, denn so treu muß jeder doch sich selber bleiben. Und was sie einem Fremden und Gleichgiltigen gegenüber für edel hielt, das wird sie selber doch dem nicht verweigern wollen, den sie liebte. —

Mit großen Schritten ging er in seinem Zimmer auf und nieder. Jauchzen hätte er mögen, laut aufjubeln. Centnerlast fiel von seiner Seele. Er fühlte sich so frei und leicht. Er eilte an das Fenster, er spähte hinüber. Nichts rührte sich dort, alles verhängt und verschlossen. Wenn er sie nur erreichen könnte, jetzt auf der Stelle. Er mußte sich das von der Seele schaffen. Er mußte dieses hinter sich haben. Es eilte und drängte. Nicht eher konnte er Ruhe finden, eh' dieses Letzte nicht geschehen und überstanden war, dann erst, dann besaß er sie, dann war sie sein, und sie sollte es verspüren, welche Schätze von Hingebung und Treue

in ihm brach gelegen, wie er dürstete, aufzugehen in dem Bestreben, sie zu beglücken, wie er nichts — nichts in der Welt wünschen und verfolgen wollte, als ihr Wohlgefallen, ihren Dank und ihre Liebe.

Mit ängstlichen Augen blickte er zwischen diesen vier Wänden umher. Das Zimmer bedrückte und beengte ihn in seiner Unruhe. Es lag in seinen Nerven, daß er die Erregungen seines Gemüthes immer spazieren führen mußte, um sie einigermaßen sich kühlen zu lassen.

Gegen Mittag heimkehrend fand er einen Rohrpostbrief von Adele, der nur die folgenden Worte enthielt: „Geliebter, ich muß Dich heute sprechen. Ich komme um fünf Uhr aus dem Hause Lügow-Ufer 11. Ich hoffe Dich vor Nr. 13 zu finden. Ewig Deine Adele“.

Gott sei Dank, nun würde sich's entscheiden.

Sie trafen sich pünktlich am bezeichneten Ort. Adele strahlte vor Glückseligkeit. Wie sie auf ihn zustürmte in ihrer lachenden Freude, breitete er seine Arme weit. Sie lächelte und schüttelte den Kopf.

„Hier ist doch kein Tiergarten, sagte sie. Wenn es auch dunkel ist, eine Courage bleibt die Sache schon an sich“.

Sie blickte scheu umher.

„Ich danke Dir für Deinen lieben Brief“, sagte Rönninger. Adele sah ihn betroffen an.

„Sag' mir lieber gleich was Dir daran nicht gefallen hat“, versetzte sie.

„Aber wie kommst Du darauf?“ fragte er bestürzt.

„Du hast das nicht gesagt, als hättest Du Dich wirklich mit dem Briefe gefreut. Ueberhaupt, Liebster, was ist Dir?“

„Mir?“ —

„Ja, Du freust Dich ja heute gar nicht mit mir!“

„Wie schlecht Du siehst, wie schlecht! sagte er mit bebender Stimme und schimmernden Augen. Ich habe Dich so lieb, daß ich, wenn Du endlich bei mir bist, gleich die ganze Dede vorahne, die mir zurückbleibt, wenn Du dann wieder gehst“.

„Der reine Eulenspiegel, sagte sie, aber dies hat mir schon eher gefallen, dies Letztere. Sag mir's, Friß, sag mir's immerwährend, immer von neuem — dieses.“ Sie drückte seine Hand während sie den dunklen Weg am Kanal entlang gingen.

„Gieb mir Deinen Arm, sagte Adele, hier fürchte ich mich nicht.“

Sie gingen schweigend eine Weile. Unter einer Laterne neigte er sich und starrte sie an. Es war als wollte er sich ihre Züge für alle Zeiten tief in die Seele prägen.

„Was denn?“ fragte sie.

„Ja — ja — stammelte er, mein — mein — mein Mädchen . . .“

Sie blieb stehen. Wieder lag dieser Glanz auf ihr.

„Also, Fritz, ich — ich — kann mich fest darauf verlassen, sagte sie zögernd und leise, fest darauf verlassen . . . daß Du mich ein bißchen lieb hast?“

Er antwortete nicht. Nach einer ganzen Weile erst sagte er: „Einen — einen Mund hast Du — wie — wie ein Stück Feuer.“

Er küßte sie.

„Um Gotteswillen, sagte sie rasch, da kommt jemand!“

„Es ist traurig,“ sagte er dumpf.

„Was? Was ist traurig?“

„Diese obdachlose Liebe. Im warmen Zimmer möcht ich bei Dir sitzen.“

„Gerade dies hier, Fritz, ist so entzückend. Diese Heimlichkeit, das ist ja das Süßeste dabei. Diese Angst, diese Sorgen. Später, wann wir's erst nicht mehr geheim halten, dann wird's ja wieder ganz anders. Aber das hier, das muß auch sein, das giebt ja die schönsten Erinnerungen!“

„Soll das lange sein?“ fragte er gespannt.

„Noch ein bißchen, nur noch ein bißchen, sagte sie rasch. Ich bin ja noch so jung.“

„Aber ich nicht,“ murmelte er dumpf.

„Du ungezogener Fritz! Sie schlug ihm auf die Hand. Was heißt das überhaupt, jung sein? Das geht doch nicht danach, wieviele Jahre man gelebt hat! Nein, wie man gelebt hat. Darauf kommt's an! Ich finde Dich z. B. in Deinem Wesen jünger

als Willy. Und Willy ist kaum dreiundzwanzig. Aber so blasiert, so mit allem durch! Gegen den bist Du ein Füngling. Daß Du überhaupt noch auf ein so kleines Mädel wie mich hereinfallen kannst, ist das nicht schon Jugend? Und das hier erst, daß Du so still und einsilbig neben mir hergehst, während doch Wochen nicht ausreichen würden für alles das, was Du mir sagen möchtest, was Du mir zu sagen hast, was Du mir sagst, wenn ich nicht dabei bin, das ist ja so jung, so jungenmässig . . .“

„Ja, sagte Rönninger und richtete seine Augen in düsterer Entschlossenheit in die Ferne, ja, ich habe Dir viel zu sagen.“

„Also, rief sie triumphierend, siehst Du wohl! Uebrigens, wie alt bist Du denn eigentlich?“

„Kate mal; aber ohne Schmeichelei, grade wie Du's denkst.“

„Du bist doch kein sitzengebliebenes Mädchen, Fritz! Du bist — — äh — — achtunddreißig.“

„Einundvierzig, Dele . . .“

„Donnerwetter!“ — Sie war doch recht betroffen.

„Dein Vater könnte ich sein, Mädchen!“ . .

„Warum nicht gar Großvater!“

„Na das ist einfach zu rechnen, Dele . . .“

„Ruhig, Herr Rönninger, der Punkt ist erledigt. Mir bist Du jung genug. Und daß Du nie — nie älter wirst — hörst Du! Du verstehst mich doch! Und dann — Deinen Namen, weißt Du, den liebe ich so sehr. Rönninger — fein klingt das! Frau

Adele Rönninger — garnicht übel. Wo kommst Du eigentlich her, Fritz? Stückweise muß man das alles erfragen.“

„Aus Heidelberg.“

„Entzückend! . . . Da waren wir vor zwei Jahren. Leben Deine Eltern noch?“

„Seit meinem fünften Jahr war ich Waise.“

„Schrecklich. — — Und dann — weißt Du — Die Druckerei will ich auch sehen, später — wenn — — Was wir für Unsinn reden. Da ist schon die Cornelius-Brücke. Du mußt nun umkehren. Vor lauter Hast und Unruhe kommt man nicht dazu, das Wichtige zu sagen. Aber das ist gerade schön — gerade! Und — und dann — das hier: Weißt Du, seit gestern komme ich mir ganz verändert vor. Wenn ich mit Bekannten spreche, oder wenn auf der Straße mich Einer anguckt, dann geht mir das durch den Kopf: na — wenn Ihr wüßtet! Eben z. B. bei Madame Rivière — da oben — bei meiner Französin, — ich habe ihr meine Weihnachtshandarbeit gebracht, und da sitzen wir nun und plaudern. Ich sehe ab und zu nach der großen Standuhr in der Ecke. Zehn Minuten vor fünf. Schön . . . La glace — les pâtineurs — le nouveau lac — le cousin Willy — la mort de Monsieur de Bulow — les „Bajazzi“ — — — schön. Fünf Minuten vor Fünf.“

„Encore une autre tasse de café?“

Was die sich denkt — autre tasse de café!“  
Jawohl! Wo er noch so fochend heiß dazu ist!  
Wär gerade noch Zeit! Wenn die wüßte! Unten  
vor Nummer 13 wartet Einer. Ich überseze es in  
Gedanken mutwillig in ein Französisch, vor dem  
Madame sich die Haare raufen würde. Mon Fré-  
déric attend là-bas. Das wird zu einem Refrain  
— attend là-bas, ich singe es in Gedanken. Nach  
der Marseillaise singe ich es. Mon Fré / déric /  
attend / là-bas. Und Madame dahlt immer weiter.  
Wie ein Mühlrad geht das bei ihr; Monsieur  
Mascagni — les anarchistes — le prince de  
Bismarck . . . .

„Zwei Minuten vor fünf. Ich springe auf.

„Madame — sage ich, j'ai l'honneur et de  
l'autre côté, quant-à Monsieur Ahlwardt — ich  
muß nu wech! . . .

Sie ist starr. „Vous êtes Berlinoise?“ fragt  
sie erstaunt.

„Wat dachten Sie denn?“ sag' ich. Sie starrt  
mich an, als wäre ich verrückt geworden. Aber nicht  
lange, denn in der nächsten Minute stürz' ich raus.  
Ha — ha — ha — und nebenan vor Nummer 13  
— mon ange céleste!“ . . .

Sie lachte glücklich und schnappte nach Luft  
nach diesem atemlosen Sprechen.

Er sog es ein, dieses kindische Geplauder, wie  
eine besänftigende, bestrickende Musik. Er ließ es  
weitertönen in seiner Seele, während er da den

schweren Kampf ausfocht. Sollte er es ihr nun sagen, oder nicht? Nun, da sie so sorglos auflachte, entschied er es. Heute nicht. Heute war Weihnachten, Feiertag, Friede. Heute sollte sie in ihrer Seligkeit bleiben und diesen lichten Glanz mit heimnehmen.

„Da ist die Brücke, sagte sie, na heute sind wir recht toll gewesen. — Wann?“ . . .

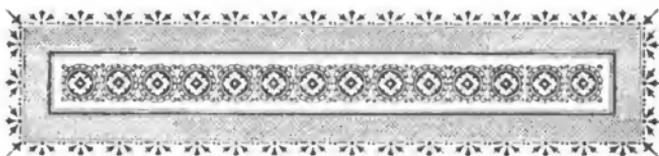
„Morgen um halb elf — am Bootshaus“ sagte Rönninger.

„Ja, aber pünktlich. Und da — da sollst Du denn auch mal reden.“

Er richtete sich hoch auf. „Das will ich,“ sagte er.

Ein inniger Kuß. Sie eilte fort.

---



## XI.

Rönningers Zuversicht war mehr und mehr geschwunden. Je näher ihm die Stunde rückte, desto dumpfer und schwerer ward ihm zu Mute. Zweimal hatten seine Gedanken ihn bei seinem letzten Zusammensein mit Adelen zu drohenden düsteren Andeutungen hingerissen. Adele hatte sie überhört. Sie war zu sehr von ihrer eigenen Glücksempfindung eingenommen.

Rönninger hatte eine schlaflose Nacht verbracht und stand nun unter diesem schneeschweren, bleigrauen Himmel am Bootshause und erwartete sie.

Es war Thauwetter eingetreten. Schwarz, in stumpfer Feuchtigkeit standen die Bäume. Es tropfte hell von allen Zweigen. Durch die Räume ging dieselbe Stimmung wie an jenem Tage, da Rönninger zum ersten Male mit Adelen diese Wege gegangen war und da sie im Bösen von einander schieden.

Als eine düstere Vorbedeutung nahm er es hin. Die sonnigen Frosttage mit ihrem blauen Himmel, die dieses nun wieder verstummte Revier mit so fröhlichem Leben erfüllt hatten, waren heute Traumerinnerungen.

Rönninger zuckte zusammen. Dort kam sie, mit raschen Schritten kam sie heran. Sie eilte auf ihn zu. Zwei Schritt von ihm entfernt, blieb sie wie angewurzelt stehen. Mit angsterfüllten Augen starrte sie ihn an. „Um Gotteswillen! Wie siehst Du aus!“

Er lächelte schmerzlich.

„Ich habe seit gestern nicht eine Minute geschlafen.“

„Bist Du krank?“

Er schüttelte den Kopf.

„Komm, sagte er, Du sollst es nun entscheiden.“

„Was? Was soll ich entscheiden?“ Eine unsägliche Angst klang aus ihren Worten.

„Hör zu, sagte Rönninger. Vor zweiundzwanzig Jahren war ich ein neunzehnjähriger Student. Ich studierte Medizin in Heidelberg. Ich war Waise; meine Eltern hatten ein knappes Vermögen hinterlassen, das für meine Ausbildung gerade hinreichen sollte. Ein Bruder meines seligen Vaters war mein Vormund. Blutzug, eben dem Zwange der Schule entronnen, stürzte ich mich mit meinen Kameraden kopfüber in den Strudel der studentischen Tollheiten. Meine Freunde waren, wie ich, jung, leichtsinnig, wild — bloß vermögender. Ich geriet in Verlegen-

heiten. Mit meinem Vormund, der unredlich war und mich betrog, hatt' ich mich heftig verfeindet. So versagte er jegliche Hilfe. Ich kam in die ärgste Bedrängnis. Ich vertraute mich einem meiner Gefährten an. Dieser ließ mir auf Ehrenwort hundert Thaler, die er sich auf demselben Wege anderweit beschaffte. Ich tilgte so das Dringendste. Als der Zahltag heranrückte, entdeckte ich mich meinem Vormund. Ich schrieb ihm von meiner Ehrenschuld. Er glaubte nicht an sie, oder war froh, im Hinblick auf unser Zerwürfniß mir etwas Gehöriges einzubrocken, — kurz — er antwortete mir höhrend und abweisend. Ich lud meinen Revolver“. —

Er hielt ein. Tonlos, abgerissen, die Worte wie unter Qualen hervorstößend, hatte er gesprochen. Er lüftete seinen Hut, als brenne ihm der Kopf. Schweiß stand auf seiner Stirn. Nun aber atmete er tief auf, mit volltönender, erhobener Stimme fuhr er fort.

„Ghe ich weiter sage, was nun geschah, will ich daran erinnern, daß ich in diesen zweiundzwanzig Jahren schwer arbeitend mir eine angesehenene Stellung errang. Rein stehe ich da, unantastbar. Man frage in der Welt nach mir. Man frage nur nach Fritz Könniger“.

Das Haupt sank ihm herab. Er rang nach Luft. Er ballte die Fäuste, gedämpft, wie aus gewürgter Kehle, sprach er nun weiter.

„Am Vorabend des Verfalltages saß ich am

Biertisch. Ich starrte ins Blaue. Ab und zu griff ich nach meiner Brusttasche. Ich fühlte nach der Waffe. Ich trank und trank, mich zu betäuben. Meine Freunde kamen. Sie setzten sich an meinen Tisch. Unter ihnen, blaß wie ich, der, der mir das Geld verschafft hatte. Er winkte mir. Ich trat mit ihm beiseite. „Nun, flüsterte er, morgen“. — Ich nickte. „Gut sagte er, um neun sei bei mir; Du weißt, ich habe mein Ehrenwort gegeben“. Du auch?“ sagte ich bewusstlos lächelnd. „Du weißt es doch!“ brauste er auf. „Ja, ja“, stammelte ich. „Hast Du das Geld schon?“ fragte er. Ich nickte. „Gieb mir's gleich!“ Er zitterte. „Ist Dir mein Ehrenwort zu wenig?“ fragte ich. Er schüttelte hastig den Kopf. „Nein, jagte er, nein, wahrhaftig. Aber ich möchte — ich möchte wieder einmal nachts schlafen“.

Das Zimmer drehte sich mit mir im Kreise. Verzweifelt sah er mich an. Die Thränen standen in seinen Augen.

„Gut, sagte ich, warte, ich hol's“.

Ich wankte hinaus. Nach einer halben Stunde kam ich wieder. Mit zitternder Hand reichte ich ihm einen Wechsel, von meinem Onkel acceptiert. Er griff danach mit beiden Händen. „Gott sei Dank!“ hauchte er. — Ich ging. Ich — — — ging. Ich warf meine Waffe in den Graben. Ich nahm meine Schuld auf mich. Im Gefängnis büßte ich meinen Jugendstreich — diese Fälschung“. — —

Seine Augen quollen hervor, er starrte auf Adelen, als hinge sein Leben davon ab, daß er nur jeden Zug ihres Gesichts jetzt im Auge behielt. Als er das Wort Gefängniß heraus hatte, ging ein Zucken, wie von einem elektrischen Schläge, durch Adelen's Körper. Zwei schwere, große Thränen glitten langsam über ihre aschfahlen Wangen. Ihre Lippen waren wie im Krampfe geschlossen. Keinen Laut brachte sie heraus. Sie blieb stehen. Es war, als atmete sie nicht. Dann, mit einem Ruck sich losreißend von dieser Stelle, an die sie angewurzelt schien, wandte sie sich und ging langsam und stumm davon. —

Mit weit aufgerissenen Augen, mit offenem Munde starrte ihr Könninger nach, als fasse er es nicht. Dann stürzte er zu ihr hin. „Adele!“ schrie er verzweiflungsvoll. Ohne sich umzusehen, schüttelte sie stumm den Kopf und ging.

Noch einen Moment starrte er mit verzerrten Zügen zu Boden, dann lachte er gellend auf. Hahaha! Er erschrak vor sich selbst. Wieder stierte er hin nach jenem Fleck, da sie eben noch gestanden. Er starrte ihr nach, wie sie eben den Reitweg überschritt und schüttelte den Kopf.

Nein — nein — das war ja, das war ja unmöglich! Solch ein Ende konnte doch das nicht nehmen! Sie war — sie war bestürzt, überrascht, auf den Tod erschreckt. Sie brauchte Zeit, eine Stunde, einen Tag, das zu überdenken und zurück=

zukehren zu ihm. Natürlich — natürlich, — er mußte warten, ihr Zeit lassen . . . . Gesenkten Hauptes ging er heim. Er setzte sich in den hintersten Winkel seines Arbeitszimmers und wartete. Er zuckte zusammen, sobald etwas auf dem Flur, auf der Treppe sich rührte. Jeden Moment sah er in Gedanken die Thür sich öffnen und Frau Heim mit einem Briefe eintreten. So saß er zwei bange Stunden. Dann litt es ihn nicht länger. Er stürmte ohne Mantel fort. Er lief durch diese schweigenden Straßen, er umschlich das Taubert'sche Haus wieder und wieder. Eben passierte er wiederum den Eingang desselben, da öffnete sich die Thür, und Adele trat heraus. Sie erblickte ihn sofort. Mit großen Augen starrten sie sich an. Ihre Lider waren rot vom Weinen. Und während Rönninger mit klopfendem Herzen wartete, daß sie nun von da oben herunterstieg und ihm beide Hände entgegenstreckte, trat sie, sich blitzschnell umwendend in das Haus zurück und warf die Thür hinter sich ins Schloß. —

Einen Moment stand Rönninger regungslos, dann lachte er wieder gellend auf.

Fort war sie. — Ihre Begeisterung, ihr glühendes Entzücken, ihre Sympathie für verstößene Beurtheilte — wo waren sie nun? Und ihre Liebe gar! Diese große Leidenschaft, die so klingende Worte brauchte? Er lachte nur. Aus seiner Tasche, mit hastigen Fingern, zerrte er den Brief heraus, den sie

L a n d, Richterin.

ihm gestern erst geschrieben. Wo denn — wo war es denn — dieses, das davon handelte, wie er einem armen Verurteilten gegenüber sich verhalten? Wo denn? — Wo war es denn — — da — da . . . Wie war es über sie gekommen? — Wie eine Erlösung — haha!

Nichts Größeres und Herrlicheres hatte sie erlebt — haha! Ich möchte sein wie Du, so denken, so thun — ha ha ha! Komödie — Komödie hatte sie mit ihm gespielt. Und nun — im Ernstfalle, hatte sie sich corrigiert — präzise und prompt. Das war alles.

Sie hatten beide einen kleinen Posierabendscherz aufgeführt mit all' dem Kram, der dazu gehörte. Sie war ja doch noch ein halbes Kind, und so that sie's nicht anders. Mit dem gesamten Requisit mußte es sein. Edelmut, Thränen, Sentimentalität, Anbetung, Heimlichkeit, Romantik, es war alles angewendet worden. Und rasch ging der Spaß auch. Das war das Beste dran. Und nun war es vorbei, und das war das Allerbeste.

Hahahaha! — und er hatte das alles mitgemacht! Er, ein alter abgebrühter Kerl, — er hatte die ganze Geselei mitgemimt, mit einem Ernste, der Geld wert gewesen, mit einer Backfischechtheit, als wäre er vorgestern sechzehn Jahre geworden. Lustig — lustig — lustig war das, — ein Vocksprung, wie er grotesker kaum zu denken war. Eine Biermimik im Gretchenstil. O Du gerechter Stroh=

fact, solch ein Kameel war er noch! Und wie er gebangt und gebebt hatte um dieses Gänsschen. Wie hatte er sich an ihren Küßfen berauscht! Grandios — grandios. Und wenn er genau hinsah und seine lärmende Lustigkeit in diesem Augenblick betrachtete, da jene dort für immer von ihm ging, — es blutete in ihm, es riß etwas, eine Vernichtung stieg in ihm auf, groß, gewaltig — ungeheuer. Dies war sein letztes Schicksal, nun kam das Nichts — die Leere, — das höhrende Lachen allein, — das blieb.

Und das war gut. An dies wollte er sich halten. Es war doch immer ein Programm. Denn nun kam das große Reinemachen. Nun die Fenster auf und die Thüren und hinaus und zum Teufel mit all dem Tugendkram, mit all dem blödsinnigen, nickenden Pagodenkrimskrams, den er sich da aufbaut. Die gute bürgerliche Wohlstandigkeit, diese verstaubte Strohpuppe mit dem wehleidigen Gesicht und dem Zehnmarkstück statt des Herzens, ihr den ersten Fußtritt, daß sie in einer Modervolke durch die Fenster fuhr. Das alte Uhrgestell, den alten Wackelkasten Pflicht, gleich hinterher, daß es nur so rauchte. Die hatten ausgespielt, die beiden, jetzt kamen neue Götter. Die alte Klapperbüchse Sparsamkeit, diesen Bettelkram, den beiden nachgeschmissen, füt — da flog sie und hinterdrein was sonst noch rumstand von Prinzipiengerümpel und Tugendboldtrödel. Man hatte ja gesehen wozu das taugte. All das Zeug, jahrzehntelang gewissenhaft gebraucht und angewendet,

war nicht imstande, einen dummen Zungenstreich vergessen zu machen. Raus denn, raus damit — in Teufels Namen!

Also gearbeitet wurde nicht mehr. Jetzt kam der große Fasching. Endlich — endlich ging's an das Vergnügen. Wie und wo? Das mußte man aushecken. Das wollte bedacht sein. Das ließ sich nicht aus dem Ärmel schütteln. In großen Umrissen vielleicht: Reisen, Weiber, — Weiber dreimal, Trinken, Spielen und was es sonst noch gab, womit ein unehrbarer, mittelalterlicher Hund wie er sein Geld zur Hölle jagen konnte. Ob er sich amüsiren würde? Möglich wohl. Das war ja aber garnicht mal die Hauptsache. Die Hauptsache war, diesem Pöbel draußen die Zähne zu zeigen, ihm ins Gesicht zu spucken; seiner läppiſchen Achtung oder Nichtachtung einen Fußtritt zu geben. Hierauf kam es an. Das war nun seine Aufgabe. Mit großen Schritten eilte er nachhause. Er schrieb zwei Briefe. Den einen adressierte er an Herrn Julius Löwenstein, den anderen an Fräulein Blanche Gaspard. Dann fuhr er in die Stadt, brachte vier Stunden in einem römischen Bade zu und speiste bei Uhl. Abends saß er in der Oper und nach derselben begab er sich in die Blumenſäle. —

Als Löwenstein sich am nächsten Morgen um elf bei Rönninger melden ließ, schlief dieser noch. Nach Verlauf einer halben Stunde jedoch, trat er, fertig angezogen, in das Arbeitszimmer.

„Mojen, Mojen,“ rief Löwenstein, Sie haben mich befohlen? „Entschuldigen Sie, daß ich Sie warten ließ; ich bin erst vor vier Stunden nachhause gekommen.“

„Soll das eine Entschuldigung sein?“ fragte Löwenstein lachend. „Nehmen Sie es, wofür Sie wollen. Und nun zeigen Sie mal was Sie können. Es handelt sich um — äh — ich will jetzt mein Geschäft verkaufen.“

„Was? rief Löwenstein. Warum mit einmal?“

„Ich will. Ich habe keine Lust mehr dazu. Ich mag nicht mehr. Die Sache muß aber rasch gehen. Hören Sie meine Bedingungen: Sie boten mir seiner Zeit namens des Consortiums eine Million Mark, wovon ich den vierten Teil in Aktien des Unternehmens bekommen sollte. Ich verlange statt dessen neunmalhunderttausend Mark in bar.“

Löwenstein wiegte bedenklich den Kopf. „Das, lieber Herr, das wird einen schlechten Eindruck machen daß sie lieber weniger nehmen und ihre eigenen Aktien reüssieren.“

„Ach was — Eindruck — ich will es so. Ich gedenke zu reisen, bald hier bald dort mich aufzuhalten. Kurz und gut, nur bares Geld.“

„Schön,“ jagte Löwenstein.

„Nun ist noch eine Bedingung.“

„Noch eine?“

„Der Contract muß morgen nachmittag um zwei unterzeichnet sein.“

„Was?“ schrie Löwenstein entsetzt.

„Ja. Uebermorgen reise ich. Ist der Contract bis morgen Nachmittag nicht unterschrieben, so halte ich mich an meine Offerte nicht mehr gebunden.“

Löwenstein sprang auf. Er hielt sich den Kopf mit beiden Händen:

„Aber — aber lieber Rönninger — das — ist ja eine blasse Unmöglichkeit!“

„Dann lassen Sie's eben. Es wird noch andre Leute geben“. — „Lieber Freund, so was müssen Sie nicht sagen. Was andere können, kann ich schon lange. Morgen Mittag, großer Gott, was soll ich denn da zuerst . . .“

„Sie sollen auch von meiner Seite zehntausend Mark Provision bekommen“.

„Von Ihrer Seite — zehntausend — schön — sehr schön“.

Er senkte tief auf, während er in unruhiger Ueberlegung über seinen kahlen Schädel strich.

„Haben Sie denn sonst, sagte er, haben Sie denn sonst keine Wünsche bei der Geschäftsübergabe?“

„Wüßte nicht“.

„Z. B. die Leute anlangend?“

Rönninger zuckte die Achseln.

„Das Konsortium wird gut thun, sagte er, den alten Stamm zu behalten. Und sonst . . . Er zuckte wieder die Achseln. „Na und Arendt, fragte Löwenstein, soll er nicht Direktor werden?“

„Ja, ja, sagte Rönninger gleichgültig, meinet-

wegen“. Löwenstein sah Rönninger starr an. Er traute seinen Ohren nicht. „Interessieren Sie sich denn garnicht mehr für Ihren alten Arendt?“

Rönninger lächelte bitter. Er schüttelte den Kopf. „Ich interessiere mich nur noch für Einen: Für Fritz Rönninger. Die andere Welt hat bei mir ausgespielt“.

„So — So so. Na, denn will ich mal losziehen“. „Ja. Ich erwarte Sie morgen. Sie holen mich spätestens um eins zur Unterschrift ab“.

„Gut, gut. Adieu.“

„Noch eins. Ich will auch mein Haus verkaufen. Sie haben es mir besorgt. Sehen Sie zu, daß Sie es loswerden. Ich will nichts dran verlieren. Aber rasch!“

„Auch bis morgen Nachmittag?“ fragte Löwenstein entsetzt.

Rönninger lächelte. „Das eilt nun weniger. Das können wir auch schriftlich machen“.

„Schön, schön! Löwenstein stürzte zur Thür. Was mache ich denn nu bloß zuerst!“

Es war am nächsten Mittag um zwölf, als Löwenstein sich wieder bei Rönninger melden ließ. „Nun?“ fragte dieser erwartungsvoll. Löwenstein warf sich erschöpft in einen Sessel.

„Töter wie tot bin ich. Aber die Sache ist in Ordnung. Hier ist die Abschrift des Notariatsvertrages. Direktor Hellmut von der Handels-

gesellschaft wird sogleich erscheinen, um Sie zur Unterschrift zum Notar zu begleiten“.

„Schön, sagte Rönninger, also neunmalhunderttausend bar“.

„So ist es. Was haben Sie denn da aufgebaut? fragte Löwenstein. Er wies zum Fenster, wo auf blendend weiß gedecktem Tische ein opulentes, kaltes Buffet aufgestellt war. „Das muß doch'n bißchen gefeiert werden, sagte Rönninger, indem er hastig den Verkaufskontrakt durchslog.

„Frédéric!“ rief eine weibliche Stimme nebenan.

„Manu?“ sagte Löwenstein erstaunt.

Rönninger las ruhig weiter.

„Friße!“ rief es drinnen.

„Mir scheint, man ruft Sie!“ sagte Löwenstein.

Rönninger legte das Aktenstück auf den Tisch und öffnete die Thür des Nebenzimmers.

„Komm, sagte er, und schrei nicht immer gleich!“

„Du sollst mich nicht so allein lassen!“ sagte Blanche hereintretend.

Löwenstein sah das kleine Persönchen, das in seinem schwarzsammetnen Kleide sich heut sehr blaß ausnahm, mit hochgezogenen Brauen und verwunderten Augen an.

„Da setz Dich!“ sagte Rönninger und rückte ihr einen Sessel hin.

„Stell mich vor, Flegel!“ sagte sie.

„Ja, auch ich bitte darum!“ rief Löwenstein.

„Macht doch nicht so viele Geschichten! brummte

Rönninger nervös. Herr Löwenstein — mein Finanzagent. Blanche Gaspard — mein Gassenjunge“.

Er steckte sofort die Nase wieder in die Akten.

„Friße, rief Blanche, ich hau Dir eine runter!“

„Alle Wetter, versetzte Löwenstein, ist das Ihr Reservatrecht, daß sie ihn hauen?“ Er rückte seinen Sessel näher und sah Blanche wohlgefällig an.

„Also sein Gassenjunge sind Sie. Sieh mal an“.

„Also sein Finanzagent sind Sie. Sieh mal an“.

Sie nahm ihre langgestielte Vornette vor die Augen und prüfte den Dicken von oben bis unten.

„Was ist denn das, Finanzagent? Pumpen Sie ihm?“

„Sehe ich so dumm aus?“ fragte Löwenstein.

„Na was ist denn das, Finanzagent?“

„Man kann es in Damengesellschaft nicht sagen, Fräulein“.

Blanche riß die Augen auf.

„Nanu, rief sie. Was kann denn das sein?“

Sie legte den Zeigefinger nachdenklich an das Näschen und betrachtete Löwenstein.

„Ach so, rief sie dann, jetzt weiß ich: das . . .“

Sie streckte ihren kleinen, lackblitzenden Schuh vor und wies mit ausgestrecktem Finger darauf hin.

„Ist es das?“ fragte sie.

Löwenstein sah das Füßchen eine Weile verliebt an, dann sagte er: „Also für den Schuster halten Sie mich!“

„Nein, rief sie. Sie verstehen mich nicht. — Sie machen es mit dem Meißer — nicht?“

„Was denn?“

Blanche wurde ungeduldig.

„Sie hält Sie für den Hünereaugendoctor,“ sagte Rönninger.

Löwenstein brüllte vor Lachen.

„Das ist mir denn doch noch nicht passiert!“  
pustete er.

Blanche streckte ihm voller Haß die Zunge raus.

„Aber Fräulein!“ rief er entsetzt.

„Weil Sie über mich lachen,“ sagte sie.

Dann ging sie zum Büffet, riß einem großen Hummer die Scheere ab und begann daran zu knabbern.

„Alles fein, sagte Rönninger, das Astenstück zu klappend, das haben Sie gut gemacht, Löwenstein, Ich bin mit Ihnen zufrieden. Und nun wollen wir zur Feier des Tages eine Monopol löffeln!“

„Hurrah!“ Blanche schwang triumphierend ihre Hummerscheere.

„Freu Du Dich doch nicht, sagte Rönninger, indem er schellte, Du kriegst doch nichts ab.“

„Wollen wir mal sehen!“ rief Blanche.

Frau Heim brachte die Flasche im Kühler. Rönninger goß ein. Er füllte drei Gläser.

„Auf das, was wir lieben!“ sagte Löwenstein.

Sie stießen an.

„Wollen Sie was essen?“ fragte Rönninger.

„Nein, danke, erwiderte Löwenstein. Wo denken Sie hin! Ich mit meinem Magen! Jetzt um die Zeit! Nicht dran zu denken!“

„Na denn wollen wir uns daran halten.“ Könninger goß wieder ein. Er stürzte das zweite Glas hinunter.

„Sie trinken das wie Wasser,“ sagte Löwenstein.

„Und Sie wie Lunte!“ versetzte Blanche, auf Löwensteins noch fast volles erstes Glas weisend.

„Ich bin nicht daran gewöhnt, liebes Fräulein!“

„Aber wir!“ erwiderte Blanche. Sie füllte Könningern und sich das dritte Glas.

Sie erhob das ihre.

„Meine Herren! rief sie. Bei meiner bevorstehenden Abreise nach der Riviera sage ich allen Bekannten und lieben Freunden Lebewohl!“

„Der Schwips ist fertig,“ bemerkte Löwenstein.

„Sie Afff! sagte Blanche. Schmeiß ihn raus, Friß! Wir brauchen keinen Finanzagenten!“

„Gassenjunge, betrag Dich anständig!“ mahnte Könninger.

„Schwips hat er gesagt! So'n frecher Kerl! Schwips — sehn Sie doch mal, Sie — Sie Finanzagent — is das 'n Schwips?“

Kerzengrade marschierte sie auf dem Teppich umher. „Ist das ein Schwips, hä?“

„Nein, jagte Löwenstein, alles was recht ist, — das sind zwei.“

„Schmeiß ihn raus! Schmeiß ihn raus, Fritz!“  
bettelte Blanche.

„Nachher, sagte Rönninger, nachher, wenn ich  
mein Geld habe. Puh — is mir warm!“ rief er  
an seinem Kragen zerrend.

„Aha!“ sagte Löwenstein.

„Du, das läßt Du Dir gefallen!“ rief Blanche.

Rönninger stand auf. „Heß' doch nicht immer-  
zu, sagte er, sich den rotglühenden Kopf mit dem  
Taschentuch fächelnd, gieb mir lieber 'n Ruß“.

Er legte seinen Arm um sie und zog sie an sich.

Frau Heim brachte eine Karte.

„Aha, Hellmut“, sagte Rönninger.

„Schön“, versetzte Löwenstein.

„Soll eintreten!“ rief Rönninger.

Ein eleganter, blonder Bierziger trat ein. Er  
verneigte sich an der Thür.

„Guten Morgen, Herr Direktor!“ Rönninger  
reichte dem Ankömmling die Hand.

„Tag A — Albert!“ stammelte Blanche. Sie  
klopfte dem Direktor vertraulich auf den Rücken.

„Manu! jagte dieser erstaunt, Du — äh — —  
Sie hier, Fräulein Else?“

„Ihr kennt Euch?“ fragte Rönninger.

„Schon lange!“ jagte Blanche.

„Na — ein Vierteljahr wollen wir sagen, Fräulein  
Else“.

„Blanche heißt sie doch!“ rief Rönninger.

„Für Dich, sagte das Mädchen. Merk' Dir das. Das ist Dein einziges Reservatrecht“.

„Brillant!“ schrie Löwenstein.

„Sie ist beschwipst! rief Rönninger. In vino veritas!“

„Laß doch Dein dummes Englisch!“ sagte Blanche. Das Zimmer dröhnte vor Lachen.

— Da öffnete sich die Thür, und Arendt trat ein. Er warf einen bestürzten Blick auf diese heiße, lachende Gesellschaft, auf das erhitzte Mädchen und auf den Chef, dessen Augen vom Sekt schimmerten.

„Suche — Arendt! rief Rönninger, das ist nett von Dir — Du alter Kerl!“ Er streckte dem Faktor beide Hände entgegen. Dieser wich zurück. Er warf einen ängstlichen Blick auf seinen Chef.

„Ent—schul—digen Sie, stotterte er. Ich habe dreimal geklopft. Man hörte mich nicht“.

„Unsinn! Unsinn! altes Haus. Mach nicht solche Umstände! Komm her, trink ein Glas Sekt!“

„Danke. Danke . . . Herr“ . . .

„Is mein Faktor, meine Herrschaften — — Löwenstein kennst Du ja, Direktor Hellmut — Blanche Gaspard.“

Blanche ging auf Arendt zu. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter. „Gieb mir'n Küßchen!“ sagte sie.

Alle lachten. Arendt wich zurück.

„Herr Rönninger, sagte er, ich habe gehört . . .“

„Ich will's Geschäft verkaufen. Hast recht ge-

hört, Alter. Komm, — das muß mit Sekt begossen werden! Das ist ein großer Tag heut . . .“

Er schwenkte sein Glas gegen Arendt. Diesem perlten die Thränen in den Augen. Er wurde ganz bleich. Mit zuckenden Lippen und geballten Fäusten stand er da. Noch einen Moment kämpfte er mit sich, dann sagte er:

„Ich beschwöre Sie — ich beschwöre Sie, ich als Ihr ältester, Ihr einziger Freund, ich als Ihr treuester, erprobter Diener — ich beschwöre Sie“ — — —

Blanche riß ein Glas vom Tisch.

„Trinken Sie! Trinken Sie, Herr Pastor!“ rief sie.

„Trinken Sie, Herr Pastor!“ schrie Rönninger.

Arendt schluckte. Die hellen Thränen liefen über sein welkes Gesicht.

„Aber Herr Pastor!“ rief Blanche. Rönninger riß sie beiseit. Wie plötzlich ernüchtert von diesen ehrwürdigen Thränen, klopfte er Arendt auf die Schulter.

„Lassen Sie's gut sein, sagte er düster, an mir ist nichts mehr zu retten“.

Da ging die Thür.

Frau Heim brachte eine Karte.

Rönninger warf einen Blick darauf.

„Was!“ schrie er. Er griff in sein Haar, er biß sich auf die Lippen, er schüttelte ratlos den Kopf.

„Eintreten,“ sagte er dumpf.

„Der Herr möchte sie allein sprechen.“

„Eintreten!“, donnerte Rönninger und stampfte mit dem Fuß.

Frau Heim ging. Ein Offizier trat ein. Es war Willy Taubert. Er verneigte sich an der Thür, trat dann auf Rönninger zu und sagte: Würden Sie mir eine kurze Unterredung unter vier Augen gestatten?“

„Nein, erwiderte Rönninger. Dies sind meine Freunde. Was wünschen Sie?“

Willy wurde blaß. Er biß sich auf die Lippen. Einen Moment besann er sich. Dann jagte er sich hoch aufrichtend: „Ich habe den Auftrag, mir von Ihnen zwei Briefe auszubitten“.

Es ging wie ein Messerschnitt durch Rönningers Züge. „Mit welcher Legitimation?“ fragte er barsch. „Mit der Ihnen bekannten“, sagte der Lieutenant. Rönninger starrte einen Moment zu Boden. Die ganze Gesellschaft blickte gespannt auf diese Scene.

Rönninger riß seinen Rock auf und griff in dessen innere Tasche. Er übergab dem Offizier die Briefe. Dieser verneigte sich stumm und ging.

Als die Thür sich hinter ihm geschlossen, sank Rönninger auf einen Stuhl. Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. . . .

---



## XII.

In tiefer Trauer war Adele von Rönninger gegangen. In dem Moment, da er ihr sein Geständnis machte, empfand sie es, es war aus; das ganze glänzende Glück, das sie so tief beseligt hatte, war zerbrochen, und diesem flossen ihre Thränen.

Aber diese weiche Trauer blieb ihr nicht. Es mischten sich neue und bittere Erwägungen in diesen Verlust, und von ihnen erlitt diese junge Seele nun ihre schwersten Verwüstungen.

Man kann seine Liebe durch Tod und Verderben verlieren, durch Schicksalspruch seines Glückes jäh verlustig werden, in Schmerz und Jammer sich aufbäumen, dem entrückten Wesen in Sehnsucht nachträumen, — die Trauer wird zu einer Schönheit werden, diese bittere Verlustempfindung zu einer Andacht, das Bild des Verlorenen zum Idol, von der mildernden Zeit mit Licht umgossen, die liebste und traueste Zuflucht erinnernder Gedanken. So kann man! seine Trauer lieb gewinnen, kann sie zur Auf-

richtung und Läuterung nützen und sie zu einem werten Besitz sich wandeln sehen.

Dies war Adelen verjagt. Sie empfand es nicht, als sei ihr durch Schicksalsfügung ihr Liebstes aus den Armen gerissen, nein, sie hatte sich von einem Niedrigen und Unwerten umgarnen lassen. Er hatte sie hintergangen. In der Maske eines Erlösers war er ihr genahet und nun stellte es sich heraus, daß seine Ehre befleckt war. Die ganze Großmuthskomödie hatte er in der niedrigsten Berechnung aufgeführt. Seinen vermeintlichen Edelmut warf er als Köder aus, um dann, als sie angebissen, sich selbst in diesem Beispiel loszusprechen und das Prinzip des Vergessens und Vergehens im eigenen Nutzen zu verkündigen. Und er hatte seine Neze richtig gestellt, und sie war ihm hineingegangen. Das ganze, reine Opfer ihrer ersten Liebe hatte sie ihm arglos dargebracht, sich ihm erschlossen bis zur letzten Falte ihres Herzens, ihm ihre Lippen geboten, Liebfosungen von ihm empfangen, von ihm, der unwert war auch nur der herkömmlichen bürgerlichen Achtung, die jeder Straßensieger für sich in Anspruch nahm.

Sie knirschte vor Empörung, wenn sie diese Demütigung bedachte, die ihr auferlegt worden. Das war nun der „Große und Herrliche“ dessen sie geharrt hatte, der Halbgott, der ihr die Welt ersetzen, in dessen weiter Seele sie Ersatz finden sollte für alles, was sie ihrer Liebe opferte, Beruf Streben und Hoffnungen. Dem listigen Werben eines Schwind-

lers war sie zum Opfer gefallen; an einen Sträfling hatte sie sich fortgeworfen.

Sie trocknete ihre Thränen, sie biß die Zähne aufeinander, nichts erfüllte sie, als ihr gebeugter Stolz, ihre erbitterte Empörung. Mit großen Schritten ging sie in ihrem Zimmer auf und ab. Dies mußte ohne Aufschub zu Ende gebracht werden, es wäre schon zu Ende, besäße er ihre beiden Briefe nicht. Diese galt es sofort zurückzufordern. In seinen Händen durften sie nicht bleiben, in seinen makelbehafteten Händen. Daß er die Briefe von selbst zurücksandte, dies ließ sich von ihm nicht erwarten. Also nun ohne Besinnen ein Ende gemacht. Tot ermattet sank sie einen Stuhl. Der Gedanke überfiel sie, wie selig sie an diesem Morgen diesen Raum verlassen und wie sie nun wiederkehrte, wie unfäglich elend.

Sie riß ihren Hut mit einer trozigen Geberde vom Kopf. Sie wollte sich nicht erweichen. Dies war die Sache nicht wert. Zu Ende bringen und vergessen, das war nun ihre Aufgabe.

Sie eilte zum Schreibtisch, riß ein Billet aus der Mappe und nahm die Feder. „Mein Herr!“ schrieb sie mit fliegender Hand. Sie starrte diese zwei Worte an. „Mein Herr“, flüsterte sie mit bebenden Lippen. Sie kostete die ganze kühle Abweisung dieser Anrede aus, und eine grenzenlose Verzweiflung ergriff sie. Sie drängte sie zurück. Sie raffte alle Kraft zusammen. Sie wollte stark

und mutig bleiben und diese Sache mit Verstand und Takt zu Ende führen.

Ja, war denn das aber verständig und taktvoll, was sie nun vorhatte? War es recht, diesen Brief zu schreiben? Wen sollte sie danach fragen? Mit wem sich darüber beraten? Mit ihrem Vater? Sie hatte ja alles vor ihm verheimlicht. Ihn nun befragen, das ging nicht an. Weshalb nicht? Einem Vater kann man sich doch anvertrauen. Sie konnte ihm doch alles gestehen, alles wie es gewesen, und daß nur die Süßigkeit des Geheimnisses sie dazu bestimmt, ihm alles zu verschweigen. Dies konnte sie ihm doch sagen.

Sofort fiel es ihr ein, wie ihr Vater über jene Handlung Könningers geurteilt hatte, von der sie selbst so tief ergriffen worden. Nein, er konnte sie nicht verstehen. Es würde ihre Qual nur verzehnfachen, wenn sie dies alles in breitem Hin- und Herreden erklären und erläutern müßte. Dies ging über ihre Kraft.

Die Mutter — — sie war leidend und mußte geschont werden.

War denn da niemand?

Geschwister hatte sie nicht. Eine Freundin — — zum ersten Mal im Leben vermißte sie eine solche. Sie hatte keine Freundin. Sie hatte niemandem, dem sie sich anvertrauen konnte. Wie kam das? Hierauf wußte sie keine Antwort. Von Kindheit an waren da immer nur oberflächliche Anschließungen

gewesen, zu einer hingebenden Vertraulichkeit war es nie gekommen. Verkehr — sie hatte eigentlich keinen. Den paar Häusern, in die sie kam, verbanden sie künstlerische Interessen. Die Cousinen, mit denen sie Umgang pflegte, waren älter als sie, verheiratet, und mit so ganz anderen, ihr fremden Gedanken erfüllt. Wie kam denn das nun, daß sie so entsetzlich einsam war und ohne den Trost einer Freundschaft bis heute geblieben?

Das Verlangen, sich anzuschließen, war in ihr wie in allen anderen. Und dennoch . . .

Seit ihrer Entwicklung war sie nur ihren Zielen nachgegangen, den Zielen ihrer Kunst. Alles, was sie an Umgang besaß, hing hiermit zusammen. Auf die Freundschaftsbedürfnisse ihrer Menschlichkeit hatte sie nie geachtet. Dies war es wohl, was Rönninger damals gesagt hatte, daß die Künstler einsam seien, daß es für sie eine Gefährtenhaft nicht gebe. Ja, dies war es. Es lag eben in ihr, es war in ihr, es war in sie gepflanzt, daß sie sich zur Künstlerhaft entwickelte, und alles in ihr formte sich zu diesem Ziele. Deshalb auch war sie allein. Deshalb auch konnten solche Dinge über sie kommen, wie diese. Ein anderes Mädchen wäre, dem Herkommen gemäß, in solche Lage nicht geraten. Eine andere, die mit der großen Menge dachte, hätte das garnicht erlebt. Sie hätte mit dem Vater über die Rönningersche „Adels-  
that“ gespottet und wäre dem allen entgangen. Ihre

freie Künstlerseele aber, die nach großen Erschütterungen dürstete, die in vulcanischem Gähren das Edle und Schöne mit wildem Ausbruch jauchzend grüßte, wo immer sie es traf, sie mußte von solchen Einwirkungen ihre Schicksale empfangen. So war das alles gekommen und so mußte es hingenommen und überwunden werden.

Nun lag der Weg offen und frei vor ihren Augen. Zur Künstlerin war sie geboren und sich zu hoher Kunst emporzurichten, dies war nun das einzige, das herrschende Ziel. Alles andere blieb diesem unterthan. Nie wieder wollte sie einen Abfall von ihren Vorsätzen erleben, wie diesen, den sie nun zu bereuen hatte. Sie wollte alles ertragen, Kämpfe, harte Arbeit, Einsamkeit, Neid, Unbefriedigtheit, alles dies, das jeder Künstlerschaft beschieden war, das wollte sie auf sich nehmen und streben, streben und schaffen mit allen Fibern. Die Kunst war das Höchste, der Ruhm das Glänzendste, was konnte sie verlieren, was opfern, das den Vergleich mit diesem ertrug? In solchem Sinne war dieses Erlebnis, das nun zu Ende kam, von gutem Nutzen. Es hatte sie für alle Zeit gelehrt, wo sie ihr Glück und ihre Befriedigung zu suchen hatte, und solche Belehrung war schon einer Erschütterung wert. Nun aber war sie geseit. Nicht rechts, nicht links blickend wollte sie nun vorwärts schreiten, dem Einem, dem Größten entgegen.

Also nun ein Ende, ein Ende mit diesem hier!

Wieder setzte sie die Feder an.

Nein — es ging nicht. Es war noch zu frisch in ihr, alles blutete noch, und da sollte sie nun in kühler Gelassenheit Worte der Convention aneinander reihen. Sie vermochte es nicht. Da fiel ihr Blick auf Willlys Bild, das vor dem Schreibtisch stand. Ein Gedanke durchzuckte sie. „Ja — er.“ Er sollte die Briefe herbeischaffen. An ihn wollte sie sich wenden. Sie wollte ihm sagen, daß sie an einen Unwürdigen geraten, an einen Sträfling sich verloren hatte.

Sie griff nach ihrem Herzen, es war wie ein spitzes Stechen, was sie dort empfand. Noch einmal richtete sich alles vor ihren Augen auf, dies alles, was sie erleben mußte in seiner ganzen Gräßlichkeit, dieser Schrecken, der ihr ein Glück, das sie an diesem Morgen noch besaß, so jäh zerschmetterte und von ihr zu verachten heißte, was sie noch diesen Morgen heiß geliebt und angebetet.

Ihre Augen richteten sich in stummer Dual gegen das Fenster, und suchten das jeine dadrüben, sie drückte beide Hände gegen die wogende Brust, sie kämpfte noch einen Augenblick, dann brach sie in jammerndes Weinen aus. — Sie legte sich zu Bett. Sie klagte über Schwäche. Den Arzt wollte sie nicht. Am nächsten Tage war sie matt und angegriffen. Sie lag auf dem Sofa und empfing Willly, der eine Einladung brachte.

Als sie einen Moment allein waren, sagte sie hastig:

„Willy, willst Du mir einen Gefallen thun?“

„Ja.“

„Gut. — Sie sann einen Moment nach. Das Beste an diesem Dienste, den Du mir erweisen sollst, ist, daß Du mich um nichts befragst und daß Du gegen Andere schweigst. Willst Du das?“

„Ich will.“

„Nun — — Könninger — Du weißt doch — unser Nachbar — er — er — er hat zwei Briefe von mir. Die muß ich wieder haben.“

Willy horchte hoch auf. Er öffnete die Lippen wie zu einer Frage; aber er drängte die Frage zurück. Einen Moment noch sah er kopfschüttelnd ins Leere, dann sagte er: „Soll ich Dir die Briefe zurückbringen.“

Adele schüttelte heftig den Kopf. „Nein, sagte sie, Du sollst sie ungelesen verbrennen.“

Sie sah ihn forschend an.

„Gut,“ sagte er.

„Und ich kann mich auf Dich verlassen? Fest verlassen?“

„Du hast mein Ehrenwort.“

„Und Du wirst hierüber schweigen und niemals nachforschen?“

„Du hast mein Ehrenwort.“

Sie drückte dem Vetter die Hand und sank tief aufsteufzend zurück.

Den ängstlichen Nachforschungen ihrer Eltern gegenüber führte sie ihre Verstimmung auf körper-

liche Abspannung zurück. Sie atmete auf, als sie hörte, daß Rönninger auf längere Zeit verreist sei. Nach Italien hieß es.

Das Wetter war milde, und da die Aerzte drängten, daß Frau Taubert ihre Teplitzer Kur nunmehr beginnen sollte, so verließ die Familie Taubert Berlin, und Adele erhoffte von dieser Orts- und Luftveränderung auch für ihre ermatteten Nerven und ihren gebeugten Mut Erfrischung und Stärkung.

In Teplitz lebte die Familie ganz für sich. Frau Tauberts Cur und Befinden war das einzige Interesse, dem man nachhing. Adele fand die erhoffte Beruhigung nicht. Ihre künstlerischen Uebungen waren ihr verleidet. Sie mußte sich mit Gewalt zu ihnen zwingen. Auch das Studium der Litteraturgeschichte, das sie nun im Selbstunterricht begann, war ihr in ihrem jetzigen Zustande Qual. Kaum hatte sie sich gewaltsam zu dieser oder jener Beschäftigung aufgerafft, so versank sie wieder in ihre Grübeleien und hing ihren häßlichen Erinnerungen nach. Ganz unheimlich war ihr das Eine, daß sie sich nicht darüber klar werden konnte, was sie eigentlich nun für Rönninger empfand. Dachte sie an ihr kurzes Liebesglück zurück, so war nur ein dumpfer, schmerzender Druck zu spüren, und richtete sie ihre Gedanken auf Rönninger selbst, so regte sich nichts als der Abscheu vor dem Betrüge, mit dem er sich an ihr vergangen. Ob das ganze heiße Gefühl, mit dem sie ihm angehangen, nun wie Kreideschrift von

einer Tafel, von ihrer Seele einfach fortgewischt war, ob es unter all' diesem Häßlichen und Widerwärtigen noch lebte, dies blieb ihr ein Räthsel. Auch hier meinte sie ihren Willen entscheiden lassen zu können und dieser verfügte jener ganzen Geschichte einen restlosen Schluß. Aber immer von neuem drängte sich dies alles gewaltsam in ihre Gedanken. Es war nicht so leicht, mit alledem fertig zu werden.

Dieses immer erneute Durchdenken ihres Erlebnisses machte sie nicht froher. Sie kam sich un-  
säglich gealtert vor. Eine tiefe Enttäuschtheit war in ihr. Sie hielt sich nun für abgefunden mit ihren Ansprüchen an persönliches Glück. Was sie nun noch erstrebte, das waren die Begehungen des künstlerischen Wollens in ihr. Als Weib, als liebe-  
erhoffendes Wesen glaubte sie sich abgepeist. Mit Ekel und Entsetzen hatte sie von ihrer ersten Liebe sich abgewandt, und an eine zweite und dritte glaubt man in ihren Jahren nicht. Kurz war dieser Früh-  
ling gewesen, kaum ein leises Nippen, ein flüchtiger Gruß und alles zerstob und zerrann. Das also sollte das Glück gewesen sein, dieses — dieses hastige Abschiednehmen?

Aber dieses alles würde sie abhütteln, wäre sie nur erst wieder bei ihrem Studium. Sie hatte bis dahin bei einem namhaften, ehemaligen Hofschaupieler Einzelunterricht genossen, ihre Ausnahme in ihres Lehrers Theaterakademie aber hatten die Eltern noch nicht gestatten wollen. In dringenden Vorstellungen,

durch unausgesetzte Bitten erlangte Adele nun diese Erlaubnis und so sollte sie denn endlich diese wichtigen Ensemblestudien nicht länger missen. Nun brannte sie vor Ungeduld, sich in diese neue Arbeit zu stürzen und in ihr Vergessen zu suchen.

Eins stand wie ein Gespenst vor ihr: diese Nachbarschaft mit Rönninger. Die Möglichkeit, ihn so oft zu sehen und ihm zu begegnen, erfüllte sie mit Entsetzen.

Aber auch dieses mußte ertragen werden. Das ganze Leben war ja ein einziges Widerstandleisten und Sichstärkerzeigen gegenüber all diesen Leiden und Qualen.

Frau Tauberts Kur nahm guten Verlauf, und die Stimmung in der Familie hob sich. Die Kranke konnte bereits ohne jegliche Beihilfe gehen. Je näher der Teplitzer Aufenthalt seinem Ende sich neigte, desto froher wurde Adele. Die Rückkehr zu ihrer Arbeit, dies war die Reise zu ihrer Genesung, dies war die Kur, von der sie Hilfe hoffte. Es war doch schön, etwas zu besitzen, zu dem man sich flüchten konnte vor allem Widrigen. Jetzt sollte dies ihre Zuflucht werden, jetzt klammerte sie sich an ihre Arbeit wie ein Geschickterter an eine Planke. — Es lag eine stille Verklärung auf ihr, als man nun, Ende Februar endlich heimkehrte. Ein neues Leben begann nun, und alles Gezeichnete lag in grauen, verschwimmenden Nebeln hinter ihr.

Ruhig fuhr sie eben, nach Berlin zurückgekehrt

an Könningers Besitztum vorbei. Das Haus war von einem Baugerüst umgeben. Da hielt der Wagen. Die Dienstmädchen öffneten den Schlag, ein lautes Begrüßen erhob sich.

„Was läßt denn der Könninger da hinten bauen?“ fragte Taubert.

„Herr Könninger, sagte das Hausmädchen, der ist ja weggezogen. Der hat ja das Haus verkauft.“

„Was!“ sagte Taubert.

„Ja, an einen General.“

Taubert schüttelte den Kopf.

Udele sprang leicht aus dem Wagen. Leuchtenden Blickes betrat sie das Haus.



### XIII.

Und nun ging Adele ans Werk. Ihre Aufnahme in die Akademie vollzog sich rasch. Sie staunte, welch ein weites Arbeitsfeld sich ihr erschloß. Alle Tage der Woche waren mit mehreren Unterrichtsstunden besetzt. Das Gebiet des zu Lernenden erstreckte sich über mannigfache Dinge. Da war Geschichte des Dramas, dramatischer Unterricht, Vortragschulung, Plastik, Mimik, Tanz, Ensemblespiel. Geschichte des Dramas lehrte ein Schriftsteller, der bei Kalidasa anfang und mit sich selber schloß; die anderen Disciplinen wurden von berufenen Künstlern gelehrt. Auch eine nicht geringe häusliche Arbeit wurde erfordert: die Ausarbeitung der gehörten Vorträge über Geschichte des Dramas, Vortragskunst und Mimik. Dazu kam ein notwendiger, sehr häufiger Besuch der Theater Vorstellungen. Neben alledem setzte Adele ihre Gesangs- und Klavierstudien fort. Das Italiensche aber gab sie nun auf. Sie bedurfte der Gesamtheit ihrer Kräfte zur Ueberwindung aller dieser Aufgaben, und es geschah, daß sie an manchen Abenden auf den Tod ermattet zur

Ruhe ging. Aber sie hatte den wunderthätigen Balsam rastloser Arbeit nicht unterschätzt. Sie war außer stande, zu sich selbst zu kommen, alle Eindrücke, unter denen sie gelitten, wurden zurückgedrängt und verloren ihre peinigende Macht.

Vor und nach den Unterrichtsstunden ergab sich ein lebhafter Verkehr der Studierenden untereinander. Es waren Damen und Herren, angehende junge Bühnenkünstler und Künstlerinnen, ein buntes Gemisch junger Menschen, die von hochfliegenden Plänen getragen, von Enttäuschungen bis dahin verschont, in der ganzen Munterkeit ihrer Jahre und in vorweggenommener Künstlerfreiheit miteinander minder gezwungen verkehrten. Adele hielt sich zurück. Es gab unter den Anderen Annäherungen genug. Adele blieb zuvorkommend aber kühl, und so hatte sie sich bald die Nachrede unerhörter Hochnäsigkeit zugezogen. Sie nahm es hin. Dieser Preis dünkte sie nicht zu hoch, wenn es ihr dafür erspart blieb, die Annäherungsversuche abzuwehren, die vonseiten verliebter und schwärmender Jünglinge rings um sie her geschahen, und den Vertrautheiten ein wenig abenteuernder Kolleginnen sich zu versagen.

So gingen die Wochen hin, und der Frühling kam heran.

In diesen Tagen war es, daß der etwas leichtlebige Heldenliebhaber, der den dramatischen Unterricht erteilte, gelegentlich desselben ein blondes Mädchen von siebzehn Jahren etwas hart anfuhr, weil es den

berühmten Julia-Monolog: „Hinab, Du flammenhufiges Gespann“ . . . in nordischer Kühle vorzutrag, als handle es sich um eine Konferenz mit der Schneiderin.

„Donnerwetter, Fräulein, jagte er, haben Sie denn gar kein Blut im Leibe! Es giebt was in der Welt, was man Leidenschaft nennt, und dies ist der Artikel, in dem die dramatische Kunst vor allem macht. Liebes Kind, die Taubenhaftigkeit thut es nicht. Wir wollen doch Menschen darstellen. Wir haben eine Bande zu kopieren, die durchaus nicht immer all right ist. Im Gegenteil! Haben Sie denn überhaupt 'ne Ahnung, was Leidenschaft ist? Lachen Sie nicht, Herr Hensel, daß Sie in diesem Punkte besser bestellt sind, weiß ich. Liebes Fräulein, sehen Sie mich nicht so empörend fromm an, sondern gehen Sie hin und erleben Sie was, dann werden Sie auch spielen können“.

Die Klasse brüllte vor Lachen; die Blonde setzte sich, wie mit Wasser begossen, auf ihren Platz. Adele aber lachte nicht. Ihr machten diese Worte tiefen Eindruck, und sie bedachte sie lange.

Also die Kunst erforderte es, daß man etwas erlebte. Das war klar. Wie konnte man Empfindungen und Leidenschaften wiedergeben, die man nie gehabt? Das war unmöglich. Wer also ein Künstler werden wollte, der mußte zusehen, daß er etwas erlebte, der mußte seine Seele weit aufstun allen diesen Stürmen und achten, wie das Herz unter

ihnen erbeute. Unausgesprochen lag das hier in der Atmosphäre der Akademie, darinnen ein freierer Verkehr der beiden Geschlechter statt hatte. Das lag auch in all den Klatschgeschichten, welche bei den vorhandenen vielfachen Wechselbeziehungen leicht und prompt ihren Weg von den Bühnen in die Akademie fanden. Es war eine geheime Parole unter all diesen Trabanten der Kunst, daß jeder hastete, etwas zu erleben, um mit der Echtheit der hierbei gewonnenen Empfindungen seine Kunstmittel zu stärken. Aus diesen Beobachtungen erwuchs Adelen neue Betrübnis.

Da hatte sie nun wieder einen herben Verzicht zu leisten. Ihr Erlebnis lag hinter ihr, es war flüchtig gewesen, hatte mit einem Mißton geendet und einen schmerzenden Stachel in ihrer Seele zurückgelassen. Es hatte sie vor der Zeit reif gemacht und sie mit Bitterkeit und Mißtrauen erfüllt. So stand sie unter diesem jungen Volke, das seine Blüte frei genoß und sich mit süßen Erinnerungen durch harmlose Liebesleien und kleine Romane versah, als eine vorzeitig Gealterte einsam und abgeschlossen, in sich gefehrt und freudenarm. Ihr Erlebnis hatte ihr mit rauher Hand den Schmelz von der Seele gestreift und ihre Jugendzeit verdüstert. Selbst wenn sie alles überwand und ein Vergessen breiten wollte über alles dies, wie ein Rainszeichen glaubte sie, sei's ihr an der Stirn geschrieben, und wo sie diesem Kreis der Fröhlichen

sich nahte, da verstummte das Lachen, da stockten die verliebten Neckereien, als hätte das Alter einen neidischen Wächter gesandt. So war sie um alles betrogen worden.

— Eben nahm Adele ihren Platz im zweiten Rang des Schauspielhauses ein. Die Angehörigen der Akademie erhielten diese Billets zeitweise kostenlos. Dadurch, daß die Akademieschüler bei einander saßen, wurde ein anregender und fruchtbarer Meinungs- austausch über das Geschehene unter ihnen bezweckt. Heut wurde Faust gegeben. Während Adele einen Blick auf den Zettel warf, fiel ihr Opernglas zur Erde. Ihr Nachbar bückte sich und hob es auf. Sie dankte höflich und warf einen flüchtigen Seiten- blick auf den jungen Mann. Er hatte etwas Künstlerhaftes, sein blasses Gesicht umrahmte üppiges, gelocktes blondes Haar. Ein feiner zarter Schnurr- bart schmückte seinen Mund. Sie mußte den Menschen schon gesehen haben, aber sie besann sich nicht, wo. Die Vorstellung begann, und Adele fühlte die Blicke ihres Nachbarn unausgesetzt auf sich gerichtet. Es genierte sie, und als einen Schutz gegen seine Augen hielt sie fortwährend das Glas vor die ihrigen. So gingen einige Scenen hin. In der Pause kam ein Kollege von der Akademie namens Bornstädt heran und begrüßte den Blonden herzlich. Sie duzten sich. Bornstädt wandte sich dann zu Adelen und bot ihr guten Abend. „Ich sitze heute im Parkett, sagte er mit eigentümlichem Lächeln. Ich

habe meinen Platz mit meinem Freunde getauscht. Was jagen Sie zu Matkowsky?“ Sie wechselten einige Worte über diesen Künstler.

Plötzlich wandte sich Bornstädt um und sagte hastig:

„Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, mein Freund, der Schriftsteller Gerhart Holm — Fräulein Taubert, meine Kollegin“.

Der fremde junge Mann war von seinem Sitze aufgeschrenkt und verbeugte sich tief, während Adele leicht den Kopf neigte.

„Von Ansehen, gnädiges Fräulein, sagte Holm, habe ich schon lange die Ehre, Sie zu kennen“.

Adele sah ihn erstaunt an.

„Besinnen Sie sich nicht?“ fragte er.

„Ich muß zugeben, sagte Adele, daß auch Sie mir bekannt vorkommen, aber ich kann mich durchaus nicht besinnen, wo . . .“

„Viermal, sagte Holm, viermal in der Woche, Montag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag habe ich das hohe Vergnügen, Ihnen kurz vor neun Uhr morgens auf der Potsdamerstraße zu begegnen.“

„Richtig, sagte Adele lächelnd, wenn ich zur Akademie gehe.“

„Ich treffe Sie gewöhnlich kurz vor der Potsdamer-Brücke, wenn Sie vom Canal über den Damm daherkommen. Ich freue mich, daß auch Sie mich wiedererkennen.“

„Wenn man sich so oft sieht,“ sagte Adele.

Bornstädt verabschiedete sich nun — wieder eigenthümlich lächelnd. „Viel Vergnügen meine Herrschaften,“ jagte er und ging.

„Ich habe mir schon lange gewünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen,“ jagte Holm sein Schnurrbärtchen streichend.

„Adele sah ihn groß an.

„Aus welchem Grunde?“ fragte sie befremdet.

Holm neigte den Kopf auf die linke Schulter und richtete seine kecken Augen auf Adelens volle Figur und auf ihren blühenden Mund.

„Ich weiß nicht, jagte er, es ist etwas an Ihnen, was mich interessirt.“

„Sie sprechen wie ein Prinz, der Einen zur Audienz befiehlt.“

„Geben Sie mir nur dreist eins drauf, so oft ich unbescheiden bin.“

„Dazu werden Sie mir gegenüber nur ein einziges Mal Gelegenheit haben,“ jagte Adele scharf.

Mit leuchtenden Augen sah er sie an.

„Beim Zeus, rief er, so hab' ich Sie mir gedacht. Herrisch wie eine Cäsarin, rauh wie der Stellvertreter Gottes auf Erden.“

„Vergleichen Sie mich mit einem Unteroffizier?“

„Ja Fräulein, es ist etwas Preussisches an Ihnen. Wie Sie die Schultern tragen, wie dieser Kopf gehalten wird, wenn Sie so die Potsdamerstraße daherkommen. Sie haben den Gang eines Befehlshabers. Und dann wieder dieser Gegensatz hierzu . . .

„Welcher?“

„In den Augen, jagte Holm, diese Trauer in den Augen, wenn Sie so Ihren Gedanken nachhängen und träumen; denn manchmal sehen und hören Sie nichts auf Ihrem Wege. Es ist, als lauschten Sie mit allen Sinnen auf etwas, das in Ihnen vorgeht. Sie haben zweifellos etwas erlebt.“

„Recht sind Sie!“ jagte Adele.

„Aber natürlich, erwiderte Holm, wenn man nicht einmal recht wäre, würde man ja gar nichts erleben; dann könnte man sich ja lieber gleich begraben lassen.“

„Ist es ein solches Glück, was zu erleben?“ fragte Adele nachdenklich.

„Weniger ein Glück, als eine Notwendigkeit, — für uns Künstler wenigstens.“

Adele dachte an die blonde Julia.

„Ja, fuhr Holm fort und so habe ich mir vorgenommen, Sie zu erleben.“

„Was für ein dummer Ausdruck!“ jagte Adele unsicher.

„Im Gegenteil, ein kluger Ausdruck. Eine echt diplomatische Wendung. Man kann sich dabei viel und wenig denken, — alles und nichts.“

Adele sah Holm starr an. Ihre Brauen zogen sich tief auf ihre Augen herab. Es klang wie im Zorn' als sie sagte: „Und was dachten Sie dabei?“

Er neigte sich zu ihr, ein fiebrischer Glanz

schimmerte in seinen Augen. Tief senkte er sie in die ihren, sein heißer Atem streifte ihre Wange.

„Viel, flüsterte er, alles“ . . .

Adele lehnte sich wie ermattet in ihren Sitz zurück. Es zuckte in ihrem Gesicht, mit erregten Fingern stieß sie das Glas wie im Zorn gegen die Brüstung

„Wie kommen Sie dazu, in solcher Weise mit mir zu sprechen?“ sagte sie drohend.

„Das will ich Ihnen erklären, mein Fräulein. Wenn Sie einmal nicht auf die große Symphonie in ihren Gedanken lauschten, sondern mit Augen daherkamen, denen man es ansah, sie bemerkten das, was sie erblickten, so . . .

„Ich verstehe Sie nicht“, sagte Adele.

„Ich sagte vorhin, daß Sie oft in so tiefen Gedanken daherkamen, daß man es Ihnen ansah, Sie hatten keine Wahrnehmung für das, was um Sie her geschah. Dann aber, an anderen Tagen wieder . . .

„Nun?“

„An anderen Tagen wieder merkte man es Ihren Augen an, daß sie alles ringsum beobachteten, dann . . .

„Dann?“

„Dann hatten Sie eine so eigentümliche Manier, die Leute anzusehen. Mit so — — so forschenden, fragenden Blicken sie anzustarren, als gält es, ihnen bis ins Herz zu sehen und ihr geheimstes Wesen zu erforschen. Dies machte mir Sie so interessant.

In diesen tausend Fragen bergenden Blicken lag etwas — etwas mir so Verwandtes. Die Sehnsucht, von den Menschen zu erfahren, der Durst Schicksalen nachzuspüren, der echte Künstlerhunger, dem Leben nachzujagen, und aus den Furchen der Menschengesichter des Schicksals Handschrift zu entziffern. So prüft und forscht eine Künstlerseele, so sieht und tastet ein Künstlerauge. Ich bin wie Sie und durste nach dem Leben. Auch mir hebt die Seele von Schaffenslust, aber das Leben, die Welt, die Menschen, was kriegt man denn von alledem zu sehen? Eingeschachtelt in seine Kreise, angeschmiedet an seinen Brotberuf verstaubt und verrostet man und so klammert man sich an dieses erste Stück Freiheit und Leben, das Einem begegnet, wie ich mich an Sie“.

Sie hatten das Läuten überhört und starrten erstaunt herunter, als der Vorhang emporrauschte. So ward ein Riß gethan in ihr Gespräch. Die nächste Pause war kurz. Als eben Holm etwas sagen wollte, kam ihm Adele zuvor.

„Starren Sie mich nicht immer während des Spiels so an, sagte sie, es ist mir unangenehm“.

„Ich berausche mich aber so gern“, versetzte Holm.

„Ich verbitte mir solche Redensarten“, jagte Adele kurz. Da begann die letzte Scene.

Als die Vorstellung beendet war, half Holm Adelen das Jacket anlegen.

„Darf ich um die Ehre bitten, Sie nach Hause

zu begleiten, mein Fräulein?" fragte er etwas eingeschüchtert.

"Nein, sagte Adele kurz, ich werde abgeholt. Leben Sie wohl".

"Nicht einmal die Hand?" fragte Holm und sah Adelen wehmütig an.

"Sie sind ein eigentümlicher Mensch, Herr Holm; ein Anderer hätte sich das alles nicht erlauben dürfen".

Sie reichte ihm die Hand und eilte fort.

Am Ausgange wartete das Dienstmädchen auf sie. Sie fuhren in einer Droschke nach Hause.

Adele staunte über dieses Erlebnis, und nicht nur über dieses, sondern über sich selber nicht minder, daß ihr noch solches geschehen konnte, und über Holm und sein befremdlich festes Wesen. Wenn sie es überdachte, was und wie er mit ihr gesprochen, so schüttelte sie nur in immer erneutem Staunen den Kopf.

Man sah es ihr also an, daß sie etwas erlebt hatte, und daß man ihr dies ansah, das scheuchte nicht jeden von ihr, wie von einer Gezeichneten? Daß sie etwas erlebt hatte, gerade dies ließ diesen festen Menschen sich ihr nähern?

Es stieg ihr eine Freude auf, daß dieses möglich war. So blieb sie doch nicht ganz ausgeschlossen von diesem bunten Leben, so sollte es ihr dennoch gegönnt sein, von der Freiheit ihres Standes Nutzen zu ziehen und in ungezwungenem Verkehr einen begabten und klugen Menschen kennen zu lernen und

so den engen Kreis ihres Seins erweitert zu sehen. Es schwellte ihr die Brust, wenn sie bedachte, daß sie in ihren schwarzen Gedanken alles schon für beendet gehalten. Nun sah sie es, das Leben ging seinen Weg, es brachte neue Bilder und Gestalten.

Freilich näherte er sich ihr eben nicht wie ein Mann dem Weibe, das er liebend anbetet. Als ein menschlich interessierendes Geschöpf zog sie den Künstler in ihm an. Mit scharfem Auge hatte er gesehen, daß ihre Wege uneben gewesen, und ihr Geheimnis reizte ihn. Das war alles.

Und das war gut, denn sie wollte eine ruhige Freundschaft, bei der man lernen konnte. Holm wollte dasselbe wie sie, kein Zweifel. Aber seine Manier war feck und nicht zurückhaltend. So war einmal der Ton unter diesem Künstlervolk, und sie hatte ihm ja seine Grenzen gewiesen, gleich beim ersten Male, und so würde er sich's schon zur Richtschnur machen.

Es war aber doch ein Widerspruch darin, wie er sich gab. War es, wie er sagte, ihm nur um eine ihn interessierende Bekanntschaft zu thun, wozu dann diese frechen Versuche, die Sache zu einer Länderei zu machen? Es war klar, sie interessierte ihn zu objektivem Betrachten, und das Gefühlsgetändel, das er beimischte, war ein Ausdruck seiner Jugendllichkeit, das alte Motiv, das im Umgang mit dem andren Geschlechte gewohnheitsgemäß angeschlagen ward. Sie wollte ihm noch einmal einschärfen,

daß ihr Verkehr von diesem Tone freibleiben müsse. Es versprach Zerstreuung und Belehrung, sich mit Holm zu unterhalten, dieses allein suchte sie; mit ernsthaften Empfindungen aber ein lojes Spiel zu treiben, dünkte sie unwürdig.

Demgemäß war sie gesonnen, diesen Verkehr zu pflegen, bekam er aber andere Formen, so wollte sie ihn abbrechen.

Dies überdenkend atmete sie auf. So weit, zum Glücke, war sie nun, daß neue Erlebnisse sie so nachhaltig beschäftigen konnten. Als eine frohe Gewähr begrüßte sie dies. So kündete es sich untrüglich an, daß jene Geschehnisse, die sie so tief erschüttert hatten, verblichen und schwanden. Ihre Gewalt war gebrochen. Dies war ihr von der Seele genommen. Wie zum Schutze gegen das Vergangene, klammerte sie sich nun an dieses Neue, hielt es fest, lebte in ihm, und ließ sich willig davon erfüllen.

Im Kassenflur des Theaters war Holm inzwischen auf Bornstädt gestoßen.

„Na, sagte dieser, Du bringst sie nicht einmal nachhause? Das's ja'n netter Abfall!“

„Laß nur, erwiderte Holm, es geht langsam, freilich, aber sicher.“

„N bißchen renommierst Du ja, Franz,“ jagte Bornstädt.

„Ich? Wiejo denn?“

„Na thu doch nicht, als ob Du Dir auch nur die geringsten Hoffnungen machtest.“

„Im Gegenteil, sehr große.“

„Das ist wirklich 'ne Frechheit! Dies Mädel, das mit keinem Menschen spricht, mit dem willst Du was anfangen?“

„Habe bereits,“ sagte Holm und steckte siegesgewiß eine Cigarette in Brand.

„Na, verzeigte Bornstädt, nu weiß ich doch, was von Deinen berühmten Weibererlebnissen zu halten ist. Ich glaube sie gehen alle in Deiner Phantasie vor sich.“

„Denke doch nicht, daß Du mich ärgern kannst, Max. Komm mit zu mir und Du sollst für jeden Dir berichteten Fall den Belag sehen: Bänder, Briefe Schleier, Handschuhe, sogar ein Strumpfband besitz' ich von einem Comtessebeinchen.“

„Ach, fauler Zauber. Hie Rhodos! Ich wette mit Dir, daß Du inbetreff der Taubert Dich eflig schneiden wirst.“

„Das ist eine schlechte Formulierung, liebes Kind; stellen wir die Sache auf bessere Grundlagen. Was haben wir heute? Dienstag. Also, ich biete Dir folgende Wette: Heut über acht Tage, Dienstag Abend um elf, werde ich Dir mitteilen, daß ich sie bereits geküßt habe.“

„Ja — und daß Du zum Dank von ihr eine feste Ohrfeige dagegen erhalten hast.“

„Auf Ehrenwort verpflichte ich mich, Dir die Wahrheit zu sagen. Die Wette gilt. Am Dienstag

Abend will ich sie bereits geküßt und nachdem eine neue Zusammenkunft mit ihr gehabt haben.“

„Frechheit! Frechheit!“ rief Bornstädt.

„Also was wettefst Du? Zehn Mark?“

„Topp!“ Sie reichten sich die Hände.

Bornstädt ging kopfschüttelnd neben dem Freunde her, der hinter seinem blitzenden Klemmer den vorübergehenden Damen feck in die Augen sah. Er hatte etwas Selbstgefälliges, Liegendes in seinem Gang.

„Wirklich, sagte Bornstädt, ich kann mich über Deine Frechheit garnicht beruhigen. Ein Mädel wie dieses, für jeden unnahbar, da thust Du nun so, als brauchtest Du nur mit dem Finger zu winken.“

„Mehr ist auch nicht nötig,“ warf Holm lässig hin.

„Ja, was bist Du denn besser, als die Anderen, Gerhart? Was hast Du denn vor uns voraus?“

„Das Talent, liebes Kind, die Kunst. Zum Frauenlieblich wird man geboren, wie etwa zum Reichskanzler oder zum Barbier. Es ist Anlage.“

„Na, und Du hast heute Abend von der Taubert den Eindruck erhalten, daß Sie Dich nicht bei der ersten Annäherung zum Teufel jagt?“

Holm blieb stehen, er sah seinen Freund mit Siegermiene an.

„Den Eindruck? Den Eindruck? rief er. Der reine Fabius cunctator bist Du doch! Ja, wenn man sich so zag anstellen wollte! Lieber Junge. . . . Er zuckte die Achseln. Also nicht den Eindruck,

sondern den Beweis hab' ich erhalten, daß sie zu jeder Dummheit zu haben ist."

Bornstädt staunte mit offenem Munde.

„Hör zu und lerne, dummer Kerl! Ich habe ihr gesagt: „Mein Fräulein ich habe mir vorgenommen, Sie zu erleben.“ Darauf sie: „Was verstehen Sie darunter?“ „Biel, sagte ich, — alles — und dabei sah ich sie an mit meinem berühmten verschleierten Blick. Siehst Du so.“

Er zog die Lider halb über die Augen, die in einem perlmutternem stumpfen Glanze wie in Sinnesverzückung schimmerten. „Damit suggerierte ich ihr die Niederlage, und als einen sicheren Vorboten derselben wagte sie nur einen schwächlichen Protest: „Wie kommen Sie dazu!“ oder soetwas Gutes. Dann machte ich sie während des Theaters mit Anstarren verrückt. Das verbat sie sich während der nächsten Pause. Das heißt, sie quittierte die Wirkung. Dann that sie beleidigt, als ich ihr sagte, sie berausche mich. Aber beim Abschied kriegt' ich das Händchen doch! Hä hä!“

Er lachte.

„Und das soll ich alles glauben?“ rief Bornstädt.

„Auch dies beleg' ich Dir mit Ehrenwort.“

Bornstädt verstummte vor Bewunderung.

„Was bist Du für ein Teufel! sagte er endlich. Machst Du Dir den gar kein Gewissen daraus, so rücksichtslos Deinem Vergnügen nachzugehen?

„Meinem Vergnügen? Ja biete ich denn gar-

nichts? Glaubst Du, die Weiber suchen nicht ebenfalls Rausch und Betäubung?

„Mag sein. Schon möglich. Aber da — da ist noch etwas. Eigentlich bist Du doch ein großer Gallunke, denn siehst Du, es ist doch nicht ehrenhaft, daß Du Deine Erlebnisse immer zum Besten gibst. Du mißbrauchst das Vertrauen, das man Dir schenkt. Aber die liebe Eitelkeit“ . . .

„Du, fuhr Holm auf, hab' ich Dir schon 'mal einen Namen genannt?“

„Das nicht, aber Du wolltest mir doch Briefe zeigen.“

„Ja Briefe, die „Deine Anna“ oder „in ewiger Liebe — Marie“ gezeichnet sind. Das ist doch noch kein Treubruch.“ — „Aber schon das, daß Du dies alles wieder erzählst, von der Taubert das . . .

„Herrgott ich verdanke Dir doch ihre Bekanntschaft. Außerdem, wahrhaftig, ist dieses schon mehr Sportjache. Es wuchs mir ja zum Halse heraus, was man bei Euch auf der Akademie über diese unnahbare Diana hören mußte. Da wollt' ich Dir doch mal zeigen! — Die Sache reizte mich.“

„Weißt Du, daß das Mädchen sehr reich ist?“

„Meinetwegen, sagte Holm achselzuckend. Ich will sie nicht heiraten.“

„Ich fände es ehrenhaft, wenn Du ihr das sagtest, Gerhart.“

„Wenn Du willst, morgen, oder sobald ich sie sehe.“

„Ja, ich will,“ sagte Bornstädt rasch.

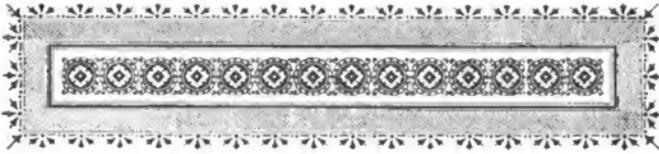
„Gut, auch dieß auf mein Ehrenwort.“

„Und trotzdem glaubst Du, Deine Wette zu gewinnen, Gerhart?“

„Dummkopf, nicht trotzdem, sondern deswegen gerade. Kommst Du mit?“

Er stand vor dem Eingang der Wilhelmshallen, die sie nun beide betraten.

---



#### XIV.

Pünktlich am nächsten Morgen fünf Minuten vor neun stieß Adele in der Potsdamerstraße auf Holm. Er trat etwas unsicher auf sie zu und fragte, wie ihr der gestrige Abend bekommen sei.

„Ich danke, gut,“ sagte sie.

Einen Moment noch wirbelte Holm an seinem Schnurrbärtchen, dann sagte er rasch: „Ich habe Ihnen noch mancherlei zu sagen“ . . .

„Und ich Sie zu fragen,“ fiel Adele ein.

„Gut, gut,“ sagte er. „Ich fange Sie um elf hier ab.“ „Mir recht,“ sagte Adele. Sie nickte leicht und ging. Er küftete den Hut und starrte ihr nach. In ihrem hellblauen Kleide sah sie aus wie der lebendige Frühling.

Im Corridor der Akademie begegnete Bornstädt Adelen. Er blieb stehen und fragte, wie ihr sein Freund gefalle. Adele zuckte die Achseln. „Er ist nicht dumm,“ sagte sie, „aber sein Sie so freundlich und stellen Sie mir niemanden mehr vor. Ich wünsche keine Bekanntschaften.“

„Wie Sie befehlen,“ sagte Bornstädt.

Während Adele in ihrer stolzesten Haltung an ihm vorüberging, überlegte er, wie er den Ertrag seiner gewonnenen Wette am nettesten durchbringen könnte. —

Als Adele um elf von der Stunde kam, stand Holm an der Brücke. Er reichte ihr einen Beilschens-  
strauß.

„Ich danke,“ sagte Adele abweisend, „gewöhnen Sie sich nicht an solche Sachen. Ich will das nicht.“

Geärgert warf er die Blumen in weitem Bogen in das Wasser.

Sie sah ihn groß an.

„Sie haben etwas Pathetisches,“ sagte sie.

„Ich bin doch ein Dichter,“ entgegnete er.

„Warum sagen Sie das so ipöttisch?“ fragte Adele.

„Ich persifliere mich selbst, um den Andern zu vorzukommen.“

„Sind Sie dieses Schicksals bei den Andern so sicher?“ Er nickte. In seinen Zügen lag schmerzende Resignation.

„Und weswegen?“ fragte Adele. Haben Sie so wenig Talent?“

Er lächelte bitter.

„Darüber sind die Meinungen geteilt. Als vor zwei Jahren mein Roman erschien, begrüßte mich ein Kritiker als das neue Genie. Ein anderer riet mir an, das Schneiderhandwerk zu erlernen.“

„Sie glauben natürlich, was der Erstere gesagt hat.“

„Leider nicht. Wenn ich das könnte, wäre ich glücklicher. Des Schaffens erste Grundbedingung ist Selbstbewußtsein.“

„Ich finde nicht, daß es Ihnen hieran gerade mangelt.“

„Frauen gegenüber — nein. Dazu bin ich zu sehr verwöhnt worden.“

Sie sah ihn prüfend an.

„Darf ich Ihre Musikmappe tragen, Fräulein?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, danke, sagte sie. Was behandelt denn dieser Roman?“

„Liebe — Liebe — Liebe,“ sagte Holm.

„Natürlich. — Wollen Sie mir das Buch mal geben?“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, so rasch will ich mir Ihre Freundschaft nicht verscherzen.“

„Wissen Sie, Herr Holm, in gleichem Maße wie Ihre persönliche Unbescheidenheit, mißfällt mir Ihre künstlerische Bescheidenheit. Wie kann man seine eigene Arbeit so sehr mißachten?“

Holm seufzte.

„Ja, ich begreife das nicht, sagte Adele. Dieses Werk muß Ihnen doch vor zwei Jahren noch wert gewesen sein. Hätten Sie es denn sonst veröffentlicht?“

„Damals ja, damals war es mir wert.“

„Und nun nicht mehr.“

„Ich würde es vielleicht gelten lassen, wenn ich es als den Ausgangspunkt meiner Entwicklung ansehen dürfte.“

„Dürfen Sie das nicht?“

„Nein, Fräulein. Denn was ich seither zustandebrachte, zeugt auch von einer Entwicklung, aber im umgekehrten Sinne. Es ist der reine Verfall.“

„Sie haben also nach diesem Erstlingswerke nichts mehr veröffentlicht?“

„Nein. Dies ist die einzige Klugheit, deren ich mich in diesen zwei Jahren rühmen darf.“

„Woher kommt denn diese Pause? Sind Sie jetzt steril geworden?“

„Das nicht gerade. Ich trage tausend Pläne mit mir rum. Aber es dünkt mich alles klein und elend. Manchmal wohl kommt es wieder über mich in ganzer Weihe wie früher. Aber ich mißtraue mir. Ich lasse nichts gelten von dem, was ich gestalten will.“

„Wie kommt denn das?“

„Es ist schwer zu sagen. Ich fürchte, das kritische Vermögen in mir ist der Gestaltungskraft über den Kopf gewachsen.“

„Das ist schlimm, sagte Adele. Was soll denn nun aus Ihnen werden?“

„Ich antworte Ihnen, wie der Tempelherr dem Patriarchen: „Mehr schwerlich, als schon ist.“ Ich lebe, konstruiere mir eine Alltagspflicht, die ich er-

fülle, spotte über mich und über andere und suche mich zu amüsieren, was mir manchmal gelingt.“

„Welches ist denn diese Alltagspflicht, die Sie sich konstruiert haben?“

„Ich arbeite mit Schere und Kleistertopf in der Redaktion eines Familienblattes, schreibe über dies und jenes und bin Theaterkritiker für ein großes Provinzblatt. Falls, was ich fast fürchte, meine dichterische Gestaltungskraft für immer erlahmt sein sollte, so werde ich wohl ein großes kritisches Licht werden, der Schrecken aller Schaffenden. Auf den Trümmern eigener künstlerischer Hoffnungen spricht man die mächtigsten Verurteilungen über die, denen das Schaffen noch vergönnt ist.“

„So sehr Sie sich bestreben, sagte Adele, alles zu unterdrücken, was Einem vor Ihrer Künstler-schaft Achtung erwecken könnte, so empfinde ich Sie Ihnen gegenüber dennoch“.

„Das ist aber komisch“.

„Gar nicht. Was anderes beweist, Ihre Enthalt-samkeit, als ein strenges, unerbittliches Gericht, daß Sie fortgesetzt über sich selbst halten? Mir scheint das größer, als ließen Sie sich in Selbst-gefälligkeit an Minderwertem genügen“.

Er sah sie groß an, als käme ihm dieser Trost in höchstem Grade unerwartet.

„Ja, seufzte er, es ist ein blutiges Märtyrertum, diese passive Künstler-schaft, ein Fluch, eine Marter . . .

„Mir scheint, Sie bedürfen, um wieder fruchtbar

zu werden, nur einer großen Erschütterung, eines herben Schmerzes“.

„Können Sie mir dazu verhelfen?“ fragte Holm hastig mit spöttischen Lippen.

„Vielleicht“, sagte Adele, und ihre Augen weiteten sich groß und hefteten sich träumend auf das von einem leichten West gekräuselte stahlblaue Wasser des Kanals, über dem der blanke Märzhimmel festlich schimmerte.

„Wenn ich mich in Sie verliebte? sagte Holm. Ich glaube daran nicht, aber wir wollen den Fall erörtern“.

„Wozu?“ sagte Adele.

„Es ist besser, erwiderte Holm. Vorläufig interessieren wir uns für einander nur in einer Art Neugierde. Ich möchte ergründen, was in der Tiefe dieser grauen Augen liegt. Da wir aber beide jung sind, hübsch . . .

Adele lachte laut.

. . . und hübsch, wiederholte Holm, so muß die Möglichkeit dieser landläufigen Dummheit erörtert werden. Auf jeden Fall halt' ich es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß ich nichts mehr verabscheue, als den Gedanken einer Heirat“.

„Sie unverschämter Mensch! sagte Adele. Wie können Sie so etwas sagen! Sie sind ja das Urbild der Grobheit“.

„Der Ehrlichkeit, Fräulein. Sie sind reich und

begabt. Ich von beidem das Gegenteil. Sie bieten ja tausendmal mehr als ich“ . . .

„Um so fecker von Ihnen, etwas abzuweisen, woran meine Seele nicht denkt“.

„Es ist praktisch, unserem Verkehr derartige Grundlagen zu geben. Schon daß Sie darüber klar sind, daß es mir nur um eine interessante Freundschaft zu thun, ist die Voraussetzung dafür, daß Sie sich mir ehrlich und rückhaltlos geben, und wir es zu einer wirklichen Vertrautheit bringen. Für den Fall nun, daß sich Einer von uns in den Andern verliebte . . .

„Hören Sie auf mit Ihren Dummheiten“, sagte Adele.

„Wie Sie wollen, entgegnete Holm. Es freut mich, daß Sie Ihrer Sache so sicher sind. Aber Eins muß ich Ihnen noch sagen. Ich besitze einen sehr eruptiven Schönheits Sinn . . .

„Was besitzen Sie?“

„Der Ausdruck ist vielleicht seltsam. Ich wollte sagen, daß ich eine sehr lebhafte Schönheitsempfindung besitze, die mich leicht zu Gefühlsausbrüchen verleitet.“

„Ich weiß nicht, weshalb Sie mir das erzählen.“

„Ganz einfach deshalb: Es könnte geschehen, daß Sie einmal einen ganz besonderen beau jour hätten, daß meinewegen ein Sonnenlicht über Ihr Haar hinglitte, ein Blitz aus Ihren Augen sprühte, der

dieses mein zu Eruptionen geneigtes Schönheitsgefühl mächtig erregte.“

„Nun — und?“ fragte Abele.

„Ich wollte Sie nur warnen, daß für Liebe zu nehmen, wenn irgend ein solcher Moment mich mal zu einer Unbesonnenheit verleitete.“

„Zu einer Unbesonnenheit? Zu was für einer?“

„Zu einem Kusse zum Beispiel.“

„Ich verbitte mir das, Herr Holm! Ein für allemal! Mir scheint, Sie haben irgend welche versteckte Absichten, und alle Ihre überflüssigen Erörterungen sind nur Fühler, die Sie ausstrecken um zu sehen, was Sie bei mir wagen dürfen. Also merken Sie sich: Wenn Sie sich erdreisten, mir Derartiges zu bieten, so haben Sie bei mir ein — für allemal verspielt.“

„Wozu die Erregung?“ fragte Holm.

„Weil ich mich ärgere, daß selbst ein Mann von Ihrem Verstande es nicht fertig bringt, mit einer Dame ruhig und vernünftig zu verkehren. Ich sehe schon, daß unser Freundschaftsverhältnis hieran scheitern wird. Was haben Sie nun vor Anderen voraus, wenn Sie ihnen auch hierin so ganz gleichen. Es hat wirklich etwas Bestialisches, daß ein Mann nicht imstande sein soll, mit einem Weibe eine reine und besonnene Freundschaft zu führen.“

„Nicht so hitzig, mein Fräulein, vergessen Sie nicht, daß wir nur von Problemen sprachen.“

„Schon daß Sie dies wagten, ist eine Uebertretung. Wie können Sie ein solches Gespräch beginnen!“

„Nun das ist aber ausgezeichnet! Ich habe dies Gespräch begonnen?“

„Na, etwa ich?“ fragte Adele.

„Gewiß — Sie,“ sagte Holm.

Adele sah ihn mit verdutzten Augen an.

„Oder entfinnen Sie sich schon nicht mehr, Fräulein, daß Sie sagten, Sie könnten mir „vielleicht“ zu einer großen Erschütterung verhelfen?“

Adele errötete tief. „So war das nicht gemeint,“ sagte sie.

„Wie denn sonst?“

„Lassen wir das nun, Herr Holm. Jetzt wissen Sie wie ich denke. — Wohin sehen Sie denn da fortwährend?“ — „Nach meiner Wohnung dort im zweiten Stock, wo das geöffnete Fenster ist. Das kontrolliere ich immer. Die Wirtin hat eine abscheuliche Manier, die Fenster zuzuhalten.“

„Wohnen Sie schon lange hier am Lüchow-Ufer?“

„Zwei Jahre. — Uebrigens, ich habe hier etwas für Sie.“ Er zog einen Reclamband aus der Tasche.

„Was zu lesen!“ rief Adele. „Sehn Sie, das ist hübsch von Ihnen.“

„Lesen Sie gern, Fräulein?“

„Sehr gern. Ach, ich habe noch so vieles zu lesen, so viel nachzuholen. Was ist es denn?“

„Eine Sammlung kleiner Skizzen von einem czechischen Dichter namens Neruda. Ich wünschte, daß Sie das eine dieser Momentbilder, das „zu den drei Lilien“ betitelte, läsen. Es würde mich interessieren, Ihre Ansicht darüber zu hören. Die Skizze ist nur zwei und eine halbe Seite lang. Ich habe ein Zeichen in das Buch gelegt.“

„Soll ich die anderen Skizzen nicht lesen?“

„Es lohnt sich nicht.“

„Und warum gerade diese?“

„Wahrscheinlich weil es sich lohnt.“

„Ich bin kein Freund von Skizzen,“ sagte Adele.

„Aber ich,“ entgegnete Holm. „Dies ist eine ganz neue Kunst; ein Stück echtsten, heißesten Lebens in so kleinem Ausschnitt zu packen ohne den Reiz des Reims und des Rhythmus anzuwenden.“

„Ich bin sehr neugierig.“

„Auch ich, Fräulein, was Sie dazu sagen werden. Noch Eines wollte ich Sie fragen: Sie werden natürlich sentimentale Liebhaberin sein, was? Sie können den Tag garnicht erwarten, da Sie das Gretchen und das Clärchen spielen werden.“

„Diese beiden Rollen reizen mich nicht. Wissen Sie, was ich spielen möchte?“

„Na?“

„Die Orsina.“

„Merkwürdig.“

„Ja auch — auch Nora, o Nora gar zu gern und — und die Jüdin von Toledo. Die am liebsten!“



so weit? Also wirklich, sie verdrehte ihm bereits den Kopf! Er empörte sich dagegen und, wie um des Protestes willen, ging er am Abend, die Choristin vom Theater abzuholen. Er ging widerwillig. Er zwang sich dazu. Gleich, als sie auf ihn zustürzte, stieß ihn der grelle Aufpuß ihres Hutes ab und die Armseligkeit ihres verschliffenen Regenmantels.

„Was hast Du heute?“ fragte sie, da er sie kühl und verdrossen begrüßte.

„Mir ist nicht recht.“

Sie gingen schweigend einige Schritte, da fuhr er sie an.

„Was nickst Du denn dem Kerl da zu?“

„Ein Kollege,“ sagte sie betroffen.

„In meiner Gegenwart verbitt' ich mir das!“

„Aber, Schatz, wenn ich einen Kollegen grüße“ . . .

„Ich will es nicht! Eine Dame grüßt nicht zuerst! Ist es denn unmöglich, Euch Manieren einzubeitischen, Euch Puppenspielergefündel!“

Sie zog ihren Arm aus dem seinen. Ohne ein Wort zu sagen, ließ sie Holm stehen und ging.

„Hol Dich der Teufel!“ knurrte er. Gott sei Dank, er war sie los. Es ist nichts für Leute von Welt, sich mit einem solchen Schäfchen herumzuschleppen, das einen fortwährend bloßstellt und mit seinen Köchinnenmanieren ärgert. Was war denn da zu holen! Ein so uniformer Balg mit den herkömmlichen blauen Augen, den unsaubereren Fingern und dem Coulißentlatz. Dazu, wahrhaftig, war,

wie Lisienron sagt, „der Frühling zu kurz“. Da gab es doch Besseres. Eine Viertelstunde Unterhaltung mit Adelen war ihm lieber als jenes ganze Mädel, wie es da ging und stand.

Ob sie wohl morgen kommen würde? Er er-tappte sich bei einem Seufzer und mußte über sich lächeln. Na das machte sich ja reizend! Er, ein altgedienter Don Juan, wurde nun sentimental. Er war verliebt wie ein Tertianer. Dazu durfte es nicht kommen. Es sollte ein Getändel bleiben, eine Liebes-expedition, ähnlich der der Nordpolfahrer. Man sieht zu, wie weit man kommt, und merkt mau, daß man nicht weiter kommt, so kehrt man eben um und unternimmt etwas anderes. Seine Wette fiel ihm ein. Es war die höchste Zeit, an sie zu denken. Morgen Abend mußte er den Ruß nehmen und übermorgen ein neues Stelldichein gehabt haben. Die Vorbedingung war auch erfüllt; daß er Adelen nicht heiraten wollte, hatte er ihr bereits gesagt. Wenn er aber an den Ruß dachte, wurde ihm doch etwas bang. Es fiel ihm auf die Seele, daß dann alles mit einem Schlage aus und vorbei sein könne. An-gedroht hatte sie ihm dies für die geringste Freiheit die er sich nahm.

Ob er nicht lieber hiervon zurückstände und diesen reizenden Verkehr einer solchen Tollheit vor-zöge? Was hatte er denn dann, wenn Adele ihm böse ward und mit ihm brach? Der Gedanke packte ihn schmerzlich an. — Aber dies durfte und sollte keine

sentimentale Komödie werden, hiergegen bäumte er sich auf, und um sich selber zu beweisen, daß er das Neufferste nicht fürchtete, und diese Geschichte einer ganz gewöhnlichen Liebelei gleich achtete, die man vergißt sobald sie beendet, so beschloß er nun, sich den Ruß am nächsten Tage zu nehmen und diese interessante Bekanntschaft der Ehre seines Don-Juan-tums, wenn es sein mußte, zu opfern. Man mußte doch diesem Vornstädt zeigen, wie man mit Weibern umzuspringen verstand.

---



## XV.

Seit zehn Minuten ging Holm bereits vor dem Denkmal der Königin Luise auf und ab. Es war ein wundervoller Märztag. Der Himmel klar, die Luft weich, in den kahlen Zweigen jubilierte es. Holm sah nach der Uhr, es war sechs vorüber. Sie kam nicht. In Gedanken blieb Holm vor der Statue stehen und betrachtete das kunstvolle Gewebe des mächtigen marmornen Schleiers, der sich vom Haupte der Königin über die hehre Gestalt ergoß. Da räusperte sich jemand hinter ihm. Blitzschnell wandte er sich um. Sie war es — Adele. In einem zarten, heliotropfarbenen Kleide stand sie vor ihm, ein Hütchen in gleicher Farbe auf den mächtigen schwarzen Flechten, einen langgestielten Sonnenschirm in der Hand.

„Warum staunen Sie mich so an?“

„Schön sehen Sie heute aus, Fräulein, wunderschön. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind.“

„Das Wetter war so herrlich.“

„Nun sind Sie also nur des Wetters wegen gekommen?“

„Nein, sagte Adele, dieser Neruda . . .

„Nun, haben Sie gelesen?“

Sie nickte. „Was will er damit? Was soll diese Geschichte beweisen?“

„Beweisen? fragte Holm. Was ist das für eine Frage!

Der Dichter sieht eben, er beobachtet und bildet nach. Das ist alles. Was ist da zu beweisen?“

„Nein, sagte Adele, dieses Geschehnis ist zu schroff, zu jäh vor den Leser hingestellt, zu — zu herausfordernd, möcht' ich sagen. Der Dichter muß etwas damit gewollt haben“.

„Und was meinen Sie zu der Sache selbst? Hat sie Sie hingerissen?“

„Ja, sagte Adele, wenngleich . . . halten Sie das für möglich, was er erzählt?“

„Sie etwa nicht?“ fragte Holm.

„Ja, so lange ich es lese. Wenn ich es aber nachher überdenke, — dann will mir scheinen . . .

„Wie war der erste Eindruck, den Sie hatten?“

„Gewaltig. Ich war ganz weg. Eine Stimmung ist in den paar Zeilen, so schwül, so bedrückend — so — so merkwürdig. Aber etwas Rohes und Brutales steckt in dieser Skizze; das ist keine Frage“.

„Die Brutalität der Natur — keine andere“.

„Ich glaube die der Unnatur, Herr Holm. Oder halten Sie es für natürlich, daß ein Mädchen vom Sterbebette der Mutter fort in die Arme des Geliebten eilt?“

„Wenn Sie es so mit dürren Worten sagen — nein. Aber hier gerade steckt die unvergleichliche Kunst dieser Skizze, wie die Stimmungen vorbereitet und begründet sind, wie die Elektrizität des Gewitters in den Nerven des Erzählers rumort, wie er unter Donnerschlägen um den Tanzsaal irrt und durch das Toben des Orkans hindurch von dem glöckelnden Geklimper des Klaviers angezogen, in die Thür des Saales tritt, mit funkelnden Augen umschaut und die „Schönäugige“ erblickt. In dem aufzuckenden, violetten Licht der Blitze wechseln sie glühende Blicke, so oft die Quadrille dem Mädchen gestattet, die Augen nach der Thür zu richten, da der Fremde lauert. Dann — wie die „Schönäugige“ aus dem Saal verschwindet, von einem andren Mädchen abgerufen, kurz darauf atemlos wieder erscheint, den Rock über den Kopf geschlagen, zum Schutze gegen den Regen. Ihre Augen suchen sofort den Fremden an der Thür und leuchten auf, als sie ihn finden. Der Fremde lauscht hinüber und hört, wie eine der Tanzenden die Schönäugige fragt: „In dem Regen, schau, wo bist Du so eilig gewesen?“ — „Musste heim“. Diese seidenweiche Stimme macht des Lauschenden Herz erbeben. „Ist etwas daheim passiert?“

Die Schönäugige richtet ihren Blick wie eine Nachtwandlerin nach der Thür: „Mutterl ist gestorben“ sagt sie zitternd. Da stürzt der Fremde herzu, faßt ihre Hand und reißt das Mädchen aus

dem Saal. In Sturm und Nacht, in grellen Blitzen, unter Donnerschlägen feiert ihre frevelhafte Liebe ihr wildes Fest“. —

Er verstummte. Mit verwunderten Blicken sah er umher. Auf einem schmalen, verlassenem Waldwege befanden sie sich, einem dieser Fußpfade, die kunstlos durch das Unterholz geführt, mit Laub überschüttet, zu lieblichen Einsamkeiten geleiten und dem Revier zwischen Rousseauinsel und Neuem See seinen prächtigsten Reiz verleihen. Drüben sank die Sonne. Ihre letzten Strahlen vergoldeten die nackten Zweige der Bäume. Von Purpur umgossen trauerte hier eine junge Eiche im welken Schmuck des vorjährigen Laubes. Weiße Birkenstämme leuchteten in dieser golden flimmernden Abendröte, die schneeigen Schnittflächen der Aeste schimmerten, eine Säge schnurrte drüben, da ein Arbeiter von einer Linde die trockenen Zweige schnitt, und dort, von der Chaussee her, wehte ein scharfer Erdgeruch, da am Rande des Gehölzes mit blanken Spaten zwei Männer den Boden umgruben. Nun war die Sonne gesunken, eine glühende Brunst machte den westlichen Himmel erflammen, und das Gewirr der Zweige schnitt scharfslinig hinein in das feurige Firmament.

„Sehen Sie nur, sagte Adele, sehen Sie nur, ist es nicht wie — wie eine Festouvertüre, wie — wie die Vorbereitung zu einem großen Jubeltage? Alles — alles wartet hier und erwartet. Ach, ich liebe den März. Es liegt wie — — wie über-

schwengliche Hoffnung liegt es auf allem. Das ist mir mehr, als der wirkliche Frühling. Dies — dies ist das Hoffen, das Erwarten, die Jugend des Jahres. Jetzt träumt alles, in seliger Spannung gleichjam, dem Frühling entgegen, und es giebt keinen Frühling, der schöner wäre, als dieses verträumte Erharren, das ihm vorangeht.“

Sie war stehen geblieben und sah entzückt umher, während Holm keinen Blick von ihrem vom Abendlicht übergossenen, verklärten Bügen wandte.

„Es ist ein Stück Neruda,“ sagte er mit eigentümlich bebender Stimme.

„Wieso Neruda?“ fragte Adele sich mit einer hastigen Bewegung zu ihm wendend.

„Der Triumph des Lebens ist es. Hier, da das große Wintersterben seine Spur gelassen, da der Wald schwarz und kahl, die Erde nackt liegt, hier ist etwas wie leises, fernes Jauchzen, das ein erneutes Leben kündigt. In der weichen Frühlingluft umsäthelt es die Zweige, in den feucht erglänzenden, noch fest geschlossenen Baumknospen drängt es zum Licht, in dem munteren Staat dort oben jubelt es sieghaft. Noch geht die Trauer um ein Hingegangenes schwarz durch das Revier, und schon zuckt es wieder von neuem Lebensdrang in allen Wesen rings. Dies — dies Trauervergessen, dies lebensdürstige Leidabschütteln, dies ist das schönäugige Mädchen, das der Lenz zu Fuß und Jauchzen von dem Sterbebett der Mutter fort zu dem Geliebten reißt. Der Frühling wird aufblühen, der Sommer in Pracht erstehen, der

Herbst das Welken, der Winter rasch den Tod bringen, und in diesem ewig fortschreitenden Wechsel, klammert sich alles, das da lebt, an die kurze Frist des Jubels. Die Gewißheit des Vergehenmüssens pflanzt uns eine rasende, jauchzende, fiebrische Lebenshaft, eine geängstigte Begier zum Leben ein. Uns heßt das Angstgefühl, die kurze Frist der Blüte zu versäumen und ohne genossenen Rausch in Tod und Nacht zu sinken.“

Er sah sie mit strahlenden Augen an. Seine Lippen waren geöffnet und bebten wie in lechzender Sehnsucht. Ein wenig vorgebeugt stand er vor ihr, als dränge es ihn, den Raum, der zwischen ihnen beiden war, zu verringern. Adele sah ihn starr an und wich einen Schritt zurück. Da kam es ihm wie ein Jubelschrei von den Lippen, blitzschnell breitete er die Arme, riß Adelen an sich und küßte sie in wahnsinniger Leidenschaft auf Augen und Stirn, Wangen und Mund. Einen Moment lag sie willenlos wie betäubt in seinen Armen, dann mit einem Ruck, riß sie sich los, mit empörten Augen stand sie vor ihm. Sie war totenblaß. Ihre Brust ging in Stürmen, sie biß die Zähne aufeinander, und ein rasender Born zuckte über ihr Gesicht. Die geballten Fäuste hob sie auf und drückte sie gegen ihre Brust. Vergebens sucht sie nach einem Ausdruck ihrer Empörung. Noch einmal maß sie ihn mit einem haßerfüllten Blick, dann stampfte sie wild mit dem Fuß auf, wandte sich und ging mit raschem Schritt davon.

Einen Augenblick blieb Holm wie versteinert stehen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er ihr nach. Dann schrie er auf: „Adele!“ schrie er und entsetzte sich selbst vor diesem schmerzvollen Schrei, der aus zugeschnüeter Kehle sich ihm entrang. Sie hatte ihn gehört, denn nun lief sie wie im Entsetzen vor dieser ungeahnt ausbrechenden Leidenschaft davon. Als ihr lichtfarbened Kleid an einer Biegung des Weges im Dämmerlicht verschwand, stieß Holm ein schmerzliches Stöhnen hervor. Dann aber, wie aus einem Traum erwachend, griff er an seine heiße Stirn. Er überdachte diese ganze Komödie, ihre Entstehung und ihren Fortgang, wie leichtfertig er sie begonnen und wie er nun, für einen Moment, mit tragischen Accenten aus der Rolle gefallen. Er versuchte zu lächeln, aber sein Mund verzog sich schmerzhaft, und der Gedanke fiel ihn mit Entsetzen an, daß ihn dieses mit so kaltem Schauer erfüllen konnte. Denn es dünkte ihn nun der morgige Tag und die ganze unendliche Zeit, die ihm folgte, eine trostlose, schauerige Leere, eine Wüste, durch die er sich zu schleppen hatte endlos, ohne Freude, ohne Hoffnungen.

Er hatte mit einer Empfindung Spiel getrieben, und sie war ihm über den Kopf gewachsen. Er hatte, wie ein thörichter Adept gährende Kräfte in eine Retorte gethan, hatte mit neugierigen Augen die Entwicklung der eingekerkerten Mächte beobachtet, und da war das Gefäß in seiner Hand zersprungen, die Splitter flogen durch den Raum, und er selbst

lag blutend am Boden. Das war möglich? Das konnte ihm geschehen, ihm, der dieser Mächte immer nur gespottet, der sie sich unterthan gewähnt zu Spiel und Zeitvertreib, der sie sich dienstbar gemacht, nach seinem Belieben sich von ihnen ergötzen zu lassen und sie zu verabschieden, wann es ihn gelüstete? Nun hatten sie ihn übermocht, und er blutete von ihren Streichen. Denn dieses Mädchen zog ihn an mit unwiderstehlicher Gewalt, sie wühlte ihm die Sehnsucht auf und schmerzendes Vermissten. Sie besaß seine Seele, seinen Frieden, seine Ruhe, und während er nur zu tändeln dachte, hatte er das alles an sie verloren.

Mit tastenden Sinnen suchte er, sich den Klang ihrer Stimme zurückzurufen, malte er sich die Züge ihres Gesichts in den dunkelnden Raum. Seine Lippen, die eben auf den ihren geruht, preßte er gegen seine Hand, als könne er so ein Atom ihres Wesens noch bannen und genießen. Er lallte ihren Namen vor sich hin und trank dessen Wohlklang. Er schloß die Augen und zauberte sich den Moment zurück, da dieser träumende, leis sich regende Lenz in seine Nerven sich verpflanzt, und er von dieser plötzlich ihm bewußt werdenden Leidenschaft übermannt, das Mädchen an seine Brust gerissen. Wie von einem Rausch beflügelt, schoffen ihm die Gedanken durch den Kopf, und über all der schmerzenden Seligkeit erhoben sich aus dem Dunkel des Vergessens Gestalten, Pläne, Ideen, die er nun ver-

wundert bestaunte. Was sein erlahmender Schaffens-  
trieb zu den Toten geworfen, das erhob sich nun,  
in dem Liebesfrühling, der seiner Seele gekommen,  
und von neuem, seligen Schöpferdrange fühlte er  
sich erbeben. Ja, er wollte wieder jung werden,  
seiner Tage Wert ermessen, niedertauchen zu neuem  
Sinnen und Gestalten, wieder lernen, hinabzulauschen  
in die Tiefen seines Seins, den Künstler neu er-  
stehen lassen aus sich, der er in Lässigkeit und Leere  
versunken, zu einem blöde Genießenden und an der  
Oberfläche Weisenden sich verringert hatte. Ja, nun  
galt es, zu erstarren, besser zu werden, größer.  
Jetzt hatte er wieder Preis und Ziel und eine Ein-  
heit, an der der Wert der Dinge sich messen ließ  
— dies Mädchen, seine Zukunft, sein Wunsch, sein  
Hoffen und Bangen.

Sie? War sie nicht vor einer Stunde noch für  
ihn nur Gegenstand des Spiels und des Getändels  
gewesen? Und nun mit einem Male . . .

So sind unsere Geschicke, unser Erkennen und  
Fassen. Ein Moment, da, wie unter aufflammendem  
Feuerschein, die Dinge sich grell erleuchten, er wird  
zum Schicksal, und in seinem Lichte sehen wir hinfort.

Aber wie, wenn dieser Moment, der ihm die  
große Leidenschaft geschenkt, wie, wenn er zugleich  
Adelen ihm für immer genommen hätte? Mehr  
als einmal hatte sie ihm angedroht, daß die ge-  
ringste Vertraulichkeit, die er sich gestattete, sie für  
immer von einander trennen würde. Holm stöhnte

auf. Er drückte die Fäuste in die Augen, da ihn das Entsetzen dieses Gedankens packte.

An diesem Abend blieb er ruhelos, in dieser Nacht schloß er kein Auge. Früh am Morgen erhob er sich, und lange, ehe sie den Ort passieren konnte, stand er wartend an der Brücke. Er stand und stand, aber Adele kam nicht. Underthalf Stunden lang wartete er. Sie blieb aus. Seine Unruhe war grenzenlos. Er lief in den Straßen ohne Ziel und Zweck umher. Gegen Mittag verbarg er sich in einem Hausflur der Akademie gegenüber und ließ kein Auge von den herausströmenden Schülern. Sie war nicht darunter. War sie krank? War ihr etwas zugestoßen? Hatte sie der Akademie Nachricht gesandt ihres Ausbleibens wegen? Drüben ging Bornstädt. Holm wollte ihm nachsehen, um sich zu erkundigen, aber er stand davon ab. Er hatte keine Neigung, seinen Freund in die Lage der Dinge einzuweißen. Seine Unrast trieb ihn hinaus in die Nähe ihrer Wohnung. Er umschlich den glänzenden Bau, von dessen First, in leuchtenden Farben, bunte Bilder im Sonnenscheine glänzten. Die Fenster aber waren geschlossen und dicht verhüllt, nur im Erdgeschoß stand eins geöffnet, und von dorthier hörte man das Zwitschern eines Kanarienvogels. Wie träumend lag das Haus in der brütenden Mittagssonne. Einen Moment hatte Holm die Idee, an der geschlossenen Thür zu klingeln und sich nach Adelen bei einem der Dienstboten zu erkundigen.

Aber er verwarf dieses. Ratlos schlich er davon und wandte sich dem Neuen See zu, der heut im Glanze der Sonne unter einem südlich blauen Himmel lächelte. An einem dieser gewundenen Pfade, die den See umarmen, ließ er sich auf eine Bank nieder, und in tiefen Gedanken ruhten seine Blicke auf diesem Kranz von mächtigen Bäumen ringsumher, über welche ein Meer von schwellenden Knospen einen eigentümlichen mattbraunen Hauch gegossen hatte. Einzelne kleine Gondeln kreuzten auf dem See, der Schwan zog seine Furchen, ein Paar wilder Enten schoß im Fluge über das Wasser, ein Jubelchor von Singvögeln hielt sein Konzert und auf von Ast zu Ast weit ausgespannten Spinnwebfäden glitten spielende Sonnenstrahlen glitzernd auf und nieder. Ein Eichhörnchen huschte mit nickendem, rotbraunen Schweif durch das raschelnde Laub, und wie in Holms grübelndem Hirn, so arbeitete und gährte es rings in der Natur, die ein von der Sonne wachgeküßtes drängendes Leben durchzog.

Lange saß Holm so, die Augen fest gebohrt in das liebliche Bild, das ihm in einem Rahmen knospigen Gezweiges den weiten Ausblick über das Seebecken bot. Von Zeit zu Zeit gingen Promenierende an ihm vorüber, alte Grübler, junge Mädchen, Kinderfrauen mit Wagen. Er sah nichts, eingesponnen in seine Gedanken saß er da und blickte über das Wasser hin. Da, mit einem Ruck, machte ein Vorübergehender, wie im plötzlichen Schreck, dicht vor ihm Halt.

Holm blickte auf, er saß wie gelähmt, regungslos starrte er sie an. Es war Adele. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie weitergehen, da sprang er auf: Adele, stammelte er, Fräulein, ich . . . ich — o mein Gott . . . Die Arme sanken ihm herab, mit thränen-schimmernden Augen sah er sie an.

„Wie sehen Sie aus!“ sagte Adele.

„Ich war in solcher Angst um Sie.“

„In Angst?“

„Sie waren heut nicht in der Stunde.“

Adele wandte ihre Augen ab, eine Falte zog sich auf ihrer Stirn zusammen.

„Nein, sagte sie, mir war nicht danach zu Mute.“

„Sind Sie krank?“

„Mir fehlt nichts.“

„Gott sei Dank, hauchte Holm, ach, ich bin so froh, daß ich Sie hier gefunden habe. Ich hatte keine Ruhe, ehe ich Sie nicht gesehen. Sie müssen mir sagen . . .

„Was?“ fragte Adele.

„Sie müssen mir sagen, daß Sie mir verzeihen.“

Sie nickte teilnahmslos und sank auf die Bank hin.

„Ja, sagte Holm, ich habe mich Ihnen leichtfertig genähert. Sie interessierten mich, und ich hoffte auf eine angenehme Zerstreuung. Aber während ich mit Ihnen scherzte, hab' ich Sie so innig liebge-  
wonnen, Sie so in mein tiefstes Herz geschlossen . . .

Er hielt ein. Er sah sie forschend an. Er erwartete, sie werde zürnend und empört aufspringen. Sie blieb aber still, und sah verloren in die Ferne.

Holm neigte sich leidenschaftstrunken zu ihren Händen und küßte sie lange. Es ging wie ein Krampf durch seinen Körper.

Adele blieb still, sie schüttelte nur leise den Kopf.

Holm erschauerte.

„Du — Du — stammelte er und sah sie mit trunkenen Augen an. So sag mir, sag mir, Mädchen, daß auch Du, daß auch Du . . .

Er hing mit Beben an ihren Lippen, um die es seltsam zuckte. Aber Adele schwieg, ihre Augen waren träumend ins Leere gerichtet.

Er fuhr auf, er riß sie an sich, er küßte sie wild. Dann sah er scheu umher. Es war niemand in der Nähe, und wieder riß er sie an seine Brust und küßte ihren heißen Mund.

Sie entzog ihm ihre Lippen nicht. Sie empfing seinen Kuß duldend und still.

Dann stand sie auf.

„Bleib doch! Bleib doch!“ stammelte Holm.

Adele strich, wie aus dem Traum erwachend über Stirn und Schläfen und legte die Fingerspitzen an den Mund, als sei ihr ein Angstgedanke aufgestiegen.

„Bleib doch! Bleib doch!“ flehte Holm.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht. Ich kann nicht.“

„Ach, bleib doch!“ bat Holm wieder.

Sie schüttelte hastig den Kopf.

„Was hast Du?“ fragte Holm.

„Morgen, Morgen,“ hauchte sie.

„Ich erwarte Dich um sechs nachmittags an der Brücke.“

Sie nickte.

„Dann — — dann . . . jeuzte sie.

„Was? Was ist dann? Was soll dann sein?“

Sie biß, wie im Schmerz, die Zähne zusammen und stieß es gepreßt heraus: „dann will ich Dich etwas fragen?“

Holm fuhr auf. „Was — was willst Du mich fragen? Frag jetzt. Frag gleich. Was ist es?“

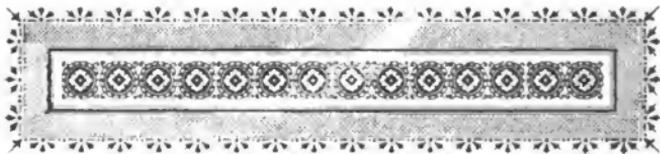
„Morgen,“ sagte Adele, ich — ich kann nicht mehr. Erbarme Dich . . .

„Betrifft es mich? So sag doch! Betrifft es mich?“

Sie schüttelte den Kopf. Sie reichte ihm die Hand; der angstvollen Blicke, die er auf sie geheftet hielt, wurde sie nicht gewahr. Sie sah über ihn hinweg ins Weite.

Nun ging sie.

Als sie heimkam, begab sie sich auf ihr Zimmer, erschloß eine Schublade ihres Schreibtisches und entnahm derselben ein Zeitungsblatt. Sie setzte sich, stützte den Kopf in beide Hände und starrte in stummem Entsetzen die Zeilen an, da das Folgende zu lesen stand: „In den Spielsälen zu Monte Carlo machen sich seit Wochen ein Berliner Druckereibesitzer R. und seine Geliebte durch gradezu wahnsinniges Spiel bemerkbar. Das Paar verlor in den letzten Tagen über eine Million Francs.“



## XVI.

Auch Gerhard Holms Glückstrauch war kurz. Da Adele dieses Beisammensein jäh unterbrach und, plötzlich verdüstert, sich entfernte, jah er ihr in Sorgen nach und marterte vergeblich sein Gehirn, um zu erraten, was sie quälte. War es Familienleid, diese Sorgen, die selbst in den glänzendsten Häusern nisten? Betraf es sie selbst? Er konnte es nicht enträtseln, aber es legte sich ihm schwer auf die Seele, wenn er es bedachte, wie sie sein Geständnis aufgenommen. Ihm wäre lieber gewesen, sie hätte ihn auch diesmal in mädchenhafter Entrüstung von sich gewiesen und hätte ihn werben und dienen lassen, hätte ihre Neigung erst verleugnet, dann zögernd und allmählich offenbart, bis er sie ganz gewonnen und die wachsende Liebe sie willenlos in seine Arme riß, und er ihr Schicksal und Zukunft für ihr ganzes Leben geworden. Statt dessen hörte sie ihn fast teilnahmslos an und nahm dieses Geschenk seiner Liebe mit dem Lächeln der Trauer entgegen. Aber ob sie ihn

liebte? Erklärt hatte sie das nicht. Sie hatte ihren Mund seinem Kusse nicht geweigert, aber diesen auch nicht erwiedert. Es war eine gelähmte Passivität, in der sie ihn angehört, und weder wandte sie sich ab in mädchenhafter Beschämung und trotgender Sprödigkeit, noch fiel sie ihm um den Hals in bacchantischem Gefühl. Er liebte sie, und sie ließ es geschehen. Das war alles.

Holm aber hatte anderes erhofft.

Kein Zweifel, es bedrückte sie etwas. Eine Herzensgeschichte wahrscheinlich, die ihre Schatten warf. Es fiel Holm ein, wie er, gleich am ersten Tage ihrer Bekanntschaft, ihr gesagt hatte, man sähe ihr an, daß sie bereits etwas erlebt hätte. Das hatte sie widerspruchslos hingenommen. War aber dieses, das gewesen war, noch so lebendig, ragte es derart gewaltig noch in die Gegenwart hinein, war ihr Herz von diesem Verlangen noch nicht frei, und gehörte ihre Neigung noch immer Einem, der gegangen war, wie konnte sie dann seine Werbung so willig dulden? Sie wollte ihn morgen um etwas befragen. Dies war der Ausschluß zu alledem. Morgen würde er wissen, wie das alles lag.

Und noch einmal richtete er seine Gedanken darauf zurück, wie das Ganze gekommen war und sich entwickelt hatte. In knabenhaftem Uebermuth, von seiner blöden Eitelkeit und frechen Begierde gelockt, hatte er diesem Mädchen in Leichtfertigkeit sich genähert, ja mit prahlenden Ruhmreden eine Wette

gewagt auf die Erreichbarkeit ihrer Gunst und die Macht seiner eigenen Vorzüge, und nun hatte er diesen Mund geküßt, und war, dem Pakt gemäß, noch einmal mit ihr zusammengetroffen, für morgen war ein drittes Stellbischein verabredet und auch jene ehrlich-freche Eröffnung hatte er gemacht, daß er an eine Ehe nicht denke, — — und nun, — — anstatt eines Triumphierenden sah das Gelingen dieses Streiches einen Bangenden, der um sein Liebstes bebt, dem ein Glück in den Schoß gefallen war, daß unter seinen Händen, kaum gefaßt, in nichts zu zerrinnen drohte, und geschah das, so war er ein gebeugter hoffnungsloser, armer Mann geworden für sein Leben.

So war es, wenn man leichtfertiges Spiel trieb. So wandelte sich der Honig in Gift, der Scherz in Bitterkeit.

Und nun ging er hin, er, der Sieger, der Frauenbezwinger, der eben den größten Triumph erstritten, die stolzeste Beute gefangen, nun ging er und schrieb drei demüthige Zeilen an den Freund und erstattete die dreifache Buße „für die Armen“. —

Während Holm an der Brücke wartete, und seine Augen suchend die Potsdamerstraße hinunterschweifen, kam Adele vom Kanal her. Ihr Gang war heute langsam und schleppend, ihre Haltung müde. Sie rief Holm an. Dieser wandte sich erstaunt nach ihr um. „Warst Du nicht in der Akademie?“ fragte er. Sie schüttelte den Kopf. Holm wollte eine zweite

Frage thun, aber mit halbgeöffneten Lippen blieb er stehen und sah Adelen an. Ihre Augen lagen tief und waren glanzlos. Ihre Farben sahl, ihr Ausdruck leidend.

„Du bist krank,“ sagte Holm.

„Nur müde,“ entgegnete sie.

„Adele, vertrau' Dich mir an. Sag mir doch: Was bedrückt Dich? Ich will Dir raten. Was bin ich Dir denn, wenn Du kein Vertrauen zu mir hast?“

Sie nickte sinnend.

„Versprich mir“, sagte sie.

„Was?“

„Versprich mir, Deine Ansicht klar und rückhaltlos zu sagen — über — — über dieses: Es ist . . . es hat jemand . . .“

Sie stockte, als fände sie die Worte nicht.

„Nun also?“ sagte Holm.

„Wenn ein Mensch etwas gethan hat, etwas — etwas Unehrenhaftes, wenn — wenn er bestraft worden ist, — im Gefängnis gewesen, wegen . . . wegen eines Betruges, einer Fälschung, kann dann seine Ehre jemals wieder von diesem Fleck gesäubert werden?“ Mit angstvollen Augen blickte sie auf Holm, der sinnend zu Boden sah.

„Ehre, sagte er, mit diesem verzwickten Begriff ist nichts anzufangen. Nach dem Gesetz ist jeder, der seine Strafe verbüßt hat, wieder im vollen Besitze seiner bürgerlichen Rechte, wie er es vor der

Strafthat gewesen. Es hat niemand das Recht, ihn eine geminderte Achtung spüren zu lassen. Die Menschen freilich üben die wunderliche Moral, einen Bestraften mit einer Art von Achtung zu belegen. Sie halten sich nach Möglichkeit fern von ihm und sorgen eifrig, daß seine Schicksale nicht in Vergessenheit geraten. Dem Unbefangenen, der ahnungslos mit einem Vorbestraften sich einläßt, tuschelt man von hundert Seiten in die Ohren, und fehlt die Macht, dem Makelbehafteten in das Gesicht hinein die Achtung zu versagen, so rächt man sich dafür, indem man ihn hinterrücks mit um so größerem Eifer brandmarkt“.

„Du nennst das“, sagte Adele zögernd, „eine wunderliche Moral; was verstehst Du darunter?“

„Eine Unmoral. Eine Verjündigung.“

„Verjündigung?“ — hauchte Adele.

„Ja. Strafe ist Sühne, und was gesühnt ist, muß vergessen werden. Es ist geradezu unmenschlich, daß eine Sünde so durchaus niemals wieder ungeschehen zu machen sein soll. Vom Standpunkt der Moral ist es absolut geboten, derartiges vergessen sein zu lassen, und einem Sünder, der gebüßt hat, als einem Gleichwertigen in jeder Beziehung zu begegnen. Und wie dieses gut ist, so ist es auch klug. Hier widerspricht die Ethik einmal nicht dem praktischen Zweck, sondern sie geht mit ihm einträchtig Hand in Hand. Um so bereitwilliger sollte man ihr in diesem Punkte folgen und niemals sich

einer Verfündigung gegen einen Bestraften schuldig machen“.

„Klug — klug ist es, einen Bestraften zu achten?“

„Das fragst Du? Wie wurde er zu einem Bestraften? Dadurch, daß er in dem Moment des Vergehens die Selbstachtung aus den Augen ließ und etwas that, was ihn um diese brachte. Ist dies nun geüht, so haben wir alle, wir alle Glieder der Gesellschaft das hohe Interesse, daß der Bestrafte seine Selbstachtung wiedererlange, daß sie sich in ihm festige und so den wirksamsten Schutz bilde, gegen einen Rückfall in das Verbrechen. Erinnern wir ihn aber fortwährend an das Vergangene, weigern wir ihm die Achtung, wie soll er da sich selber wieder achten lernen? Jeder, der einem Bestraften Mißachtung zeigt, macht sich mitschuldig an dessen Rückfall ins Verbrechen und schließlichem Untergange. Es ist entsetzlich, was in dieser Beziehung bei uns gesündigt wird! Leute, die sich für wahre Engel halten an Güte und Rechtlichkeit, wie springen sie mit derartigen Schicksalen um! Da giebt es kein Erbarmen, und wer etwas auf dem Schuldkonto hat, vogelfrei ist er bei uns, in jedem Moment muß er gewärtig sein, daß üble Nachrede ihm den Weg verlegt. Das — das müßte auf der ersten Seite aller Katechismen und Morallehren stehen: Du sollst Deines Nächsten bestrafte Sünde nicht weitertragen. Du sollst Deinen Nächsten, der gebüßt hat, achten und lieben“.

„Lieben?“ fragte Adele mit bebenden Lippen.

„Ja, lieben denn wir sind in seiner Schuld. Wir alle haben Theil an seinem Vergehen, da wir die Welt so eingerichtet und so bestehen lassen, daß das Verbrechen nur zu oft der einzige Ausweg in der Bedrängnis bleibt. Zudem, die Wissenschaftler leugnen die Willensfreiheit, und ist nun der Verbrecher willensunfrei, wie er es ist, so trägt er seine Strafe doch nur unseretwegen, damit wir vor ihm geschützt seien. Da scheint es mir doch eine selbstverständliche Moral, den Wankenden zu stützen, den Strauchelnden aufzurichten. Und hat einer die Kraft, nachdem er einmal gefehlt, von Strafe geschändet, von Mißachtung gedemütigt, in seinem Stolge verletzt, seines Selbstvertrauens beraubt, sich Jahre hindurch rein zu halten und trotz der teuflischen Nachrede, der allseitigen Hemmung und Niedertracht, sich rein und ehrlich zu halten, wahrhaftig das — das ist ein Held, der einem furchtbaren Kampfe Stand gehalten.“

Er hielt ein und sah ihr forschend ins Gesicht. Der Gedanke kam ihm, hier müsse ihr Geheimnis liegen, in diesem eben Erörterten. Er sah sie an. Der letzte Blutstropfen war aus ihrem Gesicht gewichen. Ihre Lippen waren fest geschlossen, ein bitterer Leidenszug umspielte den Mund. Sie sah starr vor sich hin und atmete ruhig. Es war, als hielte sie mit ganzer Macht den Kampf geheim, der sich in ihr vollzog. Nun blieb sie stehen, reichte Holm

die Hand und winkte ihm mit schmerzzerwühlten Zügen stumm zu gehen.

„Adele, sagte Holm, seine Stimme bebte, Du willst Dich mir nicht anvertrauen. Nicht einmal dies bin ich Dir wert?“

Ihre Arme sanken schlaff herab. Sie schüttelte den Kopf. Mit dem Ausdruck furchtbarster Hilflosigkeit stand sie vor ihm.

„Du kannst nicht, sagte Holm, Du kannst nicht, weil Du mich nicht liebst. Siehst Du, ich — ich könnte, mein ganzes Herz könnte ich Dir ausschütten. Ich wüßte nichts — nichts, was ich Dir nicht anvertrauen könnte. Denn ich liebe Dich in tiefster Seele. Du aber . . .“

Es schnürte ihm die Kehle zu. Die Stimme versagte ihm; er biß die Zähne aufeinander.

„Gut, presste er heraus, ich frage Dich nicht mehr. Aber, wenn Du fühlen wirst, daß eine dreifache Kraft dazu gehört, allein zu tragen und wenn Du zu unterliegen fürchtest, vielleicht erinnerst Du Dich meiner dann. Leb' wohl.“

Sie drückten sich stumm die Hand, in entgegengesetzter Richtung gingen sie auseinander.

— Nun stieg ihr etwas die Kehle hinauf, etwas schmerzhaft Schnürendes. Es war, wie wenn ein Band sich dort zusammenzöge und ihr den Atem sperrte. Ihre Brust stürmte, ein gequetschter Schmerzensston, ein halb unterdrücktes Schluchzen entquoll ihrem qualvoll verzogenen halbgeöffneten

Munde. Sie wankte und drohte umzufallen. Ein Arbeiter kam ihr entgegen und starrte sie neugierig an, da raffte sie alle Kraft zusammen und, während sie mit zusammengebißnen Zähnen, stürmisch atmend ging, rannen ihr die Thränen über das Gesicht. Sie trocknete sie hastig und beschleunigte ihren Schritt. Mit Gewalt zog sie ihre Gedanken von dem großen Abgrunde fort und richtete sie auf Holm.

Er liebte sie, ihr aber war er nur sympathisch, nichts weiter. Er hatte ihr stürmisch sein Gefühl offenbart, und sie hatte ihn in einer Art von Betäubung angehört. Das erste Du, das ihm seine heiße Leidenschaft in den Mund gelegt, sie hatte es hingenommen, ja erwidert und seine Küsse hatte sie geduldet.

Dabei liebte sie ihn nicht, und ihre Gedanken waren fern von ihm.

Wie war es möglich, daß das geschah?

Was brachte sie dazu, dies alles einem Menschen zu gestatten, für den sie nichts empfand? Was riß sie dazu hin, die Liebesbeteuerungen dieses Mannes hinzunehmen, ihre Lippen seinem Kusse nicht zu weigern?

Sie schüttelte den Kopf. Wie rätselhaft das war, wie rasch, wie unvermutet dies alles über sie kam!

Noch vorgestern empörte sie sein Kuß und gestern duldete sie ihn. Das erste Mal freilich, da er sie küßte, dünkte sie dies nur eine Freiheit, die er sich

nahm, und gegen diese empörte sie sich. Gestern aber schien er vor ihr zerknirscht, und gebrochen von der Furcht, sie würde ihn nun für immer von sich jagen und sich ihm gänzlich entziehen. Gestern sprach zum ersten Male eine reine und tiefe Neigung aus ihm und diese hatte sie gerührt.

Ja, aber dies, dies war doch das aller Unbegreiflichste! Es lag doch näher, eine unbesonnene Reckheit zurückzuweisen und dann zu verzeihen; als eine unerwiderte Leidenschaft sich offenbaren zu lassen und dulgend hinzunehmen. Was war denn nur mit ihr geschehen in diesen vierundzwanzig Stunden, die die Empörtheit in ihr zu einer matten Passivität umgewandelt, so daß sie, das stolze Mädchen, willenlos sich von den Armen eines Ungeliebten umschlingen ließ?

Als sie vorgestern Abend in hellem Zorne gegen Holm heimkehrte, fand sie ihren Vater, wie gewöhnlich, am Bett der Mutter sitzen. Er hielt das Abendblatt in der Hand, und man besprach im Familienrat die Könningersche Affaire. Als Adele eintrat, erzählte ihr der Vater die Sache brühwarm und reichte ihr die Notiz. Adele sank auf einen Stuhl. Mit schwer erheuchelter Ruhe mußte sie die Marter all der Glossen erdulden, die über „diesen Wüstling, diesen Spieler, diesen Lüdran mit dem Biedermanns-gesicht“ sich ergossen. Und auf die fortwährende Frage: „Was sagst Du denn bloß dazu?“ brachte sie immer nur das eine Wort heraus: „Entsetzlich.“

Sie flüchtete auf ihr Zimmer und suchte es zu fassen, dieses Gräßliche. Und während sie sich empörte über diesen Mann, den sie zu lieben gemeint, der sie geliebt hatte und nun so abgrundtief gesunken war, während das Mädchen in ihr seinen Stolz bluten fühlte, da dieser Mann aus ihren Armen in die einer Dirne sich geflüchtet, währenddessen fiel sie ein Gedanke an, vor dem sie erbebt, den sie abwehrte, den sie verzweifelt von sich scheuchte, der aber in immer erneutem Angriff wie ein gieriges Raubtier sich auf sie stürzte: Den Untergang Könningers hast Du verschuldet. —

Sie wehrte sich dagegen, tausend Einwendungen erhob sie, sie wollte, sie mochte, sie konnte es nicht gelten lassen. Es war doch in der Welt niemand, der von ihr verlangen konnte, daß sie einen Bestraften heiratete! Und doch sein Vergehen lag lange Jahre zurück, als unreifer Junge hatte er es begangen, seitdem hatte er sich tabellos gehalten und besaß die Achtung aller, die ihn kannten. Nun liebte er und wurde wieder geliebt, nun blühten ihm die schönsten Hoffnungen, und was die Welt vergessen und vergeben hatte, das beichtete er nun der, die ihm ihre Liebe geschenkt, und was Gleichgültige, Fremde verziehen hatten, sie verzieh es nicht. Als eine grausame Richterin brach sie den Stab über ihn und wandte sich schweigend und verächtlich von ihm ab. Nun freilich warf er alles von sich, nun natürlich stürzte er sich in Sünde und Betäubung . . .

Nein, nein, es steckte in ihm, von einem Verbrechen kam er, in Sünde und Schande ging er. Und doch, hätte sie gesagt: Du hast Dich vergangen, ich aber liebe Dich, ich glanbe an Dich, für mich ist das ungeschehen, — er wäre heute ein glücklicher, geborgener, hochgeehrter Mann, nicht fähig, fingerbreit vom rechtlichen Wege zu weichen. — Nein, es war etwas Rohes in ihm, eine Neigung zum Exceß — — natürlich, wenn die Verzweiflung vor ihm stand, wenn er sein Loß auf ein Mädchen gesetzt, auf ein eitles Ding, das ihn gedankenlos vernichtete und zu den Toten warf.

O mein Gott! O mein Gott! Mit beiden Händen hielt sie ihre Schläfen, mit entsetzten Augen starrte sie an die Wand, da nun zum ersten Male die Erkenntniß ihrer schweren Sünde wie ein blutiges Gespenst sich vor ihr erhob.

Sie konnte, sie konnte das nicht ausdenken. Auch war die Schuld geteilt. Er durfte nicht so gehen, er mußte versuchen, ihr die Lage zu erklären, er mußte sprechen, schreiben, statt dessen aber ging er hin, mit einer Dirne ging er, sich am Spieltisch seinen Untergang zu suchen. Er hatte schnell vergessen, seine Liebe sowohl, wie alles, was er an Rechtlichkeit und Ehrbegriff besessen. Wie einen lästigen Mantel hatte er dies alles abgeworfen, im Nu, als hätte er nur auf diesen Augenblick gewartet. Nein, mochte er hinfahren, er hatte sich selbst sein Grab gegraben. Sie hatte keinen Teil mehr an ihm; ihrer ganzen

Kräfte harrte ihre große Aufgabe und dieser wollte sie gehören.

Aber es ließ nicht von ihr, es fiel sie an fortwährend, das Gewissen ließ ihr keine Ruhe, es hegte sie, es folterte sie, es nahm ihr allen Willen. Nach einer entsetzlichen, peinvollen Nacht hatte sie die Kraft nicht, ihren Unterricht zu nehmen. Matt und müde schlich sie unter die knospenden Bäume am Neuen See und stieß dort auf Holm. Der gestern noch ein frecher Zubringling gewesen, ließ heut eine reine Neigung erkennen. Die Angst, er könne sie verloren haben, lag blaß auf seinen Zügen und glühte in seinen übernachtigen, matten Augen. So sprach er zu ihr, zu ihrem gehegten, totmüden, ringenden, angst-erfüllten Herzen von seiner heißen Liebe, sie hörte es an, und versuchte, jenes davon übertönen zu lassen, das in ihr schrie von Schuld und Sünde. Aber auch dieses, auch dieses brachte das Andere nicht zum Schweigen. Immer von Neuem reckte es sich empor, immer von Neuem züngelte es auf, und während Holm ihre Lippen küßte, lauschte sie entsetzt diesen strafenden Stimmen. Holm sah es, sie litt. Er fragte, er forschte und heut hatte sie ihre Verurteilung aus seinem Munde empfangen.

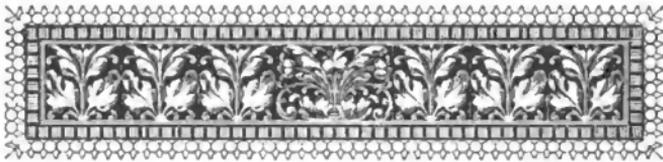
Verfündigt hatte sie sich an dem, der sie geliebt hatte. Eine Jugendverirrung hatte die Gesellschaft hart an ihm geahndet, ein Menschenleben hatte er gebraucht, um in heldenmütigem Kampfe der Welt von Neuem Achtung abzurufen, und es stand nie-

mand gegen ihn auf, ihm die Ehre anzutasten. Nur sie hatte ihn verdammt und als Gebrandmarkten von sich gewiesen, und dieses Verdikt brach ihm die Kraft und riß ihn nieder. Sie hatte ihn gefällt mit diesem einen Streiche, von ihrer Hand gesellschaftlich gemordet lag er am Boden.

Sie stöhnte auf, geängstigt sah sie umher. Da stand sie an der Drakestraße, und drüben winkte die Villa ihres Vaters. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie umkehren. Ja — ja gewiß, Holm war klug, er sollte ihr raten. Sie wollte ihm alles sagen, daß sie selber . . . und nun — nun wollte sie ihn fragen, was sie nun . . . was sie jetzt thun solle . . . wie dieses Gräßliche vielleicht nun doch noch . . . doch noch — — noch — gutzumachen . . .

Ein Ruck ging durch ihren Körper. Wie ein Blitz durchzuckte es sie. Ihre Augen leuchteten auf Gutmachen — wieder gutmachen — — wie eine Erlösung kam der Gedanke über sie. Tief atmete sie auf, noch einen Moment stand sie mit freudeverklärten Zügen da, dann stürzte sie durch diese stille Straße dem Hause ihres Vaters zu.

Ein glattrasiertes, verduhtes Dienergesicht neigte sich aus einem Parterrefenster und sah der dahinstürmenden Dame verwundert nach. —



## XVII.

In der Angst, jemandem zu begegnen, eilte Adele in höchster Hast über die Hintertreppe auf ihr Zimmer. Sie warf Hut und Mantel ab und eilte zum Schreibtisch. Die Befreiung eines guten und festen Entschlusses lag auf ihren Zügen. Eben streckte sie die Hand nach ihrer Feder, — da klopfte es. Adele fuhr zusammen. Ihre Nerven waren in so zuckender Unruhe, daß dieses Klopfen sie wie ein Kanonenschlag erschütterte.

Das Hausmädchen trat ein. „Eben, sagte es, ist dies gekommen“.

Sie hielt Adelen einen Brief hin. Diese stieß einen schwachen Schrei hervor, da ihr die fremdländische Marke in die Augen stach. Mit bebender Hand griff Adele nach dem Brief und sah dem Mädchen starr nach, das eben aus der Thür ging. Als diese sich geschlossen, sank Adele in einen Stuhl. Sie neigte das Haupt, wie überwältigt von etwas Schwerem, Feindlichem, wogegen sie sich machtlos

fühlte. Wenn dieser Brief — — sie warf einen entsetzten Blick auf seine Adresse, eine fremde Hand hatte sie in wilden, weit ausgereckten Zügen auf den Umschlag geworfen. Es war, als wären diese wenigen Worte unstät auf der Flucht niedergeschrieben. Drei= viermal hob sie die Hand, die den Brief hielt, ebenso oft ließ sie sie wieder sinken. Ein dumpfes Angstgefühl überkam sie, ein Entsetzen vor dem, was diese dünnen Blätter bergen könnten.

Es vergingen Minuten banger Kampfes, ehe sie sich überwand, einen furchtsamen Blick auf den Poststempel zu werfen. Erleichtert atmete sie auf, er war gänzlich verwischt und unentzifferbar. Nun warf sie den Brief auf das Bauerutischchen zwischen die Kissen und begann einen unruhigen Gang durch das Zimmer auf und nieder. In ihren erregt wogenden Gedanken schwankte ihr Geist zwischen dem Schrecknis dieses geschlossenen Schreibens und dem Trostgedanken, mit dem sie hoffnungsbelebt das Zimmer betreten. Ja, ihm schreiben, alles, alles, Klarheit schaffen, die Schuld abmessen, zu beiden, zu gerechten Theilen. Abwägen, was sie ihm gethan, was er ihr, die größere Schuld sich selber zumeissen und ihn zurückrufen aus Verirrung und Verzweiflung, zurück . . . Ihre Fäuste ballten sich . . . der Brief . . . der Brief . . . Daß er von Könninger kam, dieß stand ihr fest. Nur, was er schrieb, hierin irrten ihre Gedanken von diesem zu jenem. Sie nahm das Schwärzeste. Wie, wenn er, wenn

er im Augenblicke, da er dem allen ein rasches Ende schuf, an sie geschrieben? Wie, wenn dies, was dort in unheimlicher Blässe von dem Tischchen leuchtete, wie, wenn es der Abschied eines Sterbenden . . .

Sie riß die Hände wie im Schauer vor die Augen und preßte sie hinein.

„Nein — nein — das — das war es nicht, — das konnt' es nicht sein; so — so ausgeuchte Marter wird ihr nicht beschieden . . . .

Sie griff an ihre Schläfen . . . nein, nein, so war das nicht, so konnte das nicht sein . . .

In sich zusammengefunken, die Züge angstverzerrt, mit geöffnetem Munde atmete sie rasch und beengt und sah hinüber zu dem leuchtenden weißen Briefe, der ihr Schicksal barg.

Wie feige sie war. Ein Mann ginge hin, riße den Umschlag auf und sähe seinem Schicksal ins Gesicht. Auch sie wollte stark sein, sie erhob sich, trat einen Schritt auf das Tischchen zu, dann hielt sie ein.

Wenn dieser Brief nun wirklich das Entsetzlichste enthielt? Was — war es doch — was war es doch, das noch vor fünf Minuten sie so leicht und hoffnungsvoll gemacht? Womit war sie doch heimgestümt wie erlöst? Es . . . es war — sie — sie wollte doch — schreiben — schreiben wollte sie ihm. Das konnte sie ja noch. Dieser Brief da konnte . . . konnte doch eine Stunde — einen Tag — einen Monat später gekommen sein. Vielleicht enthielt er

garnichts, was die Sache betraf, und war vielleicht von einem — einem — von irgend jemand sonst. — Und wenn er nun verloren gegangen wäre? — Aber er war da, da lag er, und nun mußte sie ihn lesen.

Nein — , nein — sie, — sie konnte nicht, jetzt konnte sie nicht — sie mußte — wollte erst — erst selber . . . . Ja — das war ihr Recht. Sie mußte dieses sich von der Seele schreiben. Kein Brief der Welt konnte sie daran hindern. Sie erstickte daran, und das, das war ihr doch vergönnt, daß sie nach Atem rang, sich sammelte noch einmal, ehe sie . . .

Sie stürzte hin zum Schreibtisch, mit fliegender Hand begann sie nun zu schreiben.

„Wir haben beide schwer gesündigt. Du, Geliebter, mußtest Deinen Stolz bezwingen und mich meine Pflichten lehren. Du mußtest mir sagen, daß es ein schwerer Frevel war, mit dem ich mich an Dir verging. Dies ist nun geschehen und ich verblute in meinen Schmerzen. Aber auch mein Verbrechen ist Unbedachtsamkeit, Unreife, Thorheit. Wer riet mir denn? Wer legte mir denn die Hand auf die Stirn und schrie mich an: „Was thust Du da!“ Mit geschlossenen Augen haben wir beide gesündigt, und wie die Hüßlosigkeit der Jugend Dir mildernd angerechnet werden mußte, so thu nun auch mir. Ich war so jung wie Du, als ich so gräßlich mich verging. Nun höre mich: Kehre heim. Ich liebe Dich. Ich will Dich zehnfach lieben. Ich will

Dein Haupt mit tausendfacher Lust an meinen Busen drücken, dieses Haupt, daß ich so grausam schlug. Kehr heim, komm, rette mich, ich trage diese Pein nicht länger, ich — auch ich muß sühnen können, auch mir muß das vergönnt sein, wieder rein zu werden und mein Verbrechen abzuthun. Friß, Du — Du mußt Erbarmen mit mir haben. Ich bin ja doch — ich bin ja doch Dein Mädchen, das Dich liebt und dessen Wunsch und Schicksal ist, zu teilen — alles — alles — mit Dir zu teilen, Schuld, Sühne, Freude, Glück, Wonne, Schmerz und Tod . . . .

Sie schrie auf, sie warf die Feder gegen den Tisch, daß sie hoch aufsprang, sie stürzte hin zu dem Briefe, sie riß ihn auf, in wilder Jagd eilten ihre Augen über diese Zeilen hin.

„Verflucht seist Du! Wie ich Dich liebte, so hasse ich Dich nun! Du bist mein Leben; sein getreues Abbild bist Du. Du reiztest mich, Du locktest mich, ich stürzte hin zu Dir, dann stießest Du mich in den Staub und tratetest mich mit Füßen. Du und die Welt, Ihr locktet mich mit tausend Freuden und betrogst mich dann. Ich hab Euch satt. Ich fluch' Euch beiden. Und wenn die Welt darüber lacht und achtlos über mich hinweggeht, neue Opfer sucht und andren Thoren winkt, und im Moment, da ich nun gehe, meiner schon vergißt und eines schwer Betrogenen in dieser Menge der Getauschten sich nicht erinnert, — Du sollst mich nicht

vergeßen! Ueber diese viel hundert Meilen hin, die Du mich von Dir triebst, greif' ich mit meiner Hand nach Dir und reiße Dich mit in meinen Sturz. Du sollst nicht froh sein, während ich ein Ausgestoßener, mich von dannen stehlen muß. Du sollst im Glücke nicht genießen und freudig atmen dürfen, während ich in Nacht und Schande hingehen muß. Du bist mein Anteil, mein Besitz, und wie in Glück und Seligkeiten, so gehörst Du mir in Grausen und Verzweiflung. Wisse denn, — ich bin hingefahren. Mit zersprengtem Schädel, wenn Du dieses liest . . . die Kugel durch die Schläfe . . .“

Abele stürzte lautlos hin, lang ausgestreckt lag sie am Boden, das Gesicht in das zottige Bärenfell vergraben, das vor dem Schreibtisch lag. Erst blieb sie in langer und dumpfer Betäubung, als hätte sie einen Schlag gegen die Stirn erhalten und lag befindungslos. Dann ging ein Zucken durch ihren Körper, der in ihrer zugekrampften Rechten eingeknüllte Brief knisterte, dieses Geräusch lenkte ihr erwachendes Bewußtsein, und das Entsetzen des Momentes trat voll vor ihre Seele.

Rönninger war tot. Er hatte sich erschossen, und seine Rache kam nun über sie. Sie sah ihn mit durchschossener Schläfe, schrecklichen, offenen, starren Augen, die rauchende Waffe in der Hand, ein verzerrtes Lächeln um die Lippen, als denke er an seinen Brief, der, wie ein vom Sturm gepacktes Blatt, in rasender Eile ihr nun zugewirbelt ward.

als könne das Gericht nicht rasch genug an ihr vollzogen werden. So griff er nun mit seiner Totenhand nach ihr.

Sie raffte sich empor auf ihre Knie, sie schüttelte sich im Entsetzen, sie griff nach ihrem Halse, — sie schrie, ihr war, als hätte eine eiskalte Hand sie im Genick gepackt. Das war er. Das war der Wahnsinn, das war das Blut, das sie vergossen, daran sie nun erstickte, es stieg ihr in die Kehle, es sperrte ihr den Atem, wie sich ringelnde Nattern schlängelte sich etwas um ihren Hals und schnürte ihn zusammen. Mit bebenden Händen riß sie sich das Kleid auf, mit entblößter Brust erhob sie sich und sank stöhnend auf den Sessel am Schreibtisch. Ihre Hand schreckte zurück, da sie etwas Kaltes berührte mit wildem Griffe packte sie es, es war ihr silberner Bleistift. Sie umklammerte ihn, und während ein Gespensterheer entsetzlicher Gedanken ihr durch's Gehirn jagte, fuhr die:er Bleistift, von willenlosen Fingern geführt, über den Brief, den sie begonnen, über die Schreibmappe, über die Platte des Tisches und wieder über den Brief und schrieb und schrieb in bewußtlosen Zügen.

Adele sprang auf, sie warf den Bleistift hin, sie hob den Kopf, sie wollte dieser Schrecken sich erwehren und starrte mit weit aufgerissenen Augen in dem dunklen Zimmer umher.

Was hatte sie gethan! Was hatte sie denn gethan! So wurde man gestraft um einen falschen Schritt, um eine unbedachte That.

Wie das alles kam. Wie rajch und rätselhaft. Gestern noch rein und heut mit einem Morde beladen.

Und zwischen dem lag nichts, keine That, kein Wort, nur ein stummes Sichabwenden von Einem, der dann ging, um zu verzweifeln. Nun war es geschehen, und alles war bereit, sich zu vollziehen, erbarmungslos und unerbittlich.

Sie fuhr auf.

Ihres Vaters Stimme hörte sie, die unten nach dem Mädchen rief. „Martha! Martha!“ klang es durch das Haus.

Abele lächelte bitter.

Er rief nach seinem Abendblatte, während sie mit ihrem Schicksal rang. So ferne war man nun einander. Dabei liebte er sie und sie ihn, aber dies war eine unnütze, fruchtlose, schwache Liebe, da der Vater in lächerlicher Anbetung versank, das Kind, verzogen und verhätschelt, seine Huldigungen nahm. Dies war die Liebe zwischen beiden, die nicht reichte, daß man seine Schmerzen teilte, die nicht stark genug war, zu fordern, daß man teilte in Grausen und Entzücken. Weder von den Küssen des Geliebten trunken, noch von seinem Fluch' entsetzt riß es sie hin zu ihrem Vater. Ihre Mutter wußte nur von ihrem eigenen Leiden, dies hatte sie stumpf gemacht für alles andere um sie her.

Und da hatte man nichts, niemanden, nicht eine Freundin. Niemals hatte sie eine gehabt; sie war

einsam geblieben ihr Lebelang. Einsam hatte sie gelebt, und einsam . . . Wie denn? Sterben? Sterben — sie — jetzt — heut?

Sie strich mit zitternden Fingern über die Schläfen, während sie mit starr blickenden Augen feierlich nickte.

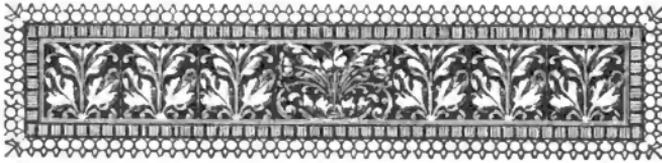
Ja, sterben. Denn diesen zerhossenen Kopf vor Augen, diesen gräßlichen Fluch in den Ohren, ließ sich's nicht leben. Ja, er, der Tote griff nach ihr, — jetzt griff er nach ihr.

Sie stürzte an das Fenster, — sie riß es in ihrer Beängstigung auf, atmete einen Moment die Abendkühle, dann fuhr sie schreiend zurück. — Aus seinem dunklen Fenster dadrüben heraus hatte eine blasse Hand gewinkt. Deutlich hatte sie es gesehen, ganz — ganz deutlich, so brandete das stürmende Blut in ihren Augen.

Alles flog an ihr im Zitterkrampfe, sie stürzte zum Sofa, da ihr Hut lag, sie warf den Mantel um.

Hinaus, hinaus, den Ort verändern, diese Schrecken fliehen, laufen, laufen, im Freien — im Freien atmen . . .

Als wäre der leibhaftige Tod hinter ihr, so stürmte sie davon und kam ungesehen aus dem Hause



## XVIII.

Sie flog mehr, als sie ging. Sie keuchte laut, ihre brennenden, schmerzenden Augen bohrten sich in dieses Dunkel rings. An der Ecke der Drakestraße blieb sie stehen, wandte sich noch einmal nach ihrem Vaterhause um, dessen Fenster im Dunkel lagen, dessen helles Gemäuer aber matt herüber glänzte. Mit wehmütigen Augen, zuckenden Lippen nickte sie ihm zu, als wollte sie Abschied nehmen, Dann übermannte es sie, mit einem Ruck sich losreißend, stürzte sie schluchzend fort. —

Da dehnte sich der Kanal vor ihr, in unabsehbarer Länge reichten sich die Laternen mit leise flackernden Flammen aneinander wie ein Fackelspalier ihrer harrender Schächer. Sie eilte hinüber, lehnte sich mit geschlossenen Augen an einen Baum, dann, mit Aufbietung alles Willens, riß sie die Lider auseinander und zwang ihren erstarrenden Blick in das schwarze, leise ziehende Wasser hinab, über das hie

und da von einem Licht schmale und rötliche lange Streifen hinflimmerten.

Wie schwarz es war da unten, wie schwarz und schweigend.

Sie schauerte.

Aus einem Parterrefenster klang von drüben die Melodie eines süßen Chopinschen Nocturnes leise herüber, das sie selbst einmal gespielt, — damals — damals — wie lag das weit — damals, da sie noch über eine Strafpredigt ihrer Mutter sich weinend beim lieben Gott beschwerte, — damals — als noch — — im Nu sah sie sich in sonnen-durchfluteter Kirche vor dem Altar knien und in ihrem schwarzseidenen Kleide bitterlich weinen. Warum weinte sie damals so sehr bei ihrer Einsegnung? War das wohl eine Vorahnung alles dessen, dem man entgegenging? Sie sah ihn vor sich, den alten Probst, mit seinem schmalen, kahlen Kopfe stand er vor ihr, er neigte sich zu ihr nieder, er legte seine knöchigen Hände auf ihren Kopf und sprach mit Könningers Stimme: „Verflucht seist Du! Jetzt greife ich mit meiner Hand nach Dir!“

„Da — da,“ stammelte sie, ein Aechzen entrang sich ihr, mit angsterstarrten Augen blickte sie in dieses schwarze Wasser hinab, aus dem sie wieder auftauchte diese mächtige, bleiche, weiße Hand. Diesmal winkte sie nicht, diesmal spreizte sie die Finger weit und reckte sich nach ihr, als wollte sie sie greifen.

Adele stürzte fort, über den Fahrdamm stürzte sie hinüber auf die andere Seite der Straße, da sie das Wasser nicht sah, dieses lauernde, schleichende, entsetzliche Wasser.

Aber nun — nun tauchte es aus den Sträuchern auf, die diese kleinen Vorgärten bekränzten, aus ihnen tauchte es nun auf in schrecklicher Lebendigkeit von drohenden Fäusten, greifenden Händen, winkenden Fingern.

Stöhnend blieb sie stehen und schloß die Augen vor all dem Entsetzen — da — da auf kirschroten Rasen sah sie ihn hingestreckt mit zerschmettertem Schädel, dem es in meerblauen Strömen entquoll das Blut — das Blut, das die Erde trank in gieriger Haft und das sie dort — — dort zu seinen Füßen wieder ausspie wie Gift — — einen Springbrunnen schreienden, rächenden rauchenden Blutes.

„Mein Gott, mein Gott!“ stammelte sie und griff an ihre Schläfen, als fühle sie, wie der Wahnsinn ihr ins Gehirn griff, „mein guter Gott, laß mich doch sterben!“

Wie instinktiv richtete sie ihre Schritte wieder dem Wasser zu, blieb aber auf halbem Wege stehen und lächelte vor sich hin. Dann sah sie mit großen Augen umher, als wolle sie diesen Platz ihrem innersten Gedächtnis für alle Zeiten einprägen. Ja, hier, hier war es gewesen, wo sie, an jenem Weihnachtsabend, ihm begegnet war, wo er grußlos an ihr vorüberging, hier war es, da zum ersten Male in ihrer er-

schauernden Seele der Gedanke sich regte, daß er sie lieben müsse. Sie lächelte selig, aber dann hob sie rauch den Kopf und blickte den Weg hinunter, den er damals gekommen war, und wieder quollen ihre Augen hervor, und versteinerten sich in Todesangst, denn dort — dort mit wankendem Schritt, das Gesicht blutüberströmt, beide Hände an die klaffende Schläfe gedrückt, dort kam er nun — er — er — ihr rächendes Opfer.

Sie schrie auf. „In das Wasser! In das Wasser!“ murmelte sie hinter zusammengepreßten Zähnen, sie that ein paar Schritte gegen die Böschung, aber als sie dieses schwarze Dunkel da unten erblickte, wich sie wieder entsetzt zurück.

Nein — nicht — nicht da hinab, — nicht dort hinüber, wo es winkte, drohte, griff, nicht dorthin zurück, von wo er gewankt kam, er — der Furchtbare — fort — dort hinüber, dort war der Weg frei, dort ging ein Mensch, dort rasselte ein Wagen; — sie stürzte hin. Ueber die Brücke lief sie, sie starrte, hinübergelangt, mit sinnenden Augen einen Moment zu zwei erleuchteten Fenstern hinauf, die aus der dunklen Riesenfront dieses Eckhauses tröstend herniederschimmerten.

Sie sah hinauf wie der Versinkende nach dem Ufer, wie der Strandende nach dem Feuer des Leuchtturms; so sieht ein Sterbender drein, dem in seinen Qualen das rasende Fieber mit einem Phantom die Sinne umgaukelt, den es aus dem Moder-

geruch des Krankengemachß auf eine heuduftende Wiese verweht am blinkenden Strom unter Blumen und Sonnenglanz, in laue, kosende Lüfte. Diese beiden Fenster dort oben leuchteten mit magischem Glanz tief in ihre Seele hinein und erweckten mitten im Grauß ihrer Angst süße Erinnerungen an Licht und Freude, an Liebe und Glück, an Schönheit und Leben. Und als ihr die Qual ihrer Lage in das Bewußtsein zurückkehrte, da, — von einer tiefen Sehnsucht hingerissen, von ihrer Angst gehezt, all dieses Grausen drohend hinter sich, stürzte sie hinüber zu diesem Hause, stürmte dessen Treppen hinauf und schlug im dritten Stock mit beiden Fäusten an eine Flügelthür, die ein weißes Porzellan Schild mit der Aufschrift G. Holm trug. Noch einmal schlug sie gegen diese Thür, — da öffnete sie sich, und Holm starrte sie an, als wäre sie ein Gespenst, da sie mit fliegendem Busen, aus halbgeöffnetem Munde fieberhaft atmend, mit verzweiflungsdurchwühlten Zügen, die Lippen zu einem schmerzlichen Lächeln verzogen, vor ihm stand.

„Adele!“ schrie er und griff sie bei der Hand und zog sie in das Zimmer. Sie folgte willenlos. Halb bewußtlos schloß er die Thür und drehte den Schlüssel im Schloß zweimal herum. Dann wandte er sich zu ihr. Er zitterte und starrte einen Moment auf ihre stürmisch wogende Brust; da plötzlich warf sie sich in seine Arme, und während Holm laut aufjauchzte, riß sie seinen Kopf zu sich her-

nieder, suchte mit brennenden Lippen seinen Mund und sog sich an ihm fest in einem langen, gierigen, geängstigten, dürstenden Kusse. Es war, als wollte sie von seinen Lippen Trost und Mut, Kraft und Widerstand, Betäubung und Vergessenheit trinken, und während er tolle, jubelnde Liebesworte stammelte, flossen ihre Thränen lautlos wie stumme Klagen ihres Jammers. Sie neigten sein heißes Gesicht.

„Weine nicht, sagte er, freue Dich, jauchze mit mir, Du — Du — mein Alles! Jetzt erst bist Du wirklich mein! Jetzt erst ist unser ganzes, großes, rauschendes Glück gekommen! O Du — Du meine selige Freude — Du, siehst Du — so mußte es Dich packen und in meine Arme reißen. Aber — aber — weißt Du — geh nun — geh — Du mußt jetzt gehen. Mir brennt der Kopf — mein Blut siedet — besinn Dich nicht — jetzt — jetzt geh — Du sollst meine reine, geheiligte Braut sein“. . . Er riß sich von ihr los, hastig erschloß er die Thür. Noch einmal preßte er sie stürmisch an sein Herz. „O Du glückseliger Tag — stammelte er, o Du unfassbare Seligkeit — mein süßes — mein süßes Lieb — nun geh — geh aus dem Haus — ein paar Schritte weiter, dann komme ich nach, man darf uns hier nicht beisammen sehen. — Ich bringe Dich nachhause“.

Er riß sich los, von leuchtender Freude glänzend griff er nach Hut und Mantel. Sie aber stand regungslos inmitten des Zimmers und stierte an

die Wand und murmelte: Da . . . da . . . siehst Du es auch? Da . . . da . . .

Holm starrte sie an, sein Blut stockte. „Was,“ stammelte er, „was sagst Du?“

Noch einen Moment stierte sie mit verstörter Miene an die Wand, dann schrie sie auf und stürzte aus dem Zimmer.

Holm griff an seine Stirn, ihm war, als bebe der Boden unter ihm. —

Ein glückseliges Weib, eine von jauchzendem Gefühl in seine Arme getriebene Braut meinte er geküßt zu haben, und nun sah er ein geängstigtes von räthelhaften Schrecken gehektes, halb wahnfinniges Wesen aus seiner Thüre stürzen. Wild hörte er sie die Treppe hinabstürmen, sofort eilte er ihr nach und erreichte sie vor der Hausthür. Sie wollte ihm entweichen, aber er packte sie am Arm.

„Mein Süßes,“ sagte er, „was ist Dir denn? So sprich doch nur, was hast Du? Was quäl — was ängstigt Dich? So rede doch, es wird Dir besser werden, wenn Du Dich mittheilst. Sage doch, was hast Du nur? Wovor — in aller Welt — wovor fürchtest Du Dich?“

Sie hatte sich an ihn geschmiegt, sie zitterte an allen Gliedern, aber sie blieb stumm. „Du bist krank,“ sagte Holm. „Du bist krank. Ich denke mir, Du hast Dir etwas in den Kopf gesetzt, was mit alledem zusammenhängt, wovon wir heute sprachen. Wirf es ab! Wirf alles von Dir! Hörst

Du! Du bist mein, wir beide, wir gehören uns, und alles andre in der Welt soll uns nicht kümmern. — Ach, ich kann Dir garnicht sagen, wie mir war, als Du so plötzlich in meinem Zimmer standest. Alle Sinne schwanden mir. Ich war wie betäubt. Aber sag doch . . . was . . . was trieb Dich denn . . . Nein — nein, das frag' ich nicht . . . hörst Du . . . das hab' ich nicht gefragt — nicht fragen wollen. — Aber nur Geduld — mein holdes, süßes Lieb, gedulde Dich . . . bald . . . bald . . . sollst Du zu mir kommen und bei mir bleiben . . . bis . . . bis . . .

So sprich doch nur ein Wort! So sieh mich doch nicht mit so gequälten Augen an! Ich bin ja bei Dir. Es geschieht Dir ja doch nichts. Ich bringe Dich nun . . . Er verstummte und sah mit Entsetzen, wie sie aufstöhnend sich den Mantel aufriß, und ihre nackte Brust unter dem geöffneten Kleide hervorschimmerte. „Adele“ schrie er und riß ihr den Mantel zusammen und knöpfte ihn mit zitternden Fingern zu. „Adele!“ stöhnte er verzweifelt, in bebender Angst und schleppte sie hastig ihrer Wohnung entgegen. An der Ecke der Drakestraße blieb er stehen und ließ sie los.

„Ich — darf — keuchte er, ich — darf — Dich nicht — weiterbringen, man — könnte uns sehen. Geliebte — Du bist krank. Nimm Deine ganze Kraft zusammen, sei stark, halte Dich aufrecht — ich — ich flehe Dich an! Geh nun. Ich warte hier

bis Du hinüber bist. Gute Nacht. Gute Nacht. Schlaf wohl!“ — Sie blieb stumm und wankte ihrem Hause zu. Holm stand an der Ecke der Corneliusstraße und sah ihr nach. Ein Mann kam vorüber, und, um nicht auffällig zu werden, ging Holm einige Schritte weiter. Als der Mann vorüber war, stürzte Holm an die Ecke zurück und spähte hinüber, — Adele war verschwunden. Sie mußte das Haus inzwischen schon erreicht haben. —

Seufzend ging Holm zurück. Kopfschüttelnd bedachte er das alles, was er eben erlebt hatte und schweren Herzens kehrte er heim.

Adele aber jagte die Rauchstraße hinunter, an ihrem Vaterhause vorüber, wie von Furien gehezt, stürmte sie vorwärts. Es brauste, es dröhnte in ihren Ohren, wie das Branden erregter Meere donnerte es in ihrem Kopfe, ein Zischen und Prasseln wie von einem Feuerwerk betäubte sie, Funkengarben stoben vor ihren Augen, und eine Rotte nackter Räuber verfolgte sie mit klirrenden Messern und geschwungenen Keulen.

Keuchend erreichte sie den Kanal. Sie sprang über den niedrigen Holzzaun der Böschung, mit gelendem Schrei stürzte sie sich hinab, schlug auf der schräg abfallenden steinernen Quaimauer auf und rollte in das eiskalte Wasser hinunter.

Ein Laut entfuhr ihrem Munde, wie einem Erstickenen, der nach Luft schnappt, dann sank sie regungslos unter, vom Schlage getroffen. —

Als es dunkelte, hatte Taubert nach seiner Tochter gefragt und vom Mädchen die Antwort erhalten, daß Fräulein sei auf seinem Zimmer. Ein halbe Stunde später wollte man Adelen von dort zum Abendessen rufen und fand sie nicht vor. Taubert fragte, ob seine Tochter noch einmal fortgegangen sei. Das Mädchen verneinte.

Taubert begab sich nun selbst hinauf in Adelen's Zimmer und rief nach ihr. Niemand antwortete. Das Zimmer war dunkel, ein Fenster stand geöffnet. Kopfschüttelnd ging Taubert nach dem Garten hinab und rief nach ihr. Keine Antwort. Unruhig geworden eilte er noch einmal zu ihrem Zimmer hinauf, steckte ein Licht an und leuchtete umher. Alles war leer. Auf dem Schreibtisch ein angefangener Brief . . . und mit Bleistift . . . in großen Zügen darüber hingemalt das Wort: „Tod — der Tod“ . . . und noch einmal quer über den Text: „der Tod“ . . .

Dem Alten flimmerte es vor den Augen, er stellte zitternd das Licht hin und begann diesen Brief zu lesen; aber nach den ersten Worten schon hielt er ein und bückte sich hastig nach einem Papier, das zusammengeknüllt am Boden lag. Er entfaltete es rasch, glättete es, begann zu lesen und im nächsten Moment schrie er so laut und gellend auf, daß das Mädchen bestürzt heraufgestürzt kam . . .

Am nächsten Tage, nach einer peinvollen Nacht, suchte Holm Adelen zur gewohnten Zeit, da sie nach der Akademie gehen sollte. Sie kam nicht. Gegen Mittag wartete er wieder vergeblich auf sie, da stieß er auf Bornstädt, der ihm sagte, was geschehen. Er entsetzte sich vor diesem wahnsinnigen Schmerzensausbruche, den seine Mitteilung bei Holm bewirkte.

Am Tage drauf schlich Holm gebeugt und gebrochen nach der Drakestraße. Er hielt einen wundervollen Kranz in der Hand und stieg nun bebend die Stufen empor zu diesem prachtglänzenden Palaste. Von einem verweinten Mädchen ward er in eines dieser von lächerlichem Luxus erfüllten Empfangszimmer gewiesen, das ein scharfer Duft von Lorbeer und Blumen durchzog.

Holm schrak zusammen, als eben die Thür sich öffnete, und Taubert, ein gebrochener, niedergebeugter verfallener Greis eintrat.

Holm brachte nichts heraus, nicht einmal seinen Namen. Er wies mit bebenden Lippen auf den Kranz, der in seiner Hand zitterte, und der Alte nickte bloß. Er ging zu der mächtigen, eichenen Schiebethür drüben in der Wand, er schob sie auseinander und, als sie nun, in einem Meer von Blumen, von Kerzenlicht übergossen, im Brautgewand', in Myrtenkranz und Schleier Adelen in ihrem offenen Sarge erblickten, da schrieen diese zwei Männer, wie aus einer Kehle, laut und schmerzlich klagend auf und sie, die in dieser Minute zum ersten Mal im

Leben einander sahen, sanken sich weinend in die Arme in dem gleichen, verzehrenden, heißen Schmerze.

Lange standen sie, der Alte und der Junge, und starrten auf diese regungslose Anmut hin, über die der Tod seinen schweigenden Ernst, seine harte Ruhe gebreitet. Und während in dem Alten ein schmerzlicher Abschied sich vollzog von Leben, Welt und Hoffen, das alles ihm mit diesen blassen Mädchen in den Sarg gelegt worden, errichtete Holm in seiner zerrissenen Seele ein erhabenes Denkmal dieser schmerzenreichen Stunde und die Marter dieses furchtbaren Schlages weihte sich ihm zu trauerndem Schönheitssdienst. Seine blutende Seele erschauerte nun vor den ernstesten und großen Gebilden, in denen seine von Schmerzen wachgeküßte Schaffenskraft jetzt ahnend sich regte.

Er hatte „die Gabe des Leids empfangen“ und so wuchs er denn nun mit ihr zu mächtigem und unvergänglichem Schaffen auf.





UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY  
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE  
STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of  
50c per volume after the third day overdue, increasing  
to \$1.00 per volume after the sixth day. Books not in  
demand may be renewed if application is made before  
expiration of loan period.

FEB 21 1918

SEP 21 1923

JUN 7 1940

50m-7,'18

YB 2977

872  
L253  
Land  
214541.

